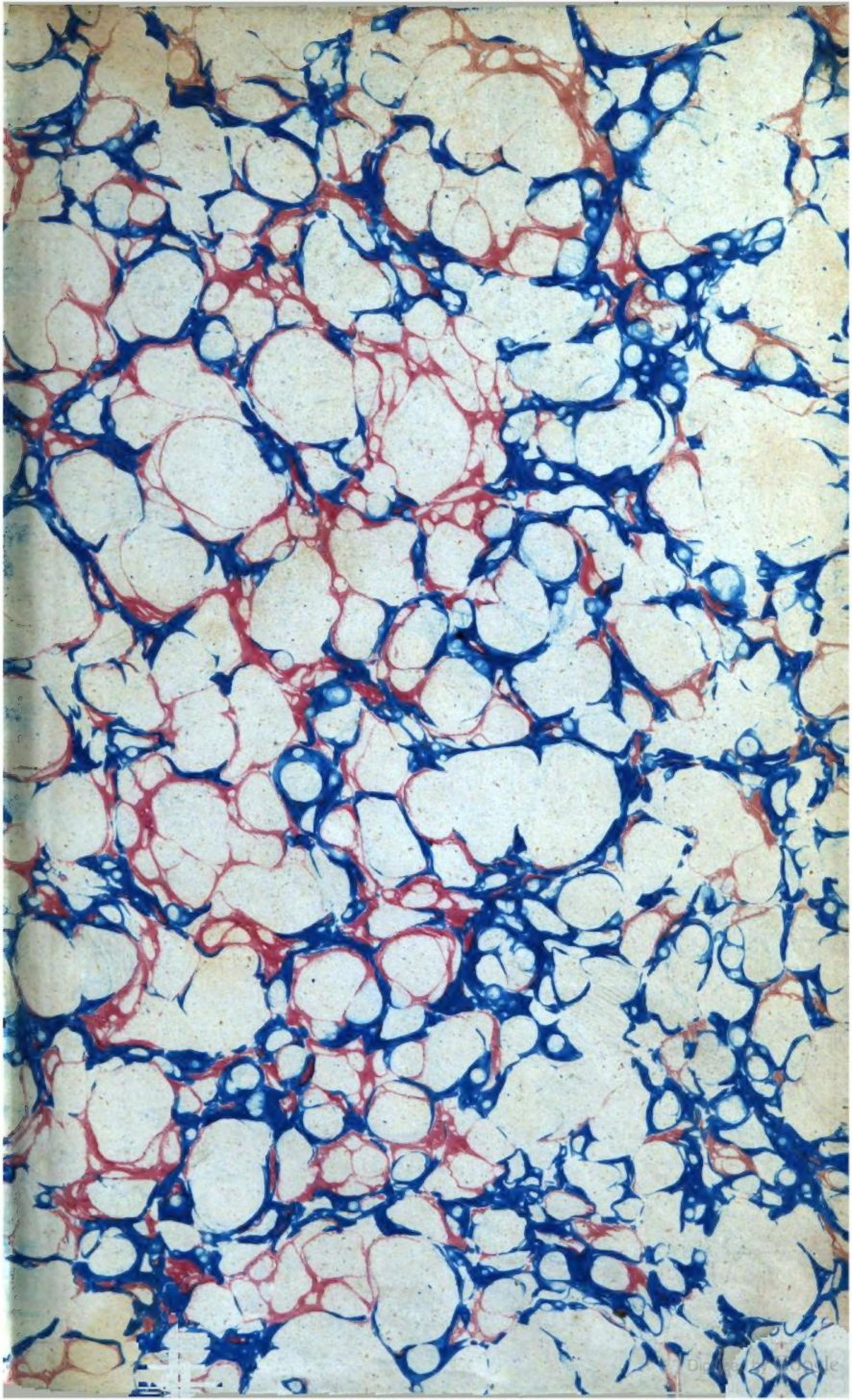
WÜRTTEMBERGISCHE LUSTSCHÖSSER. WÜRZBURG 1847

S ..... Haenle

Digitized by Google

SA.46.č.36.



Digitized by Google

34743-B.

Digitized by Google

Deutsche

Lustschlösser.

Erste Section:

Württembergische Schlösser.

Würzburg.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung.

1847.

Digitized by Google

Württembergische

Lustschlösser

von

S. Hänle.

I. Abtheilung:

Ludwigsburg.

Würzburg.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung.

1847.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Eine Geschichte der deutschen Lustschlösser! — ist eine Darstellung der Geschichte unseres Vaterlandes seit den letzten drei Jahrhunderten und wohl oft auch seit noch früherer Zeit. Diese prächtigen Fürstensitze, hier umrahmt von englischen Anlagen, wie sie der bessere Geschmack der neuern Zeit auf unseren Boden verpflanzte, dort emporschauend aus französischem Gartengeschnörkel, wie sie mit anderem Schlechterem die beklagenswerthe Sucht deutscher Fürsten, Ludwig XIV. nachzuahmen, geschaffen, bald sich anlehnend an finstere Reviere, die von festlichen Treibjagden, aber auch von blutigen Strafen der Jagdfrevler erzählen können, bald sich betrachtend in dem Spiegel eines klaren See's, der in manchen sternerhellten Nächten die einsame Gondel des fürstlichen Herrn zum verschwiegenen Rendez-vous trug, oder während der strahlenden Beleuchtung des Parkes von sprühenden Feuerwerken und chinesischen Laternen erglänzte, — alle diese prächtigen Fürsten-

Digitized by Google

ſitze wollen wir durchwandeln und den Begebenheiten folgen, die einſt in ihren Sälen ſich ereigneten, von ihrem verſchwiegenen Schooße aus die Welt mit Schrecken, mit Bewunderung, mit Freude erfüllten. Wir werden zuweilen die Hand eines Wohlthäters küſſen, deſſen Namen die Geſchichte mit Wonne und Dankbarkeit nennt, manchmal einen ſchwachen Fürſten beklagen müſſen, der in den Schlingen von Günſtlingen und Weibern nicht mehr Herr ſeines Landes, ja nicht einmal Herr ſeiner Perſon geblieben; nur ſelten begegnen wir einer jener finſtern Geſtalten der Geſchichte, die, Böſes wollend und Böſes vollbringend, ihren Namen mit Blut und Thränen in die Jahrbücher derſelben eingezeichnet haben.

Digitized by Google

I.

Die württembergiſchen Schlöſſer.

I.

Die württembergiſchen Schlöſſer.

Mitten im reizenden, fruchtbaren Württemberg, in der Nähe ſeiner freundlichen Reſidenz liegen die Luſtſchlöſſer, die wir beſuchen wollen. Sie alle ſind Schöpfungen der neueren Zeit, Denkmale der Jagd- und Gartenliebe der letzten Herzoge. Reichen ſie aber auch nicht weit in die Vergangenheit zurück, ſo ſind ſie dennoch wichtige, kundige Zeugen in der Geſchichte der anmuthvollen, ortereichen Gegenden ob und unter der Steig, und es ſind denkwürdige, — leider oft thränenſchwere — Tage, die ſie erlebt haben und von denen ſie erzählen können. Vor allem iſt da Ludwigsburg, aus dem Groll eines ſchwachen, abhängigen Fürſten, faſt könnte man ſagen über Nacht, entſtanden, aus einem unbedeutenden Jagdſchloſſe zur Reſidenz erhoben. Das Schickſal der Württemberger ging oft aus ſeinen Gemächern hervor. Von Ludwigsburg eilen wir zur Solitude.

Wir werden durch die Alleen ſtreichen und in den Bosquets Geſchichten über „Carl Herzog“ vernehmen, der hier, wie Schubart ſich ſpottend ausdrückt, „Schulmeiſterlein“ war. Aber die „Karlsſchule“ war dennoch ein großartiger Gedanke, großartig durchgeführt, und die Lorbeern, die ſich um Schiller und Dannecker ſchlingen, hängen auch auf das Inſtitut hernieder, dem dieſe beiden Heroen der deutſchen Kunſt ihre erſte Bildung verdanken. — Zwei Schlöſſer mahnen uns an das Frauenregiment des vergangenen Jahrhunderts — Freudenthal und Hohenheim. In erſterem ſpielt der letzte Akt des Trauerſpiels der Grävenitz, das zweite — einſt vielgeprieſen — erzählt uns von Franziska, dem verſöhnenden Genius der Greiſenjahre Herzog Carl's. Monrepos oder, wie es jetzt wieder heißt, das Seeſchloß, führt uns zu den glänzenden, aber doch dabei drangſalvollen Zeiten König Friedrich's. Der Roſenſtein endlich gönnt uns Blicke in die glücklichen Tage, die über Württemberg unter dem Könige Wilhelm aufgegangen, gewährt uns eine wehmuthsvolle Erinnerung an Katharina.

Ludwigsburg.

Nicht ganz drei Stunden von Stuttgart, in einem waldbedeckten Thale, welches links des Neckar sich ausbreitet, erhob sich im Jahre 1704 ein einsames Schlößchen des Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, wo der ermüdete Jäger öfter Erholung fand von dem anstrengenden Vergnügen des Waidwerkes. Dem Schlößchen waren große Dinge vorbehalten. Auf seinen Grundvesten sollte sich bald eine prächtige Residenz erheben, in deren Hallen eine der glänzendsten Hofhaltungen Deutschlands waltete, neben ihr bald eine schöne Stadt mit langen, nach der Schnur gemessenen Straßen. Die Residenz ein Schmollwinkel der Herzoge — die Stadt eine Trutzstadt für Stuttgart. Wenn Herr und Volk haderte, dann war reges Leben in ihren Straßen, erglänzten die Fenster von Ludwigsburg, — wenn Herr und Volk sich aussöhnte, schloß der Castellan die Thüren der Residenz, eilten die ephemeren Bewohner, Be-

amte, die der Wink des Gebieters hieher verſetzte — zurück in das beliebtere Stuttgart. Demnach können es keine angenehmen Geſchichten ſein, die wir unſern Leſern von dem Schloſſe mitzutheilen haben. Auf dem Gemälde, das wir uns vorgenommen aufzurollen, ſind nur wenige erfreuliche Gruppen, und das Auge wird düſter, wenn es die Geſtalten ſieht, die auf demſelben erſcheinen. Der Württemberger knirſcht, erblickt er an der Seite des Herzogs Eberhard das freche, üppige und habſüchtige Weib, das dem Lande mehr Schaden gebracht, als die Kriegsnöthen, die zu jener Zeit dasſelbe heimgeſucht. Wie ſie daſteht mit dem hochmüthigen Lächeln, mit dem ſchamloſen Blicke, während hier verſtoßen die fromme Herzogin, der treue Forſtner ſeufzt, dort der gramgebeugte Erbprinz hinſiecht. Ein anderes Tableau! Mit dem mächtigen Kriegeshelden, dem Freunde und Waffengenoſſen Eugen's geht Hand in Hand ein Sprößling des unterwürfigſten Volkes, deſſen tauſendjährige Sklaverei ſeinen Knechtſinn geboren hat. Carolus Alexander und Süß Oppenheimer. Eine Nacht, der Vizekönig Serbiens, der gefürchtete Feldmarſchall des Kaiſers liegt auf der Bahre, der allmächtige Miniſter iſt das Geſpötte der Gaſſenbuben und hängt bald im eiſernen Käfige am Galgen. Abermals

eine Gruppe! Feſtgelage, Hofſchranzengewimmel, ſchöne Frauen mit den berüchtigten blauen Schuhen. Mitten unter ihnen der geiſtreiche Carl, der zu leben weiß, freilich auf Koſten ſeines ausgeſogenen Volkes, der feine Montmartin, der derbe Rieger; entfernt von dieſem luſterfüllten Kreiſe und mit Mißfallen auf denſelben blickend die ſtörriſche Landſchaft, an ihrer Spitze der gelehrte, wackere Moſer. Carl! Laß deine Jomelli die ſüßeſten Töne hervorzaubern, deine Noverre die ſinnigſten Ballete aufführen, in Mitte dieſer Zerſtreuungen wirſt du die Stimme deines Gewiſſens hören müſſen. Die Mahnungen, welche aus dem Kerkerelende deiner Bergveſte an deine Bruſt pochen, kannſt du nicht übertäuben. Noch reicher wird das Gemälde, der gewaltigſte Mann ſeiner Zeit erſcheint auf demſelben, die Herzogskrone verſchwindet, eine andere ſchmückt aus ſeiner Hand das Haupt des erſten Königs von Württemberg. Zwar ſteht der neuerrichtete Thron auf den Trümmern des altehrwürdigen Gebäudes der Landſchaft, aber der, der den Scepter hält, trägt ihn wenigſtens feſt und ſicher. Vorüber! Der Gewaltige wird an Helena gefeſſelt, der ſtarre Friedrich ſteigt unverſöhnt mit ſeinem Volke in die Gruft ſeiner Väter. Da ſteht der milde Wilhelm, um-

geben von den Ständen ſeines Reiches. Ein neues, ſtarkes Band der Liebe hat das Volk mit ſeinem Fürſten geeint, es ſchaart ſich zum Schwure der Treue auf die neue Verfaſſung um ſeinen Thron. Wahrlich die ſchönſte von allen den Gruppen, die Ludwigsburg während hundertjähriger Dauer geſehen. Hand in Hand der edle Fürſt und ſein biederes Schwabenvolk.

Was dieſe Bilder in flüchtigen Umriſſen gezeigt, wir wollen es jetzt an der Hand der Geſchichte näher betrachten. Wir wollen von jener unheilvollen Erbauung von Ludwigsburg bis herab auf die ſonnigeren Tage der Jetztzeit ſeine Vergangenheit muſtern und an's Licht ſtellen. Wenn wir manchmal ſeufzen müſſen über das Wehe, das in den einzelnen Schilderungen jeden Mann deutſcher Zunge beſchleicht, da er mehr oder minder in ihnen das damalige Schickſal des Geſammtvaterlandes erblickt, ſo ſehen wir doch auch, wie es immer heller wird, je näher wir der Gegenwart kommen: ſind doch die düſtern Nebel, die über Deutſchland gebreitet lagen, zerriſſen, und — man kann es mit Gewißheit hoffen — bald wird überall Licht werden.

1. Die Erbauung.

Drei einzeln ſtehende Höfe, wie man vermuthet Ueberreſte eines größeren Ortes: der Erlachhof, der Fuchs- und der Schaafhof, bilden den Anfangspunkt der Stadt und Reſidenz von Ludwigsburg. Merkwürdiger Weiſe fällt die erſte Gründung des Schloſſes, das ſo vielen Einfluß auf das Schickſal Eliſabeth's übte, in dasſelbe Jahr, in dem ſie in Württemberg einzog. 1697 nämlich führte Eberhard Ludwig Eliſabeth von Baden-Durlach zum Altare und 1697 auch ließ der junge Herzog, der oft in den benachbarten Forſten jagte, einige Gemächer auf dem Erlachhofe für ſich einrichten.

Verhängnißvolle Jahre gingen an ſeinem Gebiete vorüber. Die Franzoſen, deren grauſames Wüthen einen der ſchönſten Theile Deutſchlands zu einer fortlaufenden Brandſtätte, zu einer traurigen Einöde gemacht hatten, ſtanden hart an den Marken des ſchwäbiſchen Kreiſes. Der bayeriſche Kurfürſt war ihr Bundesgenoſſe. In der Schlacht bei Höchſtadt führte Eberhard die zweite Linie des rechten Flügels

und wäre faſt in die Hände der bayeriſchen Dragoner gerathen, wenn nicht die tapfern Reiter ſeiner Leibwache ihn herausgehauen hätten. Während außen noch die Kriegsſtürme tobten, war aus den wenigen Gemächern auf dem Erlachhofe bereits ein kleines Schloß erſtanden, wo der Herzog durch die Jagd, das Spiel der Waffen, von dem Ernſt der Waffen, vom Kriege, Erholung fand. Der Name des Herzogs ward auch der Name des Schloſſes; Ludwigsburg erſtand im Jahre 1704.

Aber eine noch trübſalvollere Zeit als die der Franzoſenkriege war den Württembergern für die nächſte Zukunft vorbehalten. Denn damals war das unheilvolle Geſtirn der Grävenitz im Aufgehen. Für Ludwigsburg zwar war es in ſofern ein günſtiges, als der Favoritin Stuttgart ſo verhaßt war, wie die Herzogin und die Tugend, und ſie deshalb durch alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel die neue Nachbarſtadt zu heben ſuchte.

Im Jahre 1714 war man mit dem Baue des prächtigen Schloſſes, das ſich nun erhoben und in dem ſie als unumſchränkte Gebieterin wohnen ſollte, emſig beſchäftigt. An den Hauptbau und den linken Flügel, beide unter der Leitung des damals verſtorbenen Hauptmanns von Retti aufgeführt, beginnt

ſich bereits der rechte Flügel zu fügen, der eben nach dem Plane Friſoni's gefördert wird. Auch die Straßen ſind nicht mehr blos abgeſteckt, ſondern füllen ſich bereits mit Häuſern. So ſcheint es, als ob der Plan der Landhofmeiſterin, Stuttgart zu entvölkern, damit die Herzogin allein dort ſitze in dem vereinſamten Schloſſe, aus dem „die eigenſinnige, ſtolze Frau" nicht weichen will, zur Wahrheit werde.

Schauen wir uns um auf dem Bauplatze; wir begegnen in der Regel nur verdroſſenen Geſichtern, Arbeitern, denen man es anſieht, daß der durchlauchtigſte Wille, der ſie hierher beſchieden hat, nicht mit dem ihrigen übereinſtimmt. Selbſt die Baumeiſter aus Stuttgart, denen einzelne Theile des Werks übertragen ſind, liefern bedächtig und achſelzuckend dies und jenes Material aus und ſuchen ſich wo möglich der Arbeit zu entziehen. Wiſſen ſie doch nicht, ob ihnen je ein Lohn bezahlt werden wird für ihre Dienſte. Freilich zeigt uns der Lärm, der aus dem der Arbeitsſtätte gegenüberſtehenden Wirthshauſe herdringt, daß immer noch Thaler in den Taſchen der Württemberger klingen, aber auch hier bei den Bezahlten erhält „die Würbenin" eben keine glänzenden Lobſprüche. Treten wir ein, und hören wir auf ihre Geſpräche.

Dort jene Gruppe von Bauern, in deren Mitte der Sprecher mehr durch heftige Gestikulation als durch laute Worte sich bemerklich macht, kann uns über die Ansichten, welche unter dem Volke über die Grävenitz herrschen, belehren.

Ich sage Euch, sie ist eine Hexe, flüsterte er leise zu seinen Kameraden, indem er sich dabei rechts und links vorsichtig umschaute. Ich war damals beim Leibdiener in Stuttgart, als sie ankam, und weiß, was ich weiß. Ja ich weiß, welche Künste sie gebraucht hat, um Seine Durchlaucht in's Garn zu bringen. Ihr mögt es nun glauben oder nicht, sie hat mehr wie einmal den Teufel selbst zum Beistand gehabt.

Die Bauern schauten sich ängstlich um.

Der Redner fuhr fort. Ihr wißt wohl noch, daß die Person, die der Herzog so zu sagen aus dem Bettel aufgegriffen, es so weit gebracht hat, daß sie uns als Herzogin von der Kanzel herab proklamirt wurde, aber da fuhr der Kaiser dazwischen und sie hat fort genußt. Da hat ihr eine leichtfertige Frau am Hofe von der Leibwäsche der Herzogin verschafft; die schnitt sie in kleine Stückchen, tauchte sie in Branntwein, wusch sich das Gesicht, und dies hat die Liebe des Herzogs zu ihr hingezogen. Hat er

doch damals, wie mir der Leibdiener erzählte, zu Herrn von Forſtner geſagt: ich kann nicht von ihr laſſen, ſie iſt ein Stück von meiner Seele.

Ja, ja, beſtättigte ein Stuttgarter Bürger. Mein Nachbar, der Metzger, hat ihr das Kalb einer ſchwarzen Kuh bringen müſſen, und ein andermal ſoll ſie ſich drei ſchwarze Tauben verſchafft haben, denen ſie mit eigner Hand die Köpfe abdrehte. Was ſie mit dem Blute angefangen, weiß ich freilich nicht; aber das kann man ſich wohl denken.

Und woher, rief ein Anderer heftiger als vorſichtig, weiß ſie denn Alles, was im ganzen Lande paſſirt; da iſt einem Mädel in unſerm Dorfe etwas Menſchliches begegnet. Flugs hat ſie es gewußt und war frech genug, das arme Ding in Kirchenbuße zu bringen und 20 fl. zahlen zu laſſen.

Die dir freilich am weheſten gethan haben mochten, warf ein Anderer dazwiſchen, denn böſe Leute wollen behaupten, du ſelbſt habeſt aus guten Gründen das Geld für's Mädel gezahlt. Die ganze Geſellſchaft konnte ſich bei dieſer eben nicht feinen Anſpielung vor Lachen nicht laſſen.

Da fiel aber der Sprecher ein, daß wenn die Würbenin wirklich ſo allwiſſend ſei, auch die jetzt gehaltene Lobrede zu ihren Ohren kommen könnte.

Und ein Blick auf den Asperg, der gerade nicht einladend auf Ludwigsburg herüberschaut, machte sie plötzlich stumm. Einer duckte sich nach dem Andern stille zur Thüre hinaus.

Eine zweite Gesellschaft im anstoßenden Herrenstübchen hatte, nur durch die dünne Bretterwand von den Sprechenden getrennt, diesen schweigend zugehört. Es waren Adelige, welche das Fest hieher gelockt, das der Herzog dem gerade anwesenden Eugen von Savoyen in Ludwigsburg veranstaltet hatte. Als es nun stille und das große Wirthszimmer leer geworden, brach einer derselben das Schweigen und sagte: Was ist denn eigentlich Wahres an all Dem? Draußen in der Fremde, wo ich mich bis jetzt so lange herumgetrieben, ist mir die Heimath beinahe selbst fremd geworden. Ich habe nichts Klares, noch Genaues über Eure Zustände erfahren, zudem Ihr der Post selbst Euch nicht anvertraut habt. Schenkt mir jetzt wenigstens, da wir unbelauscht sitzen, reinen Wein ein.

Das könnt Ihr wohl am Besten, sagten Mehrere, indem sie auf einen ältlichen Herrn am Ende des Tisches zeigten; Ihr habt das Ding werden, wachsen und gedeihen sehen, erzählet, wir sind Alle Bekannte und keiner unter uns ein Späher.

Wenn ich nun auch den spiritus familiaris der Frau Landhofmeisterin gerade nicht fürchte, so weiß man allmänniglich, daß in Württemberg jetzt die Wände Ohren haben, hub dieser nun leise an, indem er die halboffne Thüre schloß. Ich bitte daher mehr zusammen zu rücken.

Was wahr ist, fragt Ihr mich, von den Erzählungen der Bauern. Leider Gottes das Meiste. Selbst was die übernatürlichen Künste betrifft, so ist das Gegentheil hievon wenigstens nicht erwiesen. Der Herr von Reischach, der damalige Hofmarschall von Stafforst und der Prinz von Hohenzollern sind es, denen wir die Wohlthaten verdanken, mit denen die Grävenitz das Land beschenkt. Sie haben sie an den Hof gebracht, und — der Herzog ist nie einem schönen Gesichte aus dem Wege gegangen.

Es war anno vier, meine Herren, als man den Namen Grävenitz zuerst bei uns hörte. Ihr Bruder, Hauptmann bei den Mecklenburgern, hatte wohl auch Kunde erhalten, daß in unserm Schwabenlande gut Wetter für fremde Hungerleider sei, verheirathete sich bei uns und war richtig bald Kammerjunker und Hauptmann. Dem Herrn Bruder folgte die Schwester bald nach. Sie war damals noch schön,

und wenn auch ein Paar Pockenmarben auf ihrem Gesichte bemerkbar waren, so ließ doch ihre schlanke und dabei volle Figur, ihre herrlich blitzenden Augen dies leicht übersehen; dabei war sie erst 20 Jahre alt, wußte ihr Zünglein wohl zu gebrauchen und sich den Schein von so vielen guten Eigenschaften zu geben, daß Jeder von ihr eingenommen ward. Ich sage den Schein; denn schon damals mochte sie nicht viel werth gewesen sein; ihre Kammerfrauen wenigstens erzählen garstige Geschichten von ihr. Frau von Ruth, ihre Schwägerin, hatte sie eigens für den Herzog verschrieben, und Reischach und Zollern wurden mit der Kupplerin, nachdem sie die Waare gesehen, bald einig. Zollern soll der Dame damals schon sehr nahe gestanden haben. So erschien denn vor acht Jahren die schöne Wilhelmine zuerst in den Hofzirkeln. Sie, die jetzt den großen Säckel Württembergs leert, mußte sich von der Ruth die Kleider borgen, in denen sie auftrat. Aber bald hatte sich das Blatt gewendet; in Kurzem lag der Herzog in ihren Schlingen. Was Wunder! die gewandte Norddeutsche, die vollendete Kokette hatte leichten Sieg gegen die, wollen wir es uns gestehen, langweilige, kapriziöse, eifersüchtige und bigotte Herzogin. Und welche Mittel wurden nicht alle in Bewegung gesetzt!

Die Eifersucht des Herzogs wurde erregt, Theater arrangirt, in denen die Grävenitz in den reizendsten Costümen sich zeigte, und dabei die Gluth des Fürsten durch den Widerstand, den er fand, noch mehr angefacht. Das Fräulein hatte all sein Schmachten unerwidert gelassen, da ihr Sinn auf ein höheres Ziel gerichtet war. Sie wollte Herzogin werden. Viele treue Diener durchschauten ihr Spiel, und besonders Hespen und Forstner warnten. Umsonst. Eines Tags wurden wir mit der Kunde überrascht, in Neuhaus bei Mühlen am Neckar habe sich der Herzog mit ihr trauen lassen. Da hatten wir denn zwei Herzoginnen auf einmal in optima forma. Aber die rechte wich nicht, obgleich man ihr hatte bedeuten lassen, sie solle sich nach Durlach zurückziehen, obgleich selbst der Kaiser, der auf so wohlfeile Weise der Dienste quitt sein wollte, die Württemberg geleistet, die Grävenitz zur Reichsgräfin erhob und die neue Verbindung sogar dem Geheimenrathe declarirt wurde. Meine Herrn, ich war dabei und sah mit eignen Augen, wie das kecke Weib frech genug war, sich neben dem Herzog in einen Armsessel zu setzen und sich vor der Versammlung gleichfalls als neue Fürstin zu geriren. Da wurde dem Kaiser die Sache zu bunt, besonders

als der ſchwer beleidigte Durlacher Hof mit dringenden Beſchwerden gegen Württemberg auftrat, ſo daß endlich eine Art von Vermittlung zu Stande kam. Damals war es auch, daß es zwiſchen unſerm Herrn und dem Könige von Schweden, der noch heſſen-kaſſeliſcher Prinz und als Vermittler anweſend, faſt zum Duelle gekommen wäre, da der Prinz in ſeinen Vorwürfen und Vorſtellungen ſich harter Ausdrücke bedient hatte. Genug! die Ehe, wenn man es ſo nennen darf, wurde wieder gelöſ't und die Favoritin nach Genf geſchickt. Sie mußte ſich verpflichten, nie wieder nach Württemberg zu gehen. Daß dieß natürlich ſchweres Geld gekoſtet, brauche ich nicht zu ſagen. Wir glaubten nun Alles wieder im beſten Zuge, der Herzog ſpeiſte mit ſeiner Gemahlin, und ſo verſchmerzten wir die Summen, die dem Lande entzogen worden waren. Jetzt ging aber das Reiſen nach Genf an und bald, anno elf, war auch die Grävenitz ſelber wieder da, nachdem ein alter böhmiſcher Edelmann ſchlecht genug geweſen, ſie ſich antrauen zu laſſen. Es trug ihm freilich neben der Stelle eines Landhofmeiſters jährlich 10,000 fl. ein. Daß ihn ſein liebes Weib und der Herzog ſogleich auf Reiſen geſchickt, verſteht ſich. Wie ſie's jetzt treibt, iſt bekannt. Sie regiert unſer Land, dominirt

unſer Cabinet, wo nur ihre Geſchöpfe ſitzen, hält den Erbprinzen ſchlecht wie eine Stiefmutter beleidigt die Herzogin täglich, ſcharrt Geld und Güter zuſammen, wie ſie nur kann, ſo das Gut Stetten, das ſie unverſchämt genug war, nach dem Tode der Herzogin-Mutter an ſich zu reißen, und — hier polterte der alte Edelmann heraus — wenn nicht der Adel dazwiſchen fährt, iſt unſer ſchönes Württemberg verloren.

Wird er das? fragte der Fremde. Vielleicht, war die Antwort. Doch darüber zu reden, iſt jetzt keine Zeit. Der alte Edelmann ſtand auf und maß mit großen Schritten die Stube. Er trat an's Fenſter und blickte unmuthig auf das emporſteigende Schloß; da gewahrte er jemand und grüßte raſch. Wenn Ihr Herrn von Forſtner ſehen wollt, rief er, Freunde! — hier müht er ſich ab, den Dank eines Fürſten zu verdienen, der ſeiner überdrüßig zu werden anfängt. Der dort mit dem ſammtnen Hofkleide iſt es, der eben ſich mit Friſoni unterhält. Die ungeheuchelte Ehrfurcht, die ihm überall gezollt wird, bezeugt, daß er nicht allein gefürchtet, ſondern auch geachtet wird.

Der Oberhofmeiſter und Kanzler Chriſtoph Peter Freiherr von Forſtner iſt der Jugendfreund des Herzogs; an einem ſo verderbten Hofe ein redlicher,

aufrichtiger Mann, der im Herzen das Werk verwünscht, das er fördern hilft. Er weiß nur zu gut, daß, je weiter die Mauern dieses Schlosses gedeihen werden, desto weiter wird die Kluft sein zwischen seinem fürstlichen Freunde und ihm. Er weiß es, daß die Herrschaft der Grävenitz in Ludwigsburg seinen Sturz nothwendig herbeiführen muß, daß sie schlau genug ist, einen Mann zu verdrängen, dessen Treue mit ihren Plänen ewig in Widerspruch sein würde. Schon hat er die Kälte des Herzogs mehrmals fühlen müssen, aber er hat es vorgezogen, die Gunst seines Herrn zu verlieren, als in die Wünsche der Maitresse einzugehen. Erst neulich, als er Johann Jakob Moser, einen seiner Räthe, der, gerade und offen wie er, wie er von Intriguen umgarnt ist, in Schutz nahm, hörte er eine Antwort, der man die Grävenitz'sche Eingebung ansah.

Doch da kömmt sie selbst. Staub wirbelt auf der Straße von Ludwigsburg empor. Nach seiner Gewohnheit leitet das Achtgespann, treffliche Apfelschimmel, der Herzog in Person. Mit sicherer Hand läßt er sie vor dem Wagen alle die beliebten Kunststücke einer mühsamen Dressur durchmachen, sie lenkend, als wäre es nur ein einziges Roß. Dabei verläugnet sich die natürliche Anmuth nicht, die den

Herzog überall auszeichnet und die ihn in seinen Jugendjahren zum berühmtesten Tänzer seiner Zeit machte. Im Wagen aber sitzt die Grävenitz. Wer die Macht der Gewohnheit nicht kennt, würde staunen, daß eine Frau von diesem Aeußern noch einen Mann zu fesseln vermag, dessen Gefühl für Schönheit ausgebildet sein mußte. Sie hatte sich nach der Mode der Zeit mit Schminke bedeckt und zeigte ein grimassirendes Lächeln. Die einst so glänzenden Augen hatten ihr Feuer verloren und waren trüb und roth geworden. Ihre Körperfülle begann bereits alles Maß der Grazie zu überschreiten, und die Fehler des Wuchses traten nun, da die Reize der Jugend nicht mehr den Blick auf sich zogen, grell und unangenehm hervor. Trotz dem daß der Herzog mit der Führung seines Gespanns hinlänglich beschäftigt ist, muß er democh der stets in ihn hineinpredigenden Gräfin Red' und Antwort stehen.

Neben der Equipage bemerken wir auf schönen Rossen drei merkwürdige Männer daher sprengen. Es sind Prinz Eugen, der edle Ritter, Bonneval, jener Abenteurer, der später den Turban genommen, und Graf Königseck, gleichfalls einer der Helden seiner Zeit. Staunend schaut das Volk empor zu dem großen Türkenbe-

ſieger, deſſen Thaten in Aller Mund waren, deſſen Krieger ihn wie eine Gottheit verehrten. Aber man hatte ſich einen Heros vorgeſtellt und gewahrte einen Mann mit mittelmäßiger Taille, länglichem, magerem Geſichte und eingefallenen Wangen. Doch der Blick ſeiner ſchwarzen Augen war voll Feuer und Leben, und wer ihn geſehen, wie er früh Morgens vor einer Schlacht ſeine Truppen muſterte, der konnte von der Majeſtät ſeiner Haltung, von der mächtigen Kraft erzählen, mit der er Alle beherrſchte. In dieſem Augenblicke war er von Raſtadt herüber gekommen, wo die Geſandten der Mächte den Friedensvertrag des ſpaniſchen Erbfolgekrieges unterhandelten. Eugen war verdrüßlich. Ihn engte der Aufenthalt bei dieſen kleinen Fürſten, „von denen jeder eine Maitreſſe oder Maitreßchen hat“. Und doch war Eberhard ſein Waffengefährte und einer der patriotiſchen Reichsfürſten, die ſich nicht durch Frankreich beſtechen ließen. Deshalb hatte er es auch über ſich gewinnen können, mehrmals bei der Grävenitz zu ſpeiſen, unterließ aber dabei nicht, der von Allen verlaſſenen Herzogin ſeinen Beſuch abzuſtatten. „Mir träumte es“, ſagte er zu Bonneval, der es auch hier nicht verſäumen konnte, ſeine Sarcasmen ſpielen zu laſſen, und das Embonpoint der Grävenitz mit den artigſten Witzen be-

dachte, „ich ſähe wie der Gott Janus aus, und trüge eine Perrücke, deren eine Hälfte militäriſch, die andere diplomatiſch friſirt iſt. Aber hier iſt es mir doch immer noch wohler, als in Raſtadt, von dem ich mich ſo lang entfernt halte, bis die Reichsſtände mit den Reklamationen und Streitigkeiten zu Ende ſind; dann wird mir immer noch Zeit bleiben, auf die Sünde der Seemächte das Siegel zu drücken.“ Der Prinz ahnte damals wohl nicht, daß ſein Nachbar einſt zu den Fahnen der Ungläubigen übergehen und in den Reihen derjenigen kämpfen würde, denen das Schwert Eugen's ſchon ſo viele Wunden geſchlagen. Bonneval — Achmet Paſcha — bildet mit ſeinem unruhigen Treiben und ſeinem zweifelhaften Charakter ein ſonderbares Seitenſtück zu dem edlen Ritter, welches, wie es ſcheint, ordentlich der Contraſte willen, die Geſchichte in eine Zeit gerahmt hat. Auch über die Thaten, die Königseck vollbracht, war damals noch größtentheils der Schleier der Zukunft gebreitet. Eben hatte man ja Friede mit Frankreich geſchloſſen; wer mochte da an einen neuen Krieg mit demſelben denken, in welchem dieſer ausgezeichnete Heerführer Siege, wie den über Broglio bei Guaſtalla, erringen würde, von dem der Volkswitz ſang:

„Eintauſend Mann ſechs oder ſieben,
Die ſind todt auf dem Platz geblieben,
Selbſt Broglio, der liegt im Dreck,
Das macht der tapfre Königseck
Und die gerechte Sache.“

Die Reiter ſprengten vor das Schloß, um es zu betrachten. Unterdeſſen gewahrte die Grävenitz Forſtner und ein Katzenblick ſtrafte das ſüße Lächeln Lüge, mit dem ſie ihn begrüßte. Die Beide kannten ſich einander. Der Herzog hielt. Der Bau ſchien ihm nicht ſo vorgeſchritten, als ſeine Ungeduld erwartet hatte. Dank den Einflüſterungen der Maitreſſe, die ſchlau genug war, zu berechnen, daß je mehr ſeine Hoffnungen getäuſcht werden würden, deſto mehr ſein Unmuth gegen Forſtner wachſen müſſe.

Forſtner, der Bau ſchreitet nicht voran, rief er ihm barſch entgegen.

Nicht meine Schuld, Durchlaucht. Ohne Geld kann man nichts ausrichten, und der Director des Finanzcollegiums, Baron von Thüngen, unterſtützt mich nicht gehörig.

Wie ſo?

Er hält mich von einem Termine zum andern hin und gab mir neulich die Antwort: Mein Herr, wo nichts hinein kömmt, kömmt auch nichts heraus.

Auf dieſe Worte röthete ſich des Herzogs Wange vor Zorn und wie unwillkürlich entfielen ihm die Worte: Die Deputation über den Ludwigsburger Bau beſteht aus lauter Spitzbuben.

Forſtner ſchwieg auf dieſe ihn ſo tief kränkende Rede. Aber ſein Blick ſtreifte die Gräfin, die gleichgültig mit ihrem Fächer ſpielte, als ob ſie nichts von Dem vernommen hätte, was eben zwiſchen beiden Freunden vorgefallen. Bald ließ aber dieſe Pauſe der Verlegenheit den Herzog fühlen, um wie viel er hier zu weit gegangen.

Verſteht ſich, Dich nehme ich aus, rief er raſch und kaum vernehmlich Herrn von Forſtner zu. Dieſer verbeugte ſich und dankte mit erzwungenem Lächeln und die Roſſe brauſten von dannen.

Forſtner aber fühlte es, daß ſeine Zeit in Würtemberg vorüber ſei, nachdem die ſeiner Freundſchaft mit Eberhard ſchon lange vorüber geweſen. Der Plan, ſich aus dem Lande zu entfernen, in dem er nicht mehr hoffte, Gutes wirken zu können, ſtand jetzt feſt in ihm.

So wurde Ludwigsburg, das auf Betrieb einer Maitreſſe, der rechtmäßigen Herzogin zum Trutz, gebaut wurde, noch ehe es vollendet, der Trennungsgrund zwiſchen dem Herzog und ſeinem beſten Diener.

Es war Abend. Ueberall drängte ſich die Maſſe, das Feuerwerk mit anzuſehen, das der Herzog ſeinen Gäſten veranſtaltet. Da verkündeten mehrere Kanonenſchüſſe den Anfang. Von allen Seiten ſtiegen Raketen, Schwärmer, Sturmhäfen, Springkugeln und wie ſie alle heißen mochten die Feuerkünſte jener Zeit, welche diplomatiſch genaue Beſchreiber gefunden, in die Luft. In allen Farben ſchlängelten ſich die Flammen, bald einen Tempel zeichnend, bald einen Stern bildend, bald den Namenszug des Herzogs, bald das württembergiſche Wappen verklärend. Jetzt wurde die Aufmerkſamkeit durch ein allegoriſches Bild in Anſpruch genommen, in dem die Gloria rechts und die Germania links neben der Statue Eugen's erſchienen und Lorbeerkränze über ihn hielten. Die Menge brach in Bewunderung und einen allgemeinen Beifallsſturm aus, der weniger dem Transparent als dem anweſenden Helden galt.

Aber nicht Alle, welche anfangs zugegen, waren Zeugen dieſes bewunderten Tableau geweſen. Viele vom Adel hatten ſich heimlich entfernt, um dort in jener dichtbelaubten Waldſpitze, die eben jetzt durch die aufſteigenden Raketen in ſchwarzen Umriſſen hervortritt, noch einmal gemeinſchaftlich den gefährlichen Plan zu überlegen und zu bereden. —

Es iſt beſchloſſen. Die Würben muß aus dem Lande entfernt werden; auf einer der nächſten Hofjagden wird man ſich ihrer gewaltſam bemächtigen.

Auch in dem Wirthshauſe fand unterdeſſen eine Unterredung ſtatt, die uns intereſſiren dürfte.

Alſo, — fragte ein Mann, dem der Schreiber und der Spitzbube aus allen Zügen ſah, den Wirth. Alſo raiſonirt haben ſie, die Bauernſchlingel; das trägt ihnen und uns etwas ein, wenn ich es morgen der Frau Landhofmeiſterin berichte. Ihnen eine Tracht Prügel und auf eine Zeit lang freie Koſt und Quartier, uns ein Stück Geld. Und der Adel flüſtert mit einander, der muß was vor haben, da werden wir fein ſein müſſen, bis wir es herausbringen.

2. Der Hof in Ludwigsburg.

Da steht nun das Schloß mit seinen Flügeln, Sälen, Zimmern, Treppen und Höfen, und der Herzog und die Frau Landhofmeisterin können sich ihres Werkes freuen. Bewundernd geht der Württemberger, dem es gestattet ist, die Pracht zu beschauen, durch die neuerrichteten Hallen, erstaunt über die mit reicher Stukatur belegten Gemächer und über die marmornen, feinen Kamine. Die großen, in schweren, prächtigen Rahmen gefaßten Spiegel aus den berühmtesten Fabriken Venedigs werfen auf allen Seiten sein Bild zurück. Eine Menge werthvoller Gemälde bedecken die Wände, er erkennt darunter Bekannte, bekannte Hunde, die, mehr als einmal ein Wild verfolgend, seine Felder verwüsteten. Es war nämlich eine Liebhaberei des Herzogs, geliebte Hunde und Pferde portraitiren zu lassen. Neben ihnen hingen bezeichnender oder ironischer Weise mehr als einmal schauerliche Nachtstücke. Vor dem Bilde eines Wolfes hält sich der Beschauer länger auf. Denn das ganze Land kennt den Leibwolf des Her-

zogs, der ihn auf allen Schritten und Tritten begleitet und Nachts auf einer kostbaren Tigerdecke neben seinem Bette liegt. Eine Menge Anekdoten vom Wolfe kreisen im Munde des Volkes. Jedermann weiß, wie er einst den Herzog, der auf seinen Feldzügen jenseits des Rheins war, vermuthlich weil ihm die Sache zu lange dauerte, verließ und plötzlich vor Ludwigsburg erschien. Auch bei der Krönung Karl's VI. nahm er Reißaus, weil ihn die Kanonen zu Frankfurt genirten. Der Wolf trug den Namen jenes Heerführers der Franzosen, der die Pfalz einäscherte und der heute noch durch den Haß der unglücklichen Geschädigten als Hundenamen genannt wird — Melac. Dem Spiegelzimmer, dem lackirten Cabinet, dem wirklich schönen Plafond wird gleichfalls der Zoll der Bewunderung reichlich dargebracht. Sehr erlustigt man sich bei der Beschauung der Geweihkammer, in welcher nach alter württembergischer Sitte die Geweihe aller der Hirsche angebracht waren, welche der Herzog erlegt hatte. Auch eine Geweihkammer der Frau Landhofmeisterin ist zu sehen. Daß es bei dieser Gelegenheit an schlechten Späßen nicht fehlte, ist wohl begreiflich. Aber auch manche trübe Erinnerungen mögen wieder dabei über die Jagdliebe des Herzogs in dem

Gedächtniß der Landskinder auftauchen. Das Wild in Württemberg war damals so zahlreich, daß in einem einzigen kalten Winter 7000 Stücke rothes und in zwei andern 20,000 schwarzes und rothes Wildpret umgekommen sind.

Eben so findet er den Garten mit der seit 1707 angelegten Fasanerie und dem gerade im Bau begriffenen Schlößchen, so wie die Anlagen, welche sich um ganz Ludwigsburg herumziehen, besonders die sogenannte Salonspitze und die grüne Bettlade eines Ganges wohl werth.

Wenn der Württemberger aber überall seines Lobes kein Ende hat, so sticht sein Urtheil so ziemlich ab gegen das des kundigen Fremden, der Ludwigsburg besucht. Räumt dieser auch ein, daß Malerei, Sculptur und Vergoldung bei'm Schlosse reichlich angewendet worden, so meint er doch auch, daß dieß mehr mit Ueberladung und Streben nach Prachtentwicklung, als mit feinem Geschmack geschehen sei. Die Gemächer seien lang, enge und unwohnlich; sie hätten nicht genug Licht und ermangelten der Bequemlichkeit. Auch die Haupttreppe sei zu düster.

Die Festlichkeit, die heute, den 18. Mai, die Menge aus Stuttgart und der ganzen Umgegend nach Ludwigsburg zieht, gilt einer abermaligen Ver-

ſchönerung des Schloſſes, der Grundſteinlegung der fürſtlichen Kirche. Durch die lange Reihe der prunkvoll gekleideten Garden ſchreitet der Feſtzug dem Schloſſe zu, wo derſelbe von den ſchmetternden Tönen der Hoftrompeten und dem Wirbeln der Pauken begrüßt wird. Der Hofprediger und hochfürſtliche Conſiſtorialrath Urlſperger eröffnete die Feierlichkeit mit einer wohlgeſetzten Rede, in der er eines Weitern darüber abhandelte, wie in einem gut begründeten Staate ſich Alles ſo fein zuſammenfügen müſſe, wie die Steine bei einem Baue. Daß Württemberg unter Eberhard Ludwig ein alſo gut begründeter Staat ſei, wurde ſodann devoteſt dargethan. Der Rede folgte eine mit Muſik begleitete Arie, ein koſtbares Denkmal der Hofpoeſie jener Zeit, das wir nicht umhin können, unſern Leſern hiemit zu überliefern.

Frolocket ihr Völker, mit Jauchzen und Singen,
Wir wollen die Ehre dem Einigen bringen.
Auch Pauken! Trompeten! vermehret die Freud,
Die EBERHARD LUDWIG uns heute bereit.

Ludwigsburg erhebe dich,
Deinen Fürſten hoch zu preiſen,
Der Dir Gutes zu erweiſen,
Auf das neu bemühte ſich.

Sieh! er legt den ersten Stein
An der Kirchen Gott zu Ehren,
Daß du künftig sollest hören,
Was dir kann erbaulich sein.

Darum rühme seine Gnad,
Die er dir in vielen Stücken,
Deinen Wachstum zu beglücken,
Oefters schon erwiesen hat.

Abermals ertönte Trompeten- und Paukenschall, und alle Augen richteten sich auf den Herzog, der nun den Grundstein legte. Auch in Ludwigsburg wurden, als Nachahmung der Krönungsfeierlichkeiten zu Frankfurt, mit bezüglicher Inschrift geprägte Münzen, sowie Brod unter das Volk vertheilt, und rother und weißer Wein sprang aus einer Fontaine auf dem Platze.

Da hätten wir denn ein offizielles Schauspiel des Jahrs 1716 gesehen. Wollen wir auch den Hof in seinem Innern kennen lernen, wie er sich mit seinem Fürchten und Hassen, Intriguen und Bagatellsorgen, die hinwiederum von größerer Tragweite sind, als der Uneingeweihte glaubt, um Serenissimus herumtreibt. Je größer die Reihen der Hofbe-

dienten, je häufiger die Feste, je bedeutender die Summen, die bei ihnen für Bälle, Schmausereien, Conzerte ꝛc. verschwendet wurden, desto höher war damals der Ruhm des Hofes. Gewiß ein mächtiger Abstand gegen Jetzt, wo alle Höfe mehr oder minder den Charakter der Einfachheit an sich tragen und nur einen großen Familienkreis vorzustellen suchen. Vorüber sind die Zeiten, in welchen auf das Lächeln einer Dame, die auf das Herz des Herrschers Eindruck zu machen verstand, Wälder fallen mußten; die fabelhafte Pracht, die nur für die Dauer weniger Stunden verwendet wurde, ungeheuere Summen verschlang und dann wie im Traume verschwand, hat einem soliden, würdevollern Aufwande Platz gemacht. Nur in seltenen Fällen und bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten sieht man jetzt noch schwache Nachahmungen von jenen pomphaften Aufzügen und Festlichkeiten, die damals an der Tagesordnung waren.

Der Württemberger Hof war unter Eberhard Ludwig einer der glänzendsten Deutschlands. Ein Blick auf die hellerleuchteten Säle, in denen die Gräfin von Würben eben Spiel hält, kann uns von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Zwanzig Pagen aus den edelsten Häusern des Landes in

rothen reich mit Gold verbrämten Röcken durcheilen die Gemächer, in denen Sprößlinge der älteſten Familien Schwabens bemüht ſind, der allgebietenden Maitreſſe ihre Devotion zu bezeugen. Die Frau Landhofmeiſterin hatte ſich aber auch mit einem anſehnlichen Kreiſe ihrer eigenen Familie umgeben. Einer ihrer Brüder iſt Major der Leibgarde, der Hofmarſchall iſt ihr Neffe und der Reiſemarſchall Sittmann ihr Schwager. Auch die Mutter der Grävenitz iſt am Hofe, ebenſo die jüngere Schweſter, die eine Zeit lang Stiftsfräulein von Obriſtenfeld geweſen, ſich aber nun dem Herrn Garderittmeiſter von Boldewin verlobt hat, der, wie man ſagt, demnächſt Kriegsrath-Präſident wird. Daß das Fräulein heute nicht an ihrem Platze ſitzt, iſt ein Dehors, welches der Hofrath Pfau veranlaßt, und welches allem Anſcheine nach den ganzen Hof beſchäftigt. Während Se. Durchlaucht am Kamine ſtehend ſich mit dem andern Pfau — dem Miniſter des Auswärtigen, der nach Forſtner's Verſicherung zwar keinen Brief richtig zu ſchreiben, aber deſto beſſer die Violine zu ſpielen verſteht — ſich zu unterhalten geruhte, hatte Pfau, der Hofrath, die Betiſe begangen, ſich ganz gemächlich auf den Stuhl der jungen Grävenitz niederzulaſſen. Die Senſation war ungeheuer. Von

Reiſchach zupft ſich verlegen die Manſchetten; von Weiſenſee, der Obermundſchenk, macht ſich mit dem Leuchter am Spieltiſche zu thun. Die Maitreſſe aber benützt den Augenblick der allgemeinen Diſtraktion, um dem Herrn von Schunk einige Blicke zuzuwerfen, die den Herzog über die Treue ſeiner Geliebten hätte aufklären können, wenn er anders aufzuklären geweſen wäre. Noch iſt aber unſere Beſchreibung des Hofſtaates nicht vollendet. Wir wollen noch eine Anzahl jener Chargirten aufführen, die nebſt Marſtällen, Stutereien, Jagdzeugen, Feſtivitäten, Sängerinnen, Comödianten, Muſikanten nach den ſchiefen Vorſtellungen Eberhard's zum „Luſtre“ des Württemberger Hofes gehörten. Hier ſehen wir den Großſtallmeiſter, dort den Großjägermeiſter, der mit dem Parforcejägermeiſter und dem Oberfalkenmeiſter im Geſpräche iſt. Der Oberkapellmeiſter klagt dem Pagenhofmeiſter, daß die wöchentlichen Concerte bei weitem nicht mehr ſo anſprechen, ſeitdem das franzöſiſche Theater eröffnet worden, in das der Herzog freien Eintritt geſtattet. Der Oberküchenmeiſter von Pöllnitz gibt einige Anekdoten aus dem Hofleben Auguſt des Starken zum Beſten, die ihm ſein Vetter in Dresden eben geſchrieben hat. Die Kammerherren, die ſich in den reichen Uniformen

wie Schmetterlinge zwiſchen den Gruppen der Damen bewegten, beſchäftigte der Carneval, ein Vergnügen, das der Herzog erſt im vorigen Jahre ſeinem lebensluſtigen Hofe erſchloſſen hat. Ein anderer Gegenſtand ihrer Geſpräche war das Duell zwiſchen Baron von Zedwitz und dem Kammerjunker von Lentulus, weil dieſer an den Adel des erſten nicht hatte glauben wollen. Lentulus mußte den Hof ſo lange meiden, bis er ſeine edle Geburt durch Briefe und den Degen bewieſen hatte. Daß natürlich das Militär und beſonders die Garden in ihren gelben von Silber ſtrotzenden, mit ſchwarzen und rothen Bandelieren verzierten Röcken nicht die letzten waren, die zu dieſer Pracht beitrugen, begreift ſich um ſo mehr, als gerade damals die württembergiſchen Garden den Ruf der ſchönſten in ganz Deutſchland hatten. Da war der Generallieutenant, der tapfere Pfuel, zu ſehen, die Capitaines des Gardes du Corps und Capitaines des Gardes. Auch an Orden fehlte es nicht. Der Herzog trug den preußiſchen ſchwarzen Adlerorden und den däniſchen Elephantenorden und vor allen an einem ponceaurothen Bande das Ordenszeichen ſeines von ihm geſtifteten Hubertusorden, ein golden Kreuz mit rubinrothem Schmelzwerk, das an jedem der 4 Ecken einen Adler, zwiſchen den

mittlern und untern Spitzen ein Jägerhorn und die Deviſe trug: Amicitiae virtutisque foedus. Die Damen und auch manche Herren waren mit dem Ordenszeichen geſchmückt, das die Grävenitz eingeführt hatte. Es war dies ein weißes, dreiblättriges Kleeblatt.

Ueberall Glanz! überall die ausgeſuchteſte Toilette. Der Herzog von mittlerer Größe und dabei auch etwas beleibt in drap d'or. Die Geheimräthe in ſeidenen geſtickten Kleidern, wie es die Kleiderordnung von 1681 genau regelte. Nur eine Perſon, die nicht en grande tenue erſchienen, begegnet im Negligé unſern Blicken. Es iſt die Hauptperſon im Saale; die Grävenitz hat es auch in dieſer Hinſicht bereits am Hofe ſo weit gebracht, daß ſie dem Herzog, den erſten Familien des Landes gegenüber verletzen darf, was nicht nur die Etikette, ſondern auch die gemeinſten Regeln des Anſtandes gebieten. Mit einer leichten Entſchuldigung, daß ſie unwohl ſei, trotzt ſie dem Herkommen und der Sitte.

Heute zwar möchte ihre Unpäßlichkeit nicht blos eine fingirte ſein, denn ein wichtigeres Ereigniß, als das eben erzählte, beſchäftigt den kleinen Kreis der Eingeweihten. Unter der lächelnden Maske, die die herrſchende Parthei zur Schau trägt, kann der tiefer

Blickende eine ängſtliche Spannung erkennen, mit welcher Alles, was der Herzog thut und äußert, von ihr beobachtet wird. Sie, die ſich mit ſo vieler Sicherheit auf dem glatten Parkette des Hofes zu bewegen wiſſen, treten heute mit weniger Feſtigkeit auf, und es ſcheint faſt, als ob ſie beſorgt wären, zu ſtraucheln. Und doch fehlt gerade der Einzige in dieſer Verſammlung, den ſie fürchten und zu fürchten Urſache hatten, der zuweilen mit ſpöttiſchem Lächeln ihre heuchleriſchen Ehrfurchtsbezeugungen commentirte, oft auch mit einem kräftigen Worte das künſtliche Gebäude ihrer Sophismen zuſammenwarf. Namentlich braucht die Gräfin heute nicht zu beſorgen, daß hinter dem Herzoge ein Dollmetſcher ſtehe, der aus ihren ſüßen Liebesworten ihren Wunſch herausleſe, dieſe oder jene Quelle des Einkommens in ihre Taſche zu leiten, oder ihn auf die Blicke aufmerkſam mache, die über den Herrn weg irgend einen gleichbegünſtigten Diener ſuchen.

Baron von Forſtner iſt nicht mehr anweſend; Kabale und Liebe haben ihn zwar fortgetrieben von Ludwigsburg, aber eben die Abweſenheit iſt Urſache des Zitterns der Höflinge. Jede Wendung des Herzogs wird benutzt, um ſich die Neuigkeit in die Ohren zu raunen, daß heute ein Brief des ehe-

maligen Ministers angelangt sei, den die Maitresse noch nicht zu Gesicht bekommen, wohl aber durch Postmeister Eberts dessen Ankunft erfahren habe. Da findet von Schütz schon einige Kälte in den Mienen des Herzogs, der allerdings heute düstrer war als gewöhnlich, und dem gewandten, aber durchaus unredlichen Diplomaten kommen alle Betrügereien in den Sinn, die er an seinem Herrn schon verübt hatte. Sein Bruder denkt schon an die Untersuchung gegen den armen Juden Levi, der schuldlos im Kerker sitzt, Boldewin an das Commissorium mit den Trizesimen-Geldern und den dadurch veranlaßten Haß des Volkes. Von Pfau fürchtet schon, man möchte ihm die Rechnung über jene 400,000 Livres abverlangen, die so sicher in seinem Schreibtische liegen. Dem Baron von Thüngen kommen plötzlich alle Staatsgläubiger in's Gedächtniß, die er nicht bezahlt, und deren gab's im Lande eine beträchtliche Menge, da nur die Maitresse und ihr Anhang befriedigt ward. Herr von Reischach besinnt sich auf einmal seiner Betrügereien auf dem Kreistage zu Ulm; der geizige Weisensee fürchtet schon, er müsse Rechnung ablegen, und dem Schwager Sittmann bangt davor, es möge seine Generallandesvisitation einer neuen Visitation unterworfen und

ſeine Erpreſſungen bekannt werden, die er ſich an Gemeinden und Privaten erlaubt hatte — kurz dieſer machte dieſe, jener jene Combination. Alle aber zitterten, daß der ſo lange willenlos geweſene Herzog plötzlich wieder ſeinen eigenen Willen geltend machen möge. Nur Eine fühlte ſich freudig bewegt, die edle Gräfin Friederike Wilhelmine von Sayn-Wittgenſtein, die Gemahlin des Württemberger Generals von Wittgenſtein, eine ächte Freundin Forſtner's und des Landes.

Und an Allem dem iſt der unglückſelige geheimnißvolle Brief ſchuld. Welche Aufforderung alſo für die Maitreſſe, ſich dies wichtige Schreiben ihres Feindes, durch irgend welche Mittel es nur möglich iſt, zu verſchaffen.

Drei Tage trägt in der That Eberhard ein Schreiben Forſtner's in der Taſche, in welchem dieſer Staatsmann Alles aufgeboten hat, ſeinen ehemaligen Freund zu bewegen, die unwürdigen Feſſeln der Grävenitz endlich einmal abzuſtreifen. Der ſchwache Fürſt fühlt, daß Forſtner Recht hat, aber die Macht der Gewohnheit hatte bei ihm nicht minder Recht, und er traute ſich ſelbſt die Kraft nicht zu, die Gräfin zu entfernen. Ja es bangte ihm vor einer Zuſammenkunft mit ihr, da er nur zu wohl fühlte,

er würde einer buhlerischen Thräne das Vertrauen opfern, das ein Freund in seine Verschwiegenheit gesetzt. —

Er hat es geopfert. Das argwöhnische und besorgte Weib ließ den Herzog nicht aus den Augen, und so spionirte sie denn aus, daß der Gegenstand ihrer brennendsten Begierde, der Uriasbrief, von dem Herzoge in eine Schatulle verschlossen worden sei. So sehnsüchtig glühte selbst eine Grävenitz nie einem Liebesbriefe entgegen, so schnell eröffnete sie nie eine Schenkungsurkunde Eberhard's, als sie Forstner's Schreiben aufriß; denn zu jeder Schatulle hatte auch sie den Schlüssel. Galant war ihr Spiegel schon lange nicht mehr, aber in einen ungalanteren als den, den ihr dieser Brief vorhielt, hatte sie noch nicht geschaut. Wie zitterte sie vor Wuth im Lesen! Alle ihre Leidenschaften waren entfesselt, und von all den feinen Nüancirungen, die der Hofton gewöhnlich in ihren Mienen heuchelt, war keine Spur mehr zu sehen. Wie sie jetzt erscheint, gibt sie das treue Bild ihrer wahren Gesinnung, das Bild eines gemeinen, zorngerötheten Weibes.

Die Diener laufen, die Carossen rasseln, aus allen Ecken und Enden eilen die Kreaturen ihres Willens herbei, indem in großer Versammlung be=

rathen werden ſoll, wie der Schlag, der auf's Haupt der Gebieterin fallen ſoll, auf Forſtner's Haupt gelenkt werden könne. —

Die Scene, die kurz darauf im Cabinette des Herzogs aufgeführt wurde, war zu empörend, als daß wir ſie hier aufzeichnen möchten. Eberhard Ludwig gab den Brief, gab ſelbſt die Erlaubniß zur Verfolgung des treuen Freundes, denn er konnte einer Frau nicht widerſtehen, die Vorwürfe, Thränen, ſeine Sinnlichkeit und den Reiz der Gewohnheit ſo geſchickt bei ihm geltend zu machen wußte. Reiſchach und Conſorten können nun wieder auf dem Parkett des Schloſſes ruhig erſcheinen, ihr Haupt ſtolz erheben, Forſtner iſt auf ewig aus dem Herzen ſeines Freundes geriſſen.

* * *

Die Landverderberin — ſo hieß auf dem platten Lande die Gräfin — hatte zu lange auf ihr Opfer warten müſſen, als daß ſie ſich hätte verſagen können, ihren ganzen Rachedurſt an ihm zu kühlen. Pfau wurde ſchleunigſt nach Paris geſandt, wohin Forſtner geflüchtet war, um am dortigen Hofe deſſen Arreſtation zu erwirken. Ein Criminalprozeß, in dem der ehemalige Miniſter bezüchtigt wurde, den

Hof wie ein Deserteur verlassen, das Verbrechen des Kassendiebstahls, des Ehebruchs, des Giftmords, des Pasquillats, des Kirchenraubs und der Gotteslästerung begangen zu haben, von ihr anhängig gemacht. Man hatte eigens einen sehr geschickten und dabei sehr willigen Advokaten, Namens Dietrich aus Bayreuth, verschrieben und angestellt, damit er die Sache aburtheilen solle. Dietrich gab sich denn auch zu der Schmach her, den Prozeß im Sinne der hochgestellten Anklägerin zu entscheiden. Allein Forstner war so klug, in Paris zu bleiben, wo er nur mit leichter Haft belegt wurde. Alle Bemühungen Pfau's beim Regenten, dem Herzoge von Orleans, waren gescheitert, denn auf Forstner's Seite stand die treffliche Mutter Philipp's von Orleans, jene ausgezeichnete pfälzische Prinzessin, deren Sittenreinheit in der so verpesteten französischen Hauptstadt ein seltenes Muster war. Auf ihren Betrieb wurde Forstner bald wieder der Haft entledigt. Allein in Stuttgart kühlte sich die unmächtige Wuth auf jede mögliche Weise. Man schlug den Namen und das Bild des Verurtheilten an den Galgen, verbrannte seine Papiere, auch den letzten Brief aus Paris, in dem er der Grävenitz drohte, auf seinem Schlosse zu Dambach auch sie in effigie aufhängen zu lassen:

„Wir würden dann die berühmteſten Prozeſſirten dieſes Jahres ſein.“ Auch Forſtner's Plakate, die in allen Straßenecken Stuttgarts gefunden worden, ließ man in die Gluth werfen. Ihr Inhalt aber, daß alle jene württembergiſchen Miniſter, die ſich in dieſem Prozeſſe gebrauchen laſſen, infame, verabſcheuungswürdige Schurken ſeien, war zu deutlich aus dem Herzen jedes braven Württembergers geſchrieben, als daß dieſer Inhalt mit dem Papiere hätte vertilgt werden können.

Wahrlich Forſtner hatte Recht, wenn er in ſeiner Apologie ausruft: „Es iſt ein Fehler, wenn man ſich einbildet, daß ein geringes Feuer das Andenken einer Schrift auslöſchen könne, die, ſo lange als das Leben währt, im Andenken bleibt. Dieſe öffentliche Cenſur gibt vielmehr dergleichen Schriften ein neues Gewicht und Zuwachs von Gültigkeit und das Feuer des Scheiterhaufens beleuchtet den Ruhm des Schriftſtellers zur Schande ſeiner Gegner.“

3. Die Landhofmeisterin auf ihrem Höhepunkte.

Wir überspringen sieben Jahre, um abermals einen Blick in das Ludwigsburger Hofleben zu thun. Manches hat sich geändert, aber Nichts zum Nutzen des Landes. Immer noch herrscht die Frau Landhofmeisterin im Reiche und ihre Macht scheint gesicherter als je. Zwar hat der Erbprinz eine liebenswürdige Prinzessin, Henriette von Brandenburg-Schwedt, aus dem königlichen Hause von Preußen heimgeführt, allein auch dieser Familienanwachs konnte den Herzog nicht vermögen, die Maitresse endlich aus einem Kreise zu bannen, in dem sie schon so lange wie ein böser Dämon gewaltet. Unglücklicher Weise starb der Sprößling, auf welchem die Hoffnung des regierenden württembergischen Hauses ruhte, schon im ersten Jahre seines Lebens, und zwischen Vater und Sohn herrschte fortwährend eine Spannung, welche für den Vortheil der Grävenitz viel zu günstig war, als daß sie nicht Alles aufgeboten hätte, sie zu nähren. Die Verschwörung von Schönbuch war vereitelt worden und hatte den dabei Be-

theiligten Verbannung und Gefängniß zugezogen. Die Grävenitz hatte mit ihrem Bruder Sitz und Stimme auf der fränkiſchen Herrenbank erhalten. Ihre Güter mehrten ſich mit jedem Jahre. Ob und nieder der Steig hatte ſie ihre Amtleute, und der Säckel des Landes war auch der ihre. Zur Schatulle Eberhard's hatte ſie, wie wir bereits erzählten, ihren eigenen Schlüſſel. Ihre Anweiſungen auf die Landeskaſſe wurden pünktlicher honorirt als die, welche der Herzog ausſtellte, ſo daß dieſer, als er für ihre Habſucht und Verſchwendungen nicht genug Quellen eröffnen konnte, einſt händeringend in die merkwürdigen Worte ausbrach: „Sie halte ihn gar zu hart.“ Ihre Kreaturen ſaßen alle im Cabinette, dem ſie in eigner Perſon präſidirte, und in dem ihr Bruder der erſte Miniſter war; ein geheimer Pact feſſelte die Mitglieder desſelben, nicht eher eine Sache zum Vortrage vor den Herzog zu bringen, ehe ſie ſich ſelbſt unter einander darüber verſtändigt hätten. Unter allen Cabinets- und Geheimräthen war nur einer, unter den ſiebenzehn Expeditionsräthen nur drei Württemberger. Kein Amt wurde vergeben, ohne daß es bei ihr theuer erkauft worden war, und mehr als einmal mußte der Käufer, nachdem er den Preis baar erlegt hatte, dennoch mit leeren Händen ab-

ziehen. Ihre Aufpasser berichteten ihr aus allen Ecken des Landes, und Reichthum war ihr ein willkommenes Verbrechen, dem jederzeit die Strafe folgte, am liebsten die Confiskation, besonders wenn Juwelen im Spiele waren, für die sie eine eigne Passion hatte.

Aber Wollust und Habgier waren nicht einmal ihre einzigen Laster. Sie war auch, wie wir schon erzählt haben, um das Kleeblatt voll zu machen, von der gemeinsten Rachgier erfüllt. Wehe dem, der es einmal gewagt, ihr zuwider zu sein, sei es auch dadurch, daß Ihre Excellenz nur einen spöttischen Zug in seinen Mienen zu lesen glaubte. Er konnte sicher darauf rechnen, sie werde es ihm einst vergelten. Sogar wer es gewagt, die Herzogin, die resignirt in ihrem Schlosse zu Stuttgart saß, zu besuchen, war stets ihrer Ungnade gewiß. Ein Zeitgenosse sagt von ihr, der Teufel habe ihr Herz zu einem Sammelplatze aller Leidenschaften und Laster gemacht.

Diese Herrschaft mußte auch mittelbar von den unglücklichsten Folgen für das Land sein. In der Trostlosigkeit ihrer Zustände verfielen die Württemberger in zwei Extreme. Auf der einen Seite hörte man von ungeheuerer Sittenlosigkeit, auf der andern

von Pietiſterei. Jakob Böhme's Schriften, obwohl ſtrenge verboten, fanden Leſer und Anhänger, Separatiſten und Inſpirirte tauchten überall auf, ſogar eine Seherin, Chriſtina Regina Baderin, machte damals von ſich reden, und Geiſtliche mußten vom Conſiſtorium wegen verderblicher Lehre aus dem Lande gejagt werden. Doch kehren wir zur Grävenitz zurück.

Beſſer als alle Schilderungen werden einzelne Scenen ſprechen, die wir jetzt zur Charakteriſirung derſelben zuſammenſtellen wollen. Wenn wir uns dabei auch vom Schloſſe Ludwigsburg entfernen, ſo ſtehen doch alle mit demſelben, wo die Gewaltige thront, in engſter Verbindung. Sie ſind Lünettenbilder um das Hauptgemälde.

In Stuttgart ſehen wir ein Liebespärchen. Die Frau iſt Wittwe; ihr erſter Mann war Apotheker. Der neue Bräutigam hat keine Mittel, aber Kenntniſſe. Was thun? Die Wittwe verkauft ihre Apotheke und mit dem Gelde pilgert der Verlobte nach Ludwigsburg, ſich eine Amtmannſtelle bei der Maitreſſe zu holen. Ungeduldig wartet die Braut daheim. Endlich kömmt er, triumphirend hält er ſein Patent in den Händen; die 6000 fl. Vermögen ſind zwar weg, aber eine einträgliche Stelle iſt da. Wenige Tage darauf wird

ein Amtmann in demſelben Orte eingeſetzt, für das unſer Mann ſeine letzten einzigen Geldmittel hingelegt hatte. Dieſe bittere Täuſchung, der entſetzliche Betrug gibt dem Unglücklichen Verwünſchungen und Drohungen gegen die Landhofmeiſterin in den Mund; und ſie finden keine tauben Ohren, ſie werden derſelben hinterbracht. Beleidigungen der Maitreſſe galten damals für Majeſtätsbeleidigungen. Ein Criminalprozeß wird anhängig gemacht, und nur die Flucht des Prozeſſirten verhindert die Strafe. So wurde denn die arme Frau ihres Vermögens, ihres Bräutigams, ihrer letzten Hoffnung auf irdiſches Glück beraubt. In ihrer Verzweiflung an alles Erden-Gericht ſchickt ſie der Grävenitz eine Vorladung vor den himmliſchen Richter. Es liegt eine großartige, mächtige Idee in dieſem Verfahren, die Idee des Glaubens an eine ewige Gerechtigkeit, die dann auch waltet, wenn ſie dem menſchlichen Auge verborgen liegt. Die Grävenitz erhielt die Vorladung und ließ die Apothekerin als wahnſinnig einſperren. Noch einmal ſchrieb nun dieſelbe die Vorladung vor Gott. Sie ſchrieb ſie diesmal mit dem eignen Blute, und da Niemand ihr Ueberbringer ſein wollte, ſo legte ſie ſie ruhig in ihrem Kerker nieder, warf ſich auf die Kniee, darum flehend, es

möge der Himmel das Blatt der Gräfin zuführen, und — die Vorladung war fort. Das Gerücht hievon verbreitete ſich in Stuttgart, und das Gefängniß wurde auf alle Weiſe durchſucht; man fand nichts. Der Oberhofprediger Urlsſperger ſetzte die Gräfin davon in Kenntniß; und dieſe beeilte ſich, des allgemeinen Geſchrei's wegen, vielleicht auch, weil das Gewiſſen bei ihr anklopfte, die Sache zu unterdrücken, ließ die Apothekerin frei und unterſtützte ſie.

Ein Anderes. Auf Hohenneuffen ſchmachtete zwei Jahre lang der Abbé von Berga. Auf der Straße bei Ludwigsburg wurde derſelbe, weil man ihn im Verdacht hatte, mit Forſtner in Verbindung zu ſtehen, der ihm allerdings befreundet war, ergriffen und beraubt und in die Feſte geſchleppt. So ließ man ihn ohne Verhör oder Unterſuchung ſitzen, bis er endlich durch einen aus ſeinem Bettzeuge verfertigten Strick ſich die Mauern herunterließ und ſo ſelbſt befreite. Ein fliegendes Blatt, welches der Abbé, der Sohn eines württemberger Oberſtallmeiſters, nach ſeiner Befreiung über dieſen Vorgang veröffentlichte, mochte der Frau Landhofmeiſterin eben nicht frohe Empfindungen bereitet haben.

Von Städtchen zu Städtchen, von Ort zu Ort pilgerten ihre Emissäre. Die Beamten und sonst Leute, die die allgemeine Stimme zu fürchten hatten, wurden mit Untersuchung ihrer wirklichen oder ihrer angedichteten Verbrechen so lange bedroht, bis sie sich durch bedeutende Summen Absolutionsbriefe erkauften. Dabei war Unterschrift und Siegel des Herzogs gefälscht. Aber das hatte für sie ja gar nichts zu sagen, für sie, die unternehmen konnte, Befehle des Herzogs zu zerreißen und ihnen andere unterzuschieben. So hat der Dorfarzt Kümmig in Oeffingen 4000 fl. Absolution für den Ehebruch gezahlt. Ein Amtmann in Wailtingen pro absolutione processus criminalis 3000 fl. Die Freisprechungen von den Sexualprozessen waren oft auch billiger. Ein solcher kostete, wie ebenfalls ein Amtmann in Wailtingen beweist, nur 1500 fl. Manchmal ereignete es sich auch, daß man später, trotz des Absolutoriums, noch einmal die Schröpfköpfe ansetzte, wie das dem genannten Dorfarzte zu Oeffingen passirte, der nachträglich noch 2000 fl. erlegen mußte.

Doch sehen wir die Frau Landhofmeisterin mit ihrem Vertrauten und Sekretär Pfau selber arbeiten.

Von Wien, referirt Pfau, sind wieder Briefe an das herzogliche Cabinet gelangt, in welchen der kai-

ferliche Hof ſich darüber beklagt, daß die Reichspoſt in Stuttgart aufgehalten und das Felleiſen nach Stetten hinausgeſchleppt würde, um, wie der Brief ſich ausdrückt, der abſonderlichen Curioſität der Favoritin zu kontentiren. Auch frühere Regierungsräthe, die Gebrüder Riehl, haben ſich beim Reichskammergerichte darüber beſchwert, daß ſie mit Sack und Pack, mit Frau und Kind verjagt worden ſeien.

Die Riehl haben gegen mich konſpirirt. Dem Herzoge kann man die Sache übrigens heute Abend mittheilen. Ich werde eine große Fete geben, und er wird darauf nicht achten. „Papa" Schütz wird in Wien ſchon unſere Sache führen.

Der eine der beiden Hofjuden hat Anerbietungen gemacht, wenn man ihn frei läßt. Der andere will beim Reichskammergericht ſich beklagen.

Was hat er geboten?

7000 fl.

Anzunehmen. Der andere mag klagen. Wenn das Geld von dem Frankfurter Juden kommt, ſo iſt darauf zu ſehen, ob die Weſten, die ich aus des Herzogs Garderobe verkauft habe, nicht vergeſſen worden ſind. Welche Gebote ſind für die Kloſterhofmeiſterſtelle zu Kirchheim eingelaufen?

Nachdem der Wölfling 1000 Dukaten gezahlt und man sie ihm zugesagt hatte, kam ein Anderer und erlegte eben so viel.

Wenn Wölfling 2000 fl. nachzahlt, soll er sie haben. Von den 1000 Dukaten des Andern mache man sich nichts mehr wissen.

Ein „Zutreiber zur Schatulle" berichtet, daß ihm für die Oberamtmannstelle ein sehr annehmbares Gebot gemacht worden sei. Der Bewerber sei aber, was man sagt, ein Idiot.

Thut nichts. Man soll ihn recht weit hinaufschrauben. Ueberhaupt geht so wenig Geld ein.

Die Stellen sind alle besetzt. Ueber das besprochene Project, Adjunktionen und Exspektantien zu kreiren, die man sich ebenfalls bezahlen ließe, werde ich einen genauen Plan vorlegen.

Gut, das ließe sich ausführen. Von nun an sind auch die Beamtenkautionen baar zu hinterlegen und keine Interessen mehr davon zu bezahlen.

Die Beamten werden murren. Man hört sie schon darüber raisonniren, daß Ew. Excellenz im geheimen Cabinette präsidiren.

Das hat die Maintenon auch gethan.

Auch will man eine Aeußerung des Herzogs im Publikum kennen, er habe mit Thränen in den

Augen ausgerufen, er wisse nichts mehr aufzutreiben, er gebe Euer Excellenz Alles, was nur zu bekommen sei.

Die Grävenitz lachte. Ist es denn gar so arg?

Nun, ein Paar Tonnen Gold Hausausgaben könnte ich an den Fingern herunterzählen, antwortete halb schmunzelnd, halb maliziös Pfau, und wenn man noch die Güter dazu rechnet.

Genug, genug, gebot die Maitresse. Daß mir so was mir nicht unter den großen Haufen kommt. Da habe ich unlängst erst mit meinem Mädchen, der Lampertin, den Verdruß gehabt, welche allerlei Anschuldigungen von Hexereien und sonstigen Dummheiten durch den Hofprediger Urlsperger gegen mich vorbringen ließ.

Aber Euer Excellenz haben es ihm eingetränkt. So eben, höre ich, ist das Urtheil der Commission erschienen, und der Prediger ist wegen seines unbefugten Verfahrens getadelt worden und wird auf ein Dekanat versetzt.

So wird es allen meinen Feinden ergehen, triumphirte sie, so auch dem frechen Osiander, der mich nicht in's Kirchengebet einschließen will.

Er soll sich sogar erlaubt haben, —

Was?

Ich getraue mir nicht, es Euer Excellenz zu sagen.

Nur heraus damit!

Er soll erklärt haben, Euer Excellenz würden ja jetzt schon im Kirchengebete erwähnt indem man im Vaterunser täglich bete: Herr! erlöse uns vom Uebel.

Die Gräfin wüthete.

Pfau lachte in sich hinein und ging nach Hause, die Notizen über das Wirken der Maitresse zu vervollständigen, die mit dem Namen Fredegunde in seiner Geschichte des alemannischen Hofes bezeichnet wird.

Die Thatsache aber, die in diesen Tagen die Ludwigsburger Zirkel am meisten beschäftigte, und die gleichfalls interessante Streiflichter auf das damalige Hofleben wirft, war der Anfall der Mömpelgardischen Lande. Doch ehe wir zur Erzählung hievon übergehen, wollen wir einige Blicke auf die indeß erstandene Stadt werfen.

Nicht mit Unrecht kann man sagen, daß sie mit der Schnelligkeit in das Dasein gerufen worden sei, mit welcher der Theatermaschinenmeister seine Städtebilder aufstellt. In diesen langen eintönigen Häuserzeilen ist noch nichts geschehen; noch hat sie die Geschichte mit ihrem Zauberscheine nicht übergossen.

Stumm ſtehen die Gruppen der Häuſer neben einander, ſtumm und gleichförmig wie die Soldaten des Herzogs in ihren Reihen. Da iſt kein armes zerfallendes Häuschen, das ſich in ſeiner Armuth rühmt, die Wiege eines berühmten Mannes in ſeinen Winkelſtuben geſehen zu haben; da iſt kein langer finſterer Palaſt, der übermüthig auf das Gewimmel der Nachbarn herunterblickt und jetzt kahl und leer die Schauergeſchichten und das Liebesſpiel vergangener Tage bei ſich überdenkt. Keine Ruine ſchaut ſtolz aus der Maſſe von Häuſern empor, die ſich gleich ſchützenden Vaſallen um ihren Fuß verſammeln. Kein zierlich geſchnörkelter Erker kündet uns von der Behäbigkeit und Macht des deutſchen Bürgers im Mittelalter, und endlich kein erhabenes weithinblickendes Münſter mahnt das ſchwächere frivole Geſchlecht an die Aufopferung, Frömmigkeit und Kunſt unſerer Altvordern.

In der That, wie die Theaterhäuſer des Maſchinenmeiſters ſind ſie aufgebaut die Wohnungen von Ludwigsburg, und wie ſie ſind ſie nur auf kurze Zeit von Einwohnern belebt, die der Wink des Meiſters hierher geführt, damit ſie agiren, wie dieſer es will. Ihre Heimath iſt nicht hier, und ſinkt der Vorhang, ſo ſinkt mit ihm das Leben in

dieſen Straßen; Alles verläßt den augenblicklichen Schauplatz.

Unwillkürlich ſtreift der Gedanke über dies einzelne Beiſpiel von verunglückter Fürſtenſchöpfung hinaus. Wie wenige ſind groß geworden und erſtarkt von dieſen Kindern der Laune? Wie oft ſind gerade ſolche Lieblingsſitze ſchon durch den erſten Windſtoß der nachfolgenden Zeit umgeſtürzt, verwandelt worden zu modernen Ruinen, den troſtloſeſten Aller. Ein Beiſpiel, dem wir noch in dieſem Buche begegnen werden, Herzogs Karl, olim Musis, Ludwig Eugens nunc mulis iſt wohl nicht das einzige dieſer Art.

Noch war der Befehl nicht gegeben, nach welchem alle Stellen, die ſich bisher in Stuttgart befanden, in die neue Reſidenz verſetzt werden ſollten, und der verordnete, daß, wer ſich weigere, ſogleich ſeine Entlaſſung erhalten werde. Allein man wußte, daß er vorbereitet wurde, und dem Winke des Gebieters waren manche beförderungsluſtige Beamten bereits gefolgt. Bei Johann Jakob Moſer war der Wink aber unbenutzt geblieben, und auch ſpäter, als der Befehl gegeben wurde, war er es wieder, welcher, wie bei den meiſten Willkürakten, bei ſeinem „Diſſentit“ verharrte. Er erklärte zu Protokoll, daß er

lieber nach Wien gehen wolle. Man ließ ihn aber nicht außer Dienst und setzte ihn an das Collegium illustre.

Zwar war die Stadt noch nicht gepflastert, allein da der Weg zum Avancement durch sie führte, so ließ man sich's gefallen und zog in die erst halb ausgebauten, improvisirten Häuser, in denen die Schwämme zwischen den Brettern hervorwuchsen. Die Diplomaten aber, die ex officio hierher mußten, machten unverhohlen saure Gesichter, und die Antwort war eben nicht angenehm, die der kaiserliche Gesandte Eberhard Ludwig auf die Frage gab, wie ihm Ludwigsburg gefalle. Euer Durchlaucht, erwiderte er, ich kenne einen Landsmann, Klausnarr mit Namen, dem zu Ehren das Dorf, worin er geboren ward, zur Stadt erhoben wurde. Als sie vollendet war, ließ Klausnarr beim allgemeinen Freudenfeste den Kopf hängen. Man erkundigte sich bei Klausnar, warum er so trübsinnig sei, und er erwiederte: Es verdrießt mich, daß man nun sicher sagen wird, es wäre das ein dreckichtes Städtchen, während man früher sagte, es sei ein schöner Flecken. —

Die Reiseanstalten, welche Ludwigsburg eben beschäftigten, waren durch den Zug veranlaßt wor-

den, den der Herzog mit der Maitreſſe nach Mömpelpard zur Huldigung unternahm. Der letzte Zweig dieſer Nebenlinie war ausgeſtorben, und der Herzog hatte es durchgeſetzt, daß ihm und nicht der unebenbürtigen Familie die Nachfolge eingeräumt wurde.

Das waren auch erbauliche, dieſes Zeitalters ganz würdige Verhältniſſe, die an jenem Höfchen walteten. Leopold von Württemberg, der Fürſt dieſes Landes, hatte die Rückſichtsloſigkeit gegen Sitte und Anſtand ſo weit getrieben und ſich über alle beſtehenden Geſetze dermaſſen hinweggeſetzt, daß er mit 3 Frauen zu gleicher Zeit verheirathet war, von denen zwei ſogar Schweſtern geweſen. Sein Vater hatte ihn freilich danach erzogen. Der arme Prinz mußte Hebräiſch und Arabiſch lernen und bekam ſtatt der Bibel den Koran in die Hände. Was Wunder, daß er auch einen türkiſchen Haushalt führte und ſich zuletzt gar noch nach den Gebräuchen der alten Perſer richtete, indem er zwei ſeiner leiblichen Kinder mit einander verheirathete. Dieſem Ehepaar — Grafen von Sponeck — nun war vom Kaiſer die Erbfolge ab- und dem Herzoge zugeſprochen worden.

Auch dieser Triumph war der Grävenitz geglückt. An ihrer Seite, statt an der seiner rechtmäßigen Gemahlin zog, an der Spitze die neuerrichtete Chevaliergarde, Eberhard Ludwig mit einem prächtigen Gefolge in das neue Besitzthum. Schon zuvor wurden die Reisenden in Kehl fetirt und in Straßburg unter großem Zulaufe der Menge festlich empfangen. Von der Rheinbrücke an bis zur Stadt standen die Menschen, die Cavallerie bildete Spaliere und 100 Kanonen wurden gelöst. Auch in Schlettstadt und Belfort fanden Militairaufzüge statt. Eine Stunde von Mömpelgard hatte die Bürgerschaft, „in eine Compagnie zu Pferd und etliche zu Fuß eingetheilt," unter großem Jubelgeschrei den neuen Fürsten (am 18. Juli) empfangen. Die Bauernschaft war nebst der Jugend auf beiden Seiten rangirt. Die Mädchen warfen Blumen und Sträuße. Dreimal wurden 10 Kanonen abgefeuert und ein Lobgesang angestimmt. Die Grävenitz saß auf dem fürstlichen Stuhle neben Eberhard, als die Bewohner ihre Huldigung darbrachten, und mit ihr zog er am 3. September in Ludwigsburg wieder ein.

Uebrigens hinterließ diese Reise eine dauernde Erinnerung in der Finanzgeschichte Württembergs.

Die Grävenitz hatte ſie ſo koſtbar zu machen gewußt, daß noch in dem Anklageakte gegen ſie davon die Rede iſt. Sie hatte die Rechnung geführt und trotz den bedeutenden Summen, die mitgenommen worden waren, noch bedeutende Anforderungen nach der Rückkunft gemacht.

Im Jahre 1726, den 18. September, war Eberhard Ludwig 50 Jahre alt geworden. Dieſes Feſt, welches in der Reſidenz natürlich am prunkvollſten begangen wurde, erhöhten noch zwei andere Momente. Das eine, daß der Herzog erſt von einer ſchweren Krankheit wiedergeneſen war, das andere, daß an dieſem Tage die neuerbaute Kirche zu Ludwigsburg eingeweiht wurde.

So wuchs denn die Stadt immer mehr heran, und im Jahre darauf wurde ſie der Hauptort eines eigenen Amtes und aller Controllbehörden des Herzogthums. Die Aemter mußten ſich hier Häuſer bauen und jeder, wer nur irgend die Gunſt des Hofes erlangen wollte, zur Vergrößerung der Hauptſtadt beitragen. Der Obervogt und Regierungspräſident Ludwig von Pölnitz war es, der dem Herzoge den Gedanken eingab, auch die Kanzlei hierher zu verlegen. Daß Moſer es gewagt, nicht herüberzuſiedeln, fand Pölnitz unerträglich, und er ſah in der Weigerung einen inſupportablen Stolz,

den er ihm zu vergelten gedachte. Und als die Vorleſungen des gelehrten Juriſten bei dem collegium illustre ſogar von älteren und im Amte ſtehenden Leuten beſucht wurden, als ein fortwährender Briefwechſel mit Wien an die hochgeſtellteſten Perſonen dort zur Kunde des Präſidenten gelangte, war die emſig geſuchte Verdächtigung glücklich gefunden. Moſer erhielt die Ankündigung: Sereniſſimus habe die ſichere Nachricht, daß eine gefährliche Correſpondenz nach Wien gegen ihre eigene höchſte Perſon geführt werde. Er ſolle ſich warnen laſſen; der Herzog werde ein Exempel ſtatuiren, wenn dergleichen ihm wieder vorkomme.

Wohl gedachte Moſer, indem er dieſes Reſcript bei Seite legte, der Abſchiedsworte des Prälaten von Göttweich in Wien. „Ich habe allen Reſpekt für die Reichsfürſten, aber ihre Höfe ſind die Bäche; da fängt man Schneiderfiſchlein. Wien iſt der Oceanus, da fängt man Wallfiſche.“ Er hatte ja ſchon längſt des kleinlichen Intriguenſpiels ſeiner Collegen und Vorgeſetzten herzlich ſatt.

Aber er war keineswegs der Mann dazu, ſich durch eine ſolche Inſinuation ſchrecken zu laſſen. Pölnitz verweigerte es, ſeine Verantwortung dem Herzoge zu überbringen, und verwies ihn an dieſen ſelbſt. So ſahen die Antichambres von Ludwigsburg

einen ſeltenen Gaſt, dem es durchaus nicht wohl ſchien auf dieſem glatten Boden, in dieſer parfümirten Atmoſphäre. Der Herzog war nicht zu ſprechen, die Conferenzminiſter zuckten die Achſel und wollten nicht genau von der Sache unterrichtet ſein. Das ganze Reſultat ſeiner Bemühungen war eine Maſſe von Unannehmlichkeiten, die von nun an der Präſident über ihn verhängte.

Während aber Ludwigsburg, die Schöpfung der Grävenitz, mehr und mehr gedieh, fing ihre Sonne an zu erbleichen. Dem Herzoge ſelbſt war ſie läſtig geworden, und nur die Gewohnheit und die Furcht vor ihr erhielt ſie noch. Die Klagen der Unterthanen über ihre grenzenloſen Erpreſſungen waren doch endlich an ſein Ohr gedrungen, beſonders da ſich eine Parthei am Hofe gebildet, die der herrſchenden entgegen arbeitete. Den General von Wittgenſtein und ſeine Gemahlin, den Kammerjunker von Röder, welcher damals die Gunſt des Herzogs im hohen Grade beſaß, ſehen wir in den erſten Reihen ihrer Gegner. Auch Forſtner befand ſich ſchon 1729 wieder in württembergiſchen Dienſten, wenn auch nicht in der Nähe der Reſidenz, doch als Hofrichter zu Tübingen. Und ſelbſt der Miniſter von Grävenitz

ſchien zu merken, daß die Zeit ſeiner Schweſter vorüber und der Moment nicht mehr ferne ſei, ſie ſinken zu laſſen. Er hatte ſie an den Hof gebracht, er konnte ſie auch wieder ſtürzen. Was aber den Herzog am meiſten für ſie erkalten machte, war das Hinwelken ſeines einzigen Sohnes. Oft genug mochte ſein Gewiſſen laut werden bei'm Anblicke des Siechen, der ſo viel durch die Maitreſſe hatte leiden müſſen, und der Gedanke, daß kein Kind an ſeinem Sterbebette ſtehen, kein Erbe ſeinen Thron einnehmen werde, löſte das letzte Glied der ſchmachvollen Kette, die ihn ſo lange gefeſſelt hielt.

Doch ſie abzuſtreifen bedurfte es einer außerordentlichen Gelegenheit, eines energiſchen Geiſtes. Glücklicher Weiſe fand er ſich. Friedrich Wilhelm I., der kräftige Preußenkönig, der geſchworne Feind aller Maitreſſenwirthſchaften, ließ ſich zum Beſuche in Ludwigsburg anſagen; von ihm konnte man erwarten, daß er dem Herzoge den nöthigen Impuls gebe zur Löſung des unwürdigen Verhältniſſes.

Natürlicher Weiſe brachten die Zurüſtungen zu den Feſtlichkeiten, welche während der Anweſenheit des Königs ſtattfinden ſollten, den ganzen Hof in Bewegung. Nächſt Sachſen war Preußen der mächtigſte von den deutſchen Reichsſtänden, und außer-

dem mochte der Herzog ſich nicht gerne von Friedrich Wilhelm einige Derbheiten ſagen laſſen, womit dieſer Fürſt, wenn ihm etwas mißfiel, bekanntlich nicht gerade ſparſam war. Doch hatte Eberhard nicht den rechten Weg eingeſchlagen, zu dieſem Ziele zu gelangen. Während er einen Staat nach dem „Lustre ſeines Hofes“ beurtheilte, hatte Friedrich Wilhelm einen ganz andern Maßſtab; ihm war alle Verſchwendung verhaßt, und er ſtrebte nur nach vollen Kaſſen und guten, rieſengleichen Soldaten. Schon am Tage vorher hatte ſich der Einfluß des Königs bei der herzoglichen Tafel geltend gemacht. Ludwig Eberhard ſaß an derſelben gewöhnlich zwiſchen der Erbprinzeſſin und der Maitreſſe. Sonſt war die erſte die ſchweigende, die andere die tonangebende. Heute waren die Rollen gewechſelt. Die Erbprinzeſſin war vergnügt, endlich einmal Einen aus ihrem Hauſe wieder zu ſehen, der Grävenitz bangte vor dieſem „Corporalkönig“, der ſo wenig für die Reize der Schönheit und den esprit eines feinen Dialogs empfänglich war.

Nur drei Tage hatte der König von Preußen in Ludwigsburg zu weilen beſchloſſen, und der Herzog alſo wenige Zeit, für den befreundeten Fürſten eine lange Reihe von Feſtlichkeiten zu veranſtalten.

Der erſte Tag verging mit der Beſichtigung des Gartens und der Stadt; der König ließ ſich Alles zeigen und brach mehrmals in Worte des Beifalls aus, worüber ſich der Herzog ſehr geſchmeichelt fühlte. Während man die neueingerichtete Orangerie beſuchte, zu der man Bäume ſogar aus Sizilien hatte kommen laſſen, ereignete ſich ein ſonderbares Mißverſtändniß. Es war ein Gärtnerburſche anweſend und der Herzog rühmte eben die Vorzüglichkeit eines der Bäume, als der König ausrief: Wahrhaftig ſehr ſchön, groß und ſtark; ich würde ihn da wegnehmen und auf den Flügel ſtellen. Wen? Wieſo? Was? fragte der Herzog. Nun den Burſchen, meine ich, indem er mit dem Stocke auf ihn zeigte, der ſeine ſechs Schuhe mißt. Der Herzog hätte ihm wohl ein angenehmes Geſchenk mit dem Burſchen gemacht.

Am zweiten Tage war Soupé und großer Ball. Gleichzeitige Schriftſteller können den Glanz, der an dieſem Abende in Ludwigsburg herrſchte, nicht genug ſchildern. Alles, was nur irgend hoffähig war, war geladen worden, und ſelbſt an der Tafel nahmen mehr als 160 Perſonen Theil. Einen engern Kreis an dem mittleren Theile derſelben bil-

dete die herzogliche Familie mit ihrem Gaſte. Eberhard hatte es nicht gewagt, die Grävenitz dazu zu ziehen, denn er kannte den Abſcheu des Königs gegen alle Favoritinnen und bemerkte auch, daß, obwohl derſelbe ihr mit aller Höflichkeit begegnete, er doch keine Annäherungspunkte ſuchte; dagegen hatte er ſogleich nach ſeiner Ankunft ſeinen Adjutanten von Kröcher nach Stuttgart, das er nicht ſelbſt beſuchen konnte, zur Herzogin geſchickt, ihr ſein gebührendes Compliment zu machen.

An der mittleren Tafel alſo ſaß der König, der Herzog, der Erbprinz und ſeine Gemahlin. Der König war von mittlerer beleibter Statur mit markirten kräftigen Zügen, welche zwar vor Allem eine gewiſſe martialiſche Härte und Entſchiedenheit ausdrückten, aber dennoch auch Gutmüthigkeit zeigten. Den Herzog haben wir bereits geſchildert. Dem Erbprinzen ſah man es an, daß er ſchon viele traurige Erfahrungen gemacht. Sein Geſicht hatte einen wehmüthigen Zug, den alle die Freundlichkeit und Leutſeligkeit, die ſonſt ſeine Mienen belebten, nicht verwiſchen konnte. Zudem war er ſchwächlich und zart gebaut und ein Freund von Vergnügungen, die ſeiner Leibesbeſchaffenheit durchaus nicht zuſagten. So tanzte er gerne und ritt oft an einem Vormittage

ſechs bis acht Pferde müde. Die Erbprinzeſſin konnte gerade nicht ſchön genannt werden, doch hatte ſie ein majeſtätiſches Air, welches imponirte. Ihr Ernſt war am ganzen Hofe bekannt, und nur ſelten nahm ſie an den Luſtbarkeiten desſelben Theil, wahrſcheinlich weil ſie dadurch in die Nähe der ihr verhaßten Maitreſſe gebracht wurde. Wenn ſie aber erſchien, ſo war ihre glänzende, geſchmackvolle Toilette immer ein Gegenſtand des Neides für die Gräfin.

Eberhard Ludwig hatte ſeinen Gäſten zu Ehren das Ceremoniel des preußiſchen Hofes bei der Bewirthung des Königs nachgeahmt. Zuerſt wurde das Tiſchgebet geſprochen und der König hörte ihm andächtig zu. Sodann legte der Vorſchneider auf ein gegebenes Zeichen und nachdem er ſelbſt das Fleiſch gekoſtet hatte, den hohen Herrſchaften vor. Ein Edelknabe überreichte der Majeſtät, wenn ſie zu trinken begehrte, Wein und Waſſer in zwei Flaſchen auf einem goldenen Teller. Der König brachte die Geſundheit der herzoglichen Familie aus und der Herzog erwiederte ſie. Damit war das Zeichen gegeben, daß der Hof ſich aus dem Kreiſe der Herrſchaften zurückzuziehen und an die Tafeln zu begeben habe.

Das Gespräch drehte sich anfangs um die militärische Laufbahn der beiden Fürsten und um die Kriegsthaten Carl Alexander's von Württemberg. Da der Herzog wußte, daß der König sich für Geschichten aus dem Soldaten- und Kriegsleben besonders interessirte, hatte er an Anekdoten aus dem Leben des 1709 verstorbenen Prinzen Max Emanuel, des bereits designirten Gatten der Prinzessin Ulrike von Schweden, einen willkommenen Stoff zur Unterhaltung gefunden. Es freute den König, Näheres über den Prinzen zu vernehmen, der seit seinem vierzehnten Jahre in Begleitung des abenteuerlichen Carl XII. fortwährend auf dem Schlachtfelde sich herumtrieb und schon im zwanzigsten auf einer Reise nach Württemberg an einem hitzigen Fieber starb. Am bekanntesten ist die auch diesmal wieder erzählte Geschichte, daß der Prinz als vierzehnjähriger Knabe beim Ueberfalle von Pultusk, den Degen in der Hand, auf einen alten sächsischen Dragoner einstürmte, der ihn anfuhr: Und du kleiner Pummer willst auch schon einem rechtschaffenen Kerl den Hals brechen? Der Prinz wäre von dem Reiter zusammengehauen worden, wenn ihn nicht Karl selbst gerettet hätte.

Nachdem das offizielle Diner vorüber und das

Zeichen, ſich von der Tafel zu erheben, gegeben war, iſolirte ſich die herzogliche Familie in einen der innern Säle des Schloſſes, wo der König, wie es ſeine Gewohnheit war, den Flaſchen fleißig zuſprach. Hierdurch etwas wärmer geworden, nahm ſeine Rede eine lebhaftere Wendung.

Da war ich, erzählte er, vor einigen Jahren am Dresdener Hofe. Der Auguſt wirft für allerlei Thorheiten exorbitante Summen hinaus. Er hätte mich kennen und nicht ſo viel Façon mit mir machen ſollen. Mir iſt das widerwärtig. Und ich hatte mir doch im Voraus alles Ceremoniell verbeten. Was mich am meiſten zu ſehen verlangte, war das Zeughaus und die Wachtparade, und was ich am wenigſten hatte ſehen mögen, das war die Orſelska.

Der König hielt inne. Es hatte ihn im Fluſſe des Dialogs die Erinnerung an jene Dame überraſcht. Die Erbprinzeſſin, welche die Deutung wohl verſtanden, ſuchte dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, indem ſie ſich nach dem Befinden des Kronprinzen erkundigte. Gerade aber der Gedanke an die Vorfälle am Dresdner Hofe und an das Verhältniß ſeines Sohnes zur Orſelska machten den König mürriſcher Laune, und ſich immer mehr und mehr durch Rede und Trunk in Zorn jagend,

brach er in die Worte aus: Wenn ich nicht so tüchtige Mannszucht in meinem Hause hielte, so würde Manches quer gehen. Allein ich habe den Commandostab und sehe auf Subordination. Mein Fritz möchte mir schon allerlei Sprünge machen, besonders mit seinem Französischen und der Musik.

Auch der Erbprinz ist musikalisch und komponirt sogar, fiel die Prinzessin dem Könige in die Rede, ein Mißverständniß zu verhindern.

Nun ja, es ist recht schön, räusperte sich Friedrich Wilhelm, aber exerziren ist mir doch lieber, und Abends könnte er auch, statt mit dem gelehrten Firlefanz und den Büchern sich zu beschäftigen, in meine Tabagie kommen. Da wird ordentlich getrunken und geraucht, und was Tüchtiges könnte er auch dort lernen, wir haben Gelehrte dort. Da ist der Gundling, der hat uns schon manchen lustigen Abend bereitet, und trinken kann er.

Was das Trinken anlangt, meinte der Erbprinz, da haben wir vor Kurzem auch bei uns eine ganz artige Leistung gesehen. Ein Würzburgischer Minister, der vor einiger Zeit ein Negoce in Ludwigsburg hatte, hat sie hier alle heruntergetrunken. Nicht weniger als zehn Maß Burgunder hat der Mann

consumirt, und man sah ihm nicht daß Geringste an.

Der König lachte. Ja ja, sagte er, bei dem Würzburger Bischof wird gut gelebt. Da gibt's ihrer noch mehr, die auf eine solche Quantität, wie sie sich ausdrücken, geaicht sind.

Nun da er in der besten Laune, brachte die Prinzessin das Gespräch auf die Damen des königlichen Hauses.

Wir lieben einander, sagte Friedrich Wilhelm von seiner Frau. Bei uns gibt's keine Nebensprünge, fuhr er mit einem Seitenblicke auf den Herzog, der sich verfärbte, weiter; wir leben, wie's christlichen Eheleuten gebührt. Aber deswegen halt ich doch auf mein Ansehen und habe mit der Königin manche Bataille. Meine Tochter Luise habe ich an den Markgraf von Anspach verheirathet. Kurioser Hof das in Anspach. Der Markgraf glaubt, er wäre Ludwig XIV. Meine Wilhelmine aber will nicht Ordre pariren, weil ihre Mutter immer noch glaubt, sie werde den Prinzen von Wallis bekommen, jetzt soll sie aber nach Bayreuth.

Abermals hatte die Prinzessin abzulenken, da der Gegenstand sie näher betraf, und zu delikat war, um in ihrer Gegenwart besprochen zu werden.

Es handelte ſich nämlich lange am preußiſchen Hofe darum, ob die geiſtreiche Friederike Wilhelmine mit dem Kronprinzen von England oder dem Markgrafen von Schwedt, dem Bruder der Erbprinzeſſin, verheirathet werden ſollte.

Meine Mutter hat mir davon geſchrieben, ſagte ſie.

Die Markgräfin Philippe, eine ſehr würdige Dame, hatte ihr allerdings das gemeldet und auch, daß ſie das Anſinnen des Königs, Friederike Wilhelmine gewaltſam mit ihrem Sohne zu verheirathen, entſchieden abgelehnt.

Eine ſogenannte maskirte Wirthſchaft, die mittlerweile arrangirt wurde, veranlaßte die Herrſchaften, ſich wieder in die Mitte des Hofſtaates zu verfügen. Nachdem der König dem Scherze flüchtige Aufmerkſamkeit geſchenkt, zog er den Herzog in eine Fenſterniſche, wo ſich zwiſchen ihnen bald ein lebhaftes Geſpräch entſpann, welches von dem ganzen Hofe, beſonders von der Maitreſſe, ſcharf beobachtet ward. Man ſah, wie der Herzog öfters die Farbe wechſelte, wie der König warm in ihn hineinſprach, und wie endlich, nachdem eine geraume Zeit lang die beiden Fürſten ſich ſo unterhalten, der Herzog ſeinem Freunde die Hand reichte, wie zum Unterpfande eines gegebenen Verſprechens.

Der Grävenitz ahnte nichts Gutes.

Nachdem am dritten Tage der König abgereist war, konnte die Maitresse bald Anzeichen ihres nahen Falles gewahr werden. Vorerst zog sich ihr eigener Bruder ganz von ihr zurück. Es gab nun am Hofe eine Grävenitz'sche und eine Würben'sche Parthei. Dann bemerkte sie, daß man sie auf allen Schritten und Tritten bewache.

Die Gräfin wurde schwermüthig. Sie ging nach Wildbad und dort erfreute sie noch einmal der Besuch des Herzogs. Aber bald darauf kam „Papa" Schütz, dießmal jedoch mit so traurigen Mienen, daß sie in ihnen lesen konnte, es wäre keine angenehme Zeitung, die er ihr überbringe. Pfau, welcher bei der Maitresse war und ihr die Ankunft von Schütz gemeldet, entfernte sich. Der Abgesandte des Herzogs bat, sie möge ihm Zeit geben bis morgen, die Nachricht wäre zu überraschend, als daß sie sie heute noch empfangen könne; aber sie wollte den Wermuthbecher auf einmal leeren und hatte allerdings noch Kraft genug, als Pfau wieder eintrat, an ihn die Worte zu richten: „Es ist leider richtig, ich habe meinen Abschied." Nun wurde großer Rath gehalten. Der Geheimsekretair rieth zu einer Aussöhnung mit ihrem Bruder. Schon

willigte sie ein, da reute sie's wieder, und in der gewissen Aussicht, daß sie noch einmal triumphiren werde, sagte sie: Ich muß etwas Anderes versuchen; noch ist es nicht so weit gekommen.

Sie hatte den Muth, noch einmal nach Ludwigsburg zurückzukehren und dem Herzoge vor die Augen zu treten. Ihre Zeit war jedoch vorüber; sie fühlte es an der Kälte ihres ehemaligen Geliebten, an den steifen Bücklingen ihrer ehemaligen Creaturen. Nun wurde sie abergläubisch und griff, was das Volk schon längst von ihr behauptet hatte, zu sogenannten sympathetischen Mitteln, die verlorene Gunst wieder zu erlangen. Das gab dann zu einer Scene Veranlassung, in welcher die Gräfin gewahren konnte, wie viel sich seit Jahresfrist geändert. Sie hatte, als der Herzog in ihrem Beisein zur Ader gelassen, die mit dem Blute desselben benetzte Serviette heimlich weggeschafft. Ein Kammerdiener sah und verrieth es. Es war dies in damaliger Zeit, wo man noch so viel auf die Kraft der Magie hielt und noch Hexen verbrannte, ein bedeutendes Ereigniß, und von Röder beeilte sich, zu ihr zu gehen und selbst nachzufragen. Sie leugnete. Der Kammerjunker widersprach und strafte sie Lügen. Solcher Behandlung nicht gewohnt, fuhr sie ihn zornig an: Ich

werde dies Betragen zu ahnden wiſſen. Spöttiſch erwiderte Röder: Die Tage ſind vorbei, wo Euer Excellenz den Meiſter geſpielt haben. Solche Redensarten thun keine Wirkung und haben auch keine Folgen mehr. Ich werde ſchon Mittel finden, das Tuch heraus zu bekommen. Dieſe Rede war ein vernichtender Donnerſchlag, und wie es in dem Charakter ſolcher gemeiner Naturen liegt, ihr Uebermuth ging augenblicklich in Furchtſamkeit über. Sie gab zitternd die Serviette und erhielt einige Stunden darauf vom Herzoge, dem Alles berichtet worden, den Befehl, auf ihrem Zimmer zu bleiben.

Nun wäre es wohl das Beſte geweſen, wenn ſie um Erlaubniß nachgeſucht hätte, ſich auf ihre Beſitzthümer zurückzuziehen. Statt deſſen blieb ſie und mußte 1731 nach der Abreiſe des Herzogs zu einem Gegenbeſuche nach Berlin die Schmach erfahren, durch den Erbprinzen den Befehl zu erhalten, ſich auf ihre Güter zurückzuziehen. Noch einmal zögerte ſie und verſchob es von Tag zu Tag, aus dem gewohnten Herrlichkeitskreiſe zu ſcheiden. Sie konnte dieſen Gedanken nicht faſſen. Als aber die Rückkunft des Herzogs bevorſtand, als von Zwangsmaßregeln geſprochen wurde, ging ſie endlich nach Freudenthal, das ja ſo nahe gelegen war, daß ſie in einigen Stun-

den wieder zurückkehren komte; denn daß sie nie mehr zurückkehren werde, wollte sie nicht glauben. Zugleich bemächtigte man sich aller der Kostbarkeiten, die sie im Schlosse aufgehäuft hatte.

In Freudenthal werden wir sie wieder sehen, um sie in den Tagen ihrer Erniedrigung noch eine Zeit lang zu begleiten. Ihre Herrschaft aber in Württemberg und Ludwigsburg hatte ein Ende.

* * *

Die Hallen von Ludwigsburg waren nun zwar der Grävenitz verschlossen, doch schien das Glück darum für Eberhard Ludwig dort nicht mehr heimisch werden zu wollen. Bald nach seiner Berliner Reise betrübte ihn der Tod seines Sohnes. Ein kurzer Zwischenraum der Freude folgte diesem schmerzlichen Todesfalle, der die Krone Eberhard Ludwig's für Carl Alexander in Aussicht stellte. Noch waren die Trauerklänge nicht verhallt, als das Land mit dem Herzoge das Fest der Wiedervereinigung mit seiner Gemahlin, der schwergeprüften Elisabeth, beging. Drei Tage lang schwelgte man in der Ueberzeugung, daß nun für immer der Einfluß der Landverderberin gebrochen sei. Für die beiden Neuvereinten mögen die ersten Tage mehr Wermuth als

Freude erweckend gewesen sein. Den Herzog drückte wohl das Gefühl der Schuld, die Herzogin die Verlegenheit, unwillkürlich durch irgend eine Rede auf ihr vergangenes Unglück anzuspielen. An die frohen Erinnerungen dieser Festtage knüpften sich wieder Aussichten auf ein neues Fest an. Anfangs flüsterte man sich's zweifelnd in die Ohren, später wurde es laut und als sicher wiederholt, bald las man es im Blatte von Leipzig: die Herzogin gebe Hoffnung auf Nachkommenschaft. Die abergläubische Zeit hatte Anzeigen hievon an einem Weißdorn des Einsiedelhofes bei Tübingen gefunden, der allemal, so oft dem herzoglichen Hause ein Zuwachs bevorstand, neue Schößlinge getrieben. Zweiundfünfzig Ellen faßte dieser Baum im Umfange; seine Aeste ruhten auf vierzig steinernen Säulen, und während er die ganze Zeit abzusterben schien, waren auf einmal neue Reiser an ihm zu sehen. Die Gewißheit aber schien da zu sein, als in der Kirche die üblichen Gebete angestellt wurden. Die Hoffnung täuschte. Bis in den eilften Monat wurde gebetet, als endlich das hochweise medizinische Collegium, an seiner Spitze der Hofarzt Rosinus Lentulus, gestehen mußte, man habe sich geirrt.

Es war dem Herzoge Eberhard nicht mehr lange gegönnt, dem Lande seine Sorge zuzuwenden. Kurz nachdem er eine Criminalprozeßordnung für das Herzogthum hatte ausarbeiten lassen, schritt er, wohl fühlend, daß die Grenze seines Wirkens nicht mehr ferne sei, zur Abfassung seines Testamentes. Schon ragen auch Handlungen seines Nachfolgers in die Zeit herüber. Carl Alexander, welcher die Befürchtungen der Württembergischen Landschaft kannte, einem katholischen Herrn zu gehorchen, hatte sich selbst nach Württemberg begeben. Von Ludwigsburg aus wiederholte er am 6. Dezember 1732 seine bereits gegebene Versicherung, die Religion und Freiheiten des Landes aufrecht zu erhalten und zu schützen. Dieser Akt, der zum dritten Male in Winnethal wiederholt wurde, bestimmte endlich die Stände, welche bereits damit umgingen, den jüngern Bruder Alexander's auf den württembergischen Herzogsthron zu erheben, ihn als Erbprinzen anzuerkennen. Kaum war er hierauf im Frühjahre 1733 wieder nach Belgrad abgereist, so warf eine Brustkrankheit Eberhard auf's Krankenlager, von dem er nie wieder erstand. Er schloß am 31. Oktober 1733 seine Herrscherlaufbahn, in demselben Jahre, in dem das neue Corps de logis von Ludwigsburg vollendet ward. Der Wahl-

ſpruch: „Cum Deo et die, pro Deo et imperio“ zeigte ſich nirgends in ſeinen Handlungen, die in den Herzen der Württemberger meiſt nur traurige Angedenken hinterlaſſen hatten. Auch in ſeinem Teſtamente erkennt man den unglückſeligen Hang Eberhard's, im Glanz das Glück des Landes zu ſuchen. Angenehm dagegen berührt die Dankbarkeit, welche er für die Gräfin von Wittgenſtein bezeigte, indem er ihr dafür, daß „ſie durch unermüdlichen Fleiß, Mühe, Sorgfalt und Applikation in dem Rekonziliationswerk zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin mit großer Treue und Vernunft aſſiſtirt und dasſelbe eifrigſt mitbewirkt, auch endlich zu ſeinem größten Vergnügen glücklich ausgeführt habe,“ fünfzig tauſend Gulden als Legat und 8000 Gulden jährlicher Revenuen vermachte. Ludwigsburg wurde dem Nachfolger zur Vollendung empfohlen, zu „unſeres Namens Gedächtniß.“

Am 21. Februar geleitete man den Leichnam des verſtorbenen Herzogs mit allen gebührenden Solennitäten, wie er es in ſeinem Teſtamente gewünſcht hatte, nach chriſtlichem, fürſtlichem und militäriſchem Gebrauche zur Gruft in Ludwigsburg.

5. Der neue Herzog und sein Günstling.

Wir haben bereits auf den auffallenden Umstand hingewiesen, daß im Jahre 1697, in demselben Jahre, in welchem der Bau von Ludwigsburg begann, auch Eberhard Ludwig seine Gemahlin, deren Schicksal so sehr mit dem des neuen Schlosses verwebt war, nach Württemberg heimführte. Wie hier sich zwei Begebenheiten, weit aus einander gelegen in ihren Folgen, mit einem Male so fest an einander ketteten, so sah dieses denkwürdige Jahr noch ein anderes Ereigniß werden — scheinbar in gar keinem Bezuge zu Ludwigsburg — welches bestimmt war, in dem Lebensbuche dieser Residenz und Stadt noch manche inhaltvolle Seite zu füllen. Es war auch 1697, daß zu Heidelberg einem armen Schacherjuden ein Sohn geboren wurde, dessen Zukunft glänzender, aber auch schrecklicher werden sollte, als die aller seiner Glaubensgenossen. In Ludwigsburg war es, wo er hart am Throne stand, so hart, daß nicht selten ein Theil des herzoglichen Mantels seine Schultern deckte, nahe Ludwigsburg aber

auch, wo die ſchwerſte Strafe, welche das menſchliche Geſetz kennt, auf eine ausgeſucht beſchimpfende Weiſe an ihm vollzogen wurde.

Doch wir eilen den Begebenheiten voran.

Carl Alexander war in Stuttgart feierlich eingezogen, er hatte die Huldigungen des Landes empfangen und jenen Religions-Reverſalien, die er bereits vor denſelben ausgeſtellt, nun noch ein Publikandum beigefügt, welches den Württembergern alle Vortheile einer guten Regierung verhieß. Doch dieſer lichte Sonnenblick nach den Stürmen der Eberhardiſchen Periode, der Alles erwärmte und erfreute, war nur allzu kurz. —

Damals ſtand Ludwigsburg leer und öde; die Kanzlei, welche nur gezwungen hieher gezogen, hatte ſich freudig wieder in die alte Hauptſtadt überſiedeln laſſen, und jene, welche vor wenigen Jahren hier geboten, ſeufzten jetzt unter der Laſt einer ſchweren Anklage.

Ludwigsburg, die ſchnell entſtandene, ſchnell verödete Stadt, hatte nun Zeit zu denken. Die Stille ſeiner Straßen gönnte ihm Ruhe, einen Blick in ſeine Vergangenheit zu werfen, einen Blick auf die jetzigen Herrſcher, in deren Händen ſeine Zukunft lag.

Carl Alexander war auf dem Schlachtfelde groß geworden. Im eilften Jahre trat er wie sein Vetter Max Emanuel in den Waffendienst, und schon im zwölften wurde sein Name mit Auszeichnung bei der Belagerung des Schlosses Ebernburg genannt. Er führte den Befehl in den Laufgräben, als sich dasselbe unterwarf. Landau sah zweimal die Tapferkeit des Helden: einmal, als er 1702 seine Wälle erstürmte, das anderemal, als er 1713 diese halbzerstörten Wälle erst nach hartnäckiger Vertheidigung verließ. Den Lorbeer, der sich um seine Schläfe windet, schmücken Namen von deutschen, niederländischen und italienischen Schlachtfeldern. Ein blutiges Reis schlang Cassano in denselben, denn dort erhielt er jene Fußwunde, an deren Folgen er sein ganzes Leben hindurch litt, ein glänzendes errang ihm Peterwardein, wo Alexander's Wort und That den Sieg entschied; der Statthalterstab des dem Kaiserhause wieder gewonnenen Serbiens war die Frucht seines Schwertes. Seine Brust schmücken die Insignien des goldenen Vließes.

Und wen sehen wir in seinem Gefolge? Wohl einen Kriegsgefährten, den General Remchingen, der ihn treu auf vielen seiner Heereszüge begleitete und,

dem Glücke vertrauend, das ihm an der Seite des Feldherrn hold gewesen, nun auch dem neuen Herzog folgte. — Aber wen noch? Einen Juden, der einst in Prag die bespöttelten Bärte seiner Glaubensgenossen schor, dann Schachergeschäfte trieb, wie sie alle vordem, so Carl Alexander nah und näher bekannt, wohl nie Freund, aber doch unentbehrlicher Vertrauter wurde. Das waren die neuen Lenker von Württembergs Geschicken.

Bald hatte sich auch sein Himmel auf's Neue mit Wolken umzogen, und als die Thore von Eberhard's Residenzstadt den Herzog einziehen sahen — es war der 24. Mai 1735 — war es schon wieder so trüb und schwül geworden wie vordem.

Wie sehr hatte sich bereits Alles verändert! Das Land schmachtete unter den Nachwehen des französisch-polnischen Krieges, an welchem der Herzog als Fürst des Reiches, als Freund des Kaisers, als Feldherr, endlich als Herr des damals zunächst bedrängten Landes und des von den Franzosen bedrohten Mömpelgards den lebhaftesten Antheil nahm. Doch das galt ja Alles dem Wohle Württembergs, galt gegen den gemeinsamen Erbfeind Deutschlands, der seine Brandfackel abermals über die Städte und Auen seiner Provinzen geschwungen hatte. Man

fügte ſich, wenn auch nicht gerne. Der Bauer verſchluckte den Fluch, wenn der kriegseifrige Herzog ſeine Pferde wegführen ließ, und der Rekrut, der gewaltſam aufgegriffen und in die Uniform geſteckt worden, gewöhnte ſich bald an die Leiden des Soldatenlebens und fand Genuß an den Freuden desſelben.

Allein man unterhandelte über den Frieden, und dennoch wurde die für Württemberg ſo bedeutende Kriegsmacht nicht reduzirt. Man fing an zu bemerken, daß auch andere Anſtalten, welche zum Wohle des Landes in's Leben gerufen worden, mißbraucht wurden; man gewahrte, daß der Herzog in den Händen ſchlechter Rathgeber ſei, und ſchon damals konzentrirte ſich der Widerwille des Württembergers gegen alle die böſen Lenker des Fürſten, alle die ſchlechten Maßregeln, die nach und nach erfolgten und die noch in trübe Ausſicht geſtellt waren, in dem einen grimmigen Haß gegen einen der fürſtlichen Räthe, den Jud Süß. Es iſt Zeit, ihn näher zu ſchildern. Er muß ein ſchöner Mann geweſen ſein, denn das räumen ſelbſt ſeine Gegner ein, und man findet in den vielen Spott- und Schmachreden, mit denen er übergoſſen wurde, nichts gegen ſeine äußere

Gestalt. Er trug sich, wie die Christen, mit glattgeschornem Kinn, wie jeder Parvenu mit Ostentation in seiner Kleidung. Geist, Charakter und Benehmen des Abenteurers werden klar durch die Geschichte seines Volkes. Der unendliche Druck, der Jahrhunderte auf demselben lag und gerade am schwersten war, hatte ihn wie damals jeden andern seines Bekenntnisses zu knechtischer Gesinnung herabgewürdigt. Wir finden die merkwürdige und charakteristische Aeußerung von ihm, der Herzog habe ihn deshalb allen Uebrigen vorgezogen, weil er „sich in des Herrn Humor am besten zu schicken gewußt; er habe sich die eine Viertelstunde ausschimpfen lassen, und doch gleich wieder präsentirt.“ Süß war aber auch pfiffig. Von Jugend auf hatte sich sein Geist daran gewöhnen müssen, auf die Irr- und Schleichwege des gemeinsten Egoismus, der Habsucht zu denken. Dazu, zum Schacherer, und wenn es hoch kam, zum Geldwechsler und Hofagenten wurde ehedem der Jude erzogen. Das war der Bereich, den man ihm zugestanden hatte, in dem er geduldet wurde. Er war ein Schwamm, welchen man zuweilen sich anfüllen und vollsaugen ließ, um ihn dann nach Belieben in die eigene Schüssel wieder auszudrücken. Süß kannte

keinen Herrn als den Herzog, keinen Zweck als den, den Vortheil desſelben mit dem ſeinen zu verbinden. Was ging ihm die Landſchaft und Württemberg an! Er kam mit dem Herzoge und wußte es recht wohl, er würde mit ihm fallen. Daß es ſo ſchnell und ſo gräßlich ginge, hatte er freilich nicht geahnt. Süß war gewaltthätig, übermüthig. Natürlich, der Sklave wird es nie und nimmer verſtehen, mit Würde und Anſtand auf dem Miniſterſtuhle zu ſitzen. Am leichteſten aber wird er, der die krummen Wege gewöhnt iſt, in dem Labyrinthe der Hofintrigue ſich zurecht finden und bald in dieſer Kenntniß ſeine Lehrmeiſter überflügeln. Nehmen wir zu all dieſem, daß bei Süß das Außerordentliche geſchah, daß er — ein Jude — der wirkliche Regent Württembergs, von den ſchärfſten Augen des Haſſes und der Neugierde bewacht und beobachtet war, daß Alles zu ſeinem Nachtheile gedeutet, daß er dadurch noch mehr gereizt wurde, ſo werden wir erkennen, daß es ſo kommen mußte, wie es gekommen. Auch das wird uns klar, daß er ſo ſchmählich fallen mußte, während kurz vorher eine Grävenitz, mit Reichthum beladen, ſich aus Württemberg zurückzog, und bald nachher ein Montmartin ſelbſt die gnädigſte Entlaſſung erhielt, obgleich ſie

auf demſelben Poſten denſelben Verrath an Fürſt und Land begangen hatten.

Der General und der Jude waren es, die am beſten verſtanden, den Launen Alexander's zu ſchmeicheln und Nutzen aus denſelben zu ziehen. Als ihre Helfershelfer werden vor Allen der Expeditionsrath Hallwachs, und die Regierungsräthe Metz und Bühler genannt, oder wie ſich ein Spottgedicht ausdrückt:

„Der Süß wollt' hier
Seyn Großvezier;
Hallwachs und Bühler Agen,
Mufti der Metz,
Mit ſeinem G'ſchwätz
Dem Fürſten zu behagen."

Carl Alexander war ein tüchtiger Feldherr, aber er hatte ſich dadurch gewöhnt, auch überall zu kommandiren und unbedingte Subordination zu fordern, die Landſchaft jedoch wollte immer nur den Boden der althergebrachten Verfaſſung behaupten, und ſo entſpann ſich in kurzer Zeit das gereizte Verhältniß, in welchem die beiden Günſtlinge ihre Netze über Fürſt und Land ſo gut zu breiten verſtanden. Rem-

chingen war der militäriſche, Süß der finanzielle Vollſtrecker des fürſtlichen Willens, der gar oft wieder nichts andres als die Eingebung ihrer eignen Abſichten war.

Wer noch Vorſtellungen wagte, wurde als Feind und Aufwiegler behandelt, und ſo wandte ſich bald ſeine Abneigung mit der ganzen Heftigkeit ſeines Charakters gegen die hartnäckige Landſchaft, die allerdings manchmal ſtatt am Rechte an eigenſinniger Rechthaberei feſthielt.

In einer ſolchen Stimmung ſitzt allein in ſeinem Kabinette der Herzog. An ſeinem Geiſte gehen die letzten Ereigniſſe vorüber, und ſein offener, gerader Soldatenſinn fühlt es, daß nicht Alles iſt, wie es ſein ſollte. Manche ſeiner Entwürfe, die gereift waren unter ſeiner großen Welterfahrung, verſtand die Zeit nicht, verketzerte und verſchmähte ſie; manche ſeiner Regentenhandlungen waren groß gedacht, würdig eines vielerfahrnen Feldherrn, eines umſichtigen Diplomaten. Aber er ſah nicht, daß ſie zu groß waren für Württemberg, daß ſie das kleine Land zu erdrücken drohten. Seine beſten Anordnungen wurden durch die Zuverſicht, mit welcher er deren Vollzug ſeinen Günſtlingen anvertraute, zerſtört und zum Fluche des Landes verwandelt.

Er wollte freie Religionsübung für Proteſtanten und Katholiken; das proteſtantiſche Württemberg nannte dieſe Toleranz Fanatismus; durch Remchingen's unkluges und eifriges Treiben erſchien ſie allerdings wie Proſelytenmacherei. Er kannte die Gefahr, die uns von Frankreich drohte, und wollte Württemberg, wollte Deutſchland ſichern vor ihr, aber Württemberg erlag unter der Laſt dieſes Schutzes. Er wollte die freie Stimme ſeines Volkes hören und ſchuf Behörden, Landkommiſſariate, welche die Klagen der Unterthanen vor ſeinen Thron bringen ſollten; aber dieſe Behörden wurden die Blutegel des Landes, welche die Reichen und Mächtigen ausſaugten. Carl Alexander war zu groß und zu klein für ſein Land; zu klein als Finanz-, und zu groß als Staatsmann. Ihm waren die Zahlen des Württembergiſchen Haushalts zu groß, als daß er ſich ſelbſt mit ihnen hätte beſchäftigen wollen, weshalb er ſie dem Juden anvertraute, und doch nie groß genug, um für die weitumfaſſenden Pläne zu paſſen, die ihm vorſchwebten.

Es liegt in der Natur heftiger Charaktere, daß ſie den Gang einer durch Widerſpruch unterbrochenen Unternehmung nicht beſonnen fortzuſetzen im Stande ſind. Entweder folgen ſie dem Widerſprechenden oder

ſchieben ihn bei Seite. Den Mittelweg, ſeine Anſichten mit den eignen zu verſchmelzen, werden ſie nie einſchlagen. So auch Carl Alexander. Dem er folgte, war der Jude; die er bei Seite ſchob, war die Landſchaft und ſeine wahrhaft Getreuen. Einen Blick in die Stimmung des Herzogs, einen Anhaltspunkt für die Ereigniſſe, welche ſich vorbereiteten, gibt ſeine Aeußerung: Mit Recht hat Herzog Friedrich eine Reviſion des Tübinger Vertrags verlangt; er hat auf kräftige Unterſtützung ſeiner nützlichen Pläne gerechnet, aber nur heftigen Widerſpruch, keine Theilnahme und keinen Eifer erfahren. Sein treueſter Diener, Kanzler Enslin, wurde nach ſeinem Tode hingerichtet, und man hat der von ihm erbauten Stadt *) nicht einmal den Namen gelaſſen.

Ein anderes bedeutungsvolles Zeichen war, daß ſämmtliche Anhänger der Grävenitz gewußt hatten, ſich nach kurzer Haft frei zu machen. Der letzte derſelben, der ehemalige Oberhofmeiſter, hatte ſeine Güter in Württemberg gegen eine Abfindung von

*) Freudenſtadt, früher Friedrichsſtadt.

50,000 fl. abtreten und einen Revers ausstellen müssen.

So kehrte denn Alles wieder zu dem Zustande zurück, wie wir ihn unter Eberhard Ludwig verlassen; nur stand statt der Favoritin ein Favorit, statt der „Landverderberin" ein „Aussauger" neben dem Throne.

6. Der Jude.

Der Zwist zwischen der Landschaft und dem Herzoge, die Unzufriedenheit in Württemberg waren rasch zu bedeutender Höhe angewachsen. Als im Jahre 1736 den 3. Mai der Herzog die Stände hatte nach Ludwigsburg hinaus kommen lassen, um mit ihnen endlich zu einem Resultate zu gelangen, konnte man von beiden Seiten wohl auf eine augenblickliche Uebereinstimmung rechnen, wußte aber auch von beiden Seiten, daß der Hader sich bald auf's Neue entflammen würde, und unter den gegebenen Verhältnissen kein Ende desselben abzusehen sei.

Wir wollen unsere Leser nicht mit den trocknen Verhandlungen langweilen, welche in den Sitzungen der Landschaft diskutirt werden, und lieber mit ihnen einem Diner beiwohnen, das Süß seinen Freunden und Anhängern um dieselbe Zeit gegeben.

Das Haus des geheimen Finanzrathes ist nur wenige Schritte von dem herzoglichen Palaste entfernt und der Schätze würdig, die sein Eigenthümer aufgehäuft hat. Wer eintritt, muß den Gedanken

an den Juden aufgeben, denn Nichts erinnert ihn daran. Grafen, Prälaten und hochgeſtellte Beamten, aber keine Spitzbärte ſitzen an der Tafel und unterhalten ſich mit ſchönen Frauen, die mehr als einmal den lüſternen Blicken des Juden Gewährung zunicken. Man ſpeiſt auf Silber, die köſtlichſten Weine, die erleſenſten Gerichte erſcheinen, eine Anzahl übermäßig gallonirter Bediente ſerviren den Gäſten. Es ſind oft nicht einmal niedre Beamte, welche ſich geſchmeichelt fühlen, wenn ſie eingeladen werden, und es ertragen, wenn Süß ſie mit Uebermuth und Grobheit behandelt. Heute beſchäftigt ſich der Herr Reſident am meiſten mit den Angelegenheiten der Landſchaft. Prälat Weiſſenſtein ſitzt zu ſeiner Rechten, Landſchafts-Conſulent Neuffer zu ſeiner Linken und berichten ihm treulich über den Gang der Verhandlungen. „Forſtner, Hardenberg und Georgi ſind bereits gefallen, und ich werde gegen den Bürgermeiſter Hoffmann und die Conſulenten Stürmer und Bremer bei dem Herzoge ſchon zu reden wiſſen", flüſtert er leiſe Neuffer zu. Dieſer giebt durch ein beifälliges Lächeln ſeine Zuſtimmung zu erkennen.

Ihnen gegenüber erblicken wir den Oberburggrafen von Ludwigsburg, den Obriſt von Röder. Der Wirth des Hauſes war überraſcht, daß heute endlich

einmal ſeine oft mit Zudringlichkeit wiederholte Einladung von dieſem angenommen worden, und in der That, alle die Gäſte des Finanzrathes wunderten ſich, als der Mann eintrat, der Süß ſonſt immer ſo ſtolz und ſchroff begegnete. War dieſe Freundlichkeit Maske oder Wahrheit? Daß ſie Maske war, darüber täuſchte ſich Süß keine Minute, — wußte er dieſes doch von allen ſeinen Freunden, — aber darüber war er noch nicht im Klaren, ob dieſe Maske angenommen wurde, um mit ihm Halbpart zu machen, oder ihn zu verderben. Er war fein genug, ſeine Zunge dem verſteckten Feinde gegenüber beſſer als gewöhnlich zu überwachen und ſein Geſpräch mit den beiden Vertrauten ſo leiſe zu führen, daß es nur ihnen verſtändlich war. Bis jetzt aber war auch keine Gelegenheit des Zorns und des Unmuths gegeben worden, in denen er, wie der Fürſt ſelbſt, ſich auszuſprechen gewohnt war. Die zuckerſüßen Complimente ſeiner Anhänger hatten ſein Geſicht in lauter Freundlichkeit gekleidet, ſeine Launen nur günſtiger geſtaltet. Plötzlich aber rötheten ſich ſeine ſonſt ſo blaſſen Wangen. Hallwachs, welcher über Neuffer hinweg mit Süß eine Zeit lang leiſe geplaudert, hatte ihm eben berichtet, daß die Landhuſaren einen Beamten ange-

zeigt hätten, der sich über den Finanzrath in einer Schenke scharf ausgesprochen habe. Die Schimpfworte, welche Hallwachs getreulich referirte, mußten empfindlicher Art gewesen sein; Süß warf Messer und Gabel von sich auf seinen Teller und scheute sich nicht, im Angesichte aller seiner Gäste erbittert auszurufen:

Ich werde ihn krumm schließen lassen, und wagt er es noch einmal, muß er mir an den Galgen.

Aber, bemerkte Expeditionsrath Hallwachs, der Herzog?

Der Herzog kennt mich und billigt, was ich thue; ich sage, ich lasse ihn auspeitschen, und man soll's wagen, sich dagegen aufzulehnen; ich will sehen, ob er bis zum Herzoge durchdringt. Das ist nun wieder so ein Schwabe, die nicht einmal dazu nutz sind, daß man einen Expeditionsrath aus ihnen macht.

An der Tafel herrschte lautlose Stille. Die Freunde des Juden waren konsternirt, seine Gegner lächelten, er selbst zeigte weder Verlegenheit noch Reue und benahm sich wie Jemand, der durchaus keine Rücksichten zu nehmen hat. Man flüsterte sich den Namen des Unglücklichen, den sein Zorn getroffen, in die Ohren. Wer aber am bestürztesten

gewesen, das mochten die beiden Gäste sein, die man so bescheiden am untersten Theile des Tisches erblickte. Der eine derselben war der Amtmann Conradi von Dertingen, der andere ein reicher Kaufmann aus Stuttgart. Der eine fürchtete sich mit schuldbedecktem Gewissen vor dem Landescommissär und eilte das Prävenire bei Süß zu spielen, der andere hatte einen bedeutenden Prozeß, der bei dem Fiskalats-Amte lag. Beide wollten durch eine „reichliche Verehrung" den Juden gewinnen, besorgten aber, nach dieser Scene etwas stark in's Gebet genommen zu werden; sie hielten es schon für glückliche Vorbedeutung, als er so gnädig war, sie zur Tafel zu ziehen, und sahen jetzt ihre Hoffnungen so schnell schwinden.

Doch der Zorn des Günstlings war glücklich besänftigt worden, Dank einem Gespräche, welches der gewandte Remchingen auf die Bahn zu bringen wußte. Man sprach von dem, was Süß am meisten liebte; nicht etwa von Mamsell Fischer, seiner Maitresse, sondern von Juwelen. Ueber den letzten Kauf des Herzogs wurde von Remchingen berichtet und die Vortrefflichkeit der Steine, die der Finanzrath dem Fürsten verschafft, gebührend gepriesen. Alles lauschte, und staunte der Herrlichkeit, nur

Röder konnte ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken, denn er wußte gar wohl, daß Carl Alexander, der sich einbildete, ein großer Kenner von Diamanten zu sein, von dem Juden betrogen worden sei. Abermals wendete sich das Gespräch; dießmal waren es Hofanekdoten und zwar nicht immer von der Art, um in einer anständigen Gesellschaft erzählt zu werden. Süß benahm sich ganz als Cavalier. Er lächelte den frivolsten Geschichtchen beifällig zu und gab am Ende selbst einige zum Besten, in denen er den Seladon spielte, und bei welchen die Amanten, damit man sich ja nicht irre, sogar bei'm Namen genannt wurden. Hin und wieder bewegte sich das Gespräch in dieser galanten Sphäre, und man konnte der Anekdoten nicht satt werden; da hörte Röder, wie bei den Vertrautesten der Camarilla unter schändlichen Beziehungen ein Name genannt wurde, den das Land verehrte. Zwei Kammerfrauen hätten über die Herzogin Unrühmliches fallen lassen. Röder erbebte innerlich vor Grimm; er fühlte, daß er seiner nicht mächtig bleiben könne, und suchte, da das Ende der Tafel herangekommen war, den Aufbruch der Gesellschaft zu veranlassen.

Während er von dannen eilte, seinen Freunden das Resultat der Sendung zu melden, zerstreuten

ſich die Zurückgebliebenen im Garten, Süß aber ließ den Amtmann zu ſich beſcheiden.

Sie wurden in kurzer Zeit des Handels einig, und der Jude fuhr in ſeiner herrlichen Karoſſe, vor der ein Geſpann hinflog, das den trefflichſten des Herzogs nicht nachſtand, demüthig begrüßt von der höheren und mittleren Klaſſe, beſpöttelt und verlacht von dem gemeinen Manne und den Straßenjungen, denen nicht immer Landhuſaren den mangelnden Reſpekt einbläuen konnten, zu Hofe.

Der Herzog war eben der Staatsgeſchäfte überdrüßig geworden. Die Verhandlungen mit den Ständen waren zwar glücklich zum Schluſſe gediehen und ihm geſtattet worden, zehn tauſend Mann Fußvolk, zwei tauſend Mann Reiter und tauſend Huſaren für die Dauer der bedenklichen Zeiten zu halten, auch eine doppelte Jahresſteuer und den dreißigſten Theil von Früchten und Wein zu erheben, allein das ganze Treiben hatte ihn verdrießlich geſtimmt. Das war gerade der rechte Moment für Süß. Während er gnädige Späſſe Sereniſſimi duldete und ſo den Hofnarren „Gerberheinerle" ablöſte, brachte er ſein Projekt, das er bereits ausgearbeitet in der Taſche trug, zum Vorſcheine. Und in der That, erfindungsreich war er. Kein Fi-

nanzbeamter kann ſich rühmen, in ſo wenigen Jahren ſo reichliche Kanäle angelegt zu haben, durch welche das Geld des Landes in die herzogliche oder des Projektenmachers Kaſſe geleitet wurde. Zuerſt ließ er über eilf Millionen ſchlechtes Geld, beſonders viel Gold prägen. Bei dem Mangel an Scheidemünze fühlte nun alle Welt Bedürfniß nach kleinen Geldſorten. Süß half. Er ſchickte ſeine Mäkler aus, welche das Gold und die grobe Münze nahmen und dafür Sechſer und Kreuzer gaben, allein überall mußte man bedeutenden Verluſt tragen. Als Kaiſer und Reich dieſen Manipulationen ein Ende machten, wurden die General-Landescommiſſionen vom Herzoge errichtet, damit jeder Unterthan dort ſeine Beſchwerden anbringen konnte; ſie wurden der Magnet, durch welchen der Finanzrath die Summen aus den Taſchen der Württemberger zog. Wie zu den Zeiten der Grävenitz mußte da jeder Beamte, wenn er nicht angeklagt werden wollte, ſeine Prozente bezahlen. Dann kam das Gratial-Amt, auf dem die Aemter verſtrichen wurden. Man befolgte hier eine doppelte Manier. Dem übertrug man mehrere Stellen mit Einer Beſoldung, an den andern verkaufte man einen Titel ohne Stelle; auch konnte man hier nach Vortheil oder Geſchmack die

Verlegung eines Amtssitzes von einem Orte zum andern, natürlich für Geld, erhalten. Nach diesem wurde das Fiskalats-Amt geschaffen, wo die Gerechtigkeit feil war, und nun trug er das Projekt zu dem Bankalitäts-Amte in der Tasche, für das er die Kapitalien der frommen Stiftungen eintauschen wollte.

Süß wußte zu reden. Er konnte die Sache so drehen und wenden und dem Herzoge so plausibel machen, daß dieser zuletzt das Projekt nahm und es durchzusehen versprach. Nun durfte er darauf zählen, daß er es in einer andern Stunde der Geschäftsermüdung auch unterschrieben erhalten würde. Jetzt schon etwas kecker, zog er noch einige Urtheile des Fiskalats-Amtes hervor, die der Unterschrift harrten. Der Herzog unterzeichnete, ohne zu lesen.

Aber Du hast doch von Allem dem Dein Profitchen, meinte Carl Alexander.

Euer Durchlaucht, ich bin jederzeit bereit, abzutreten und habe erst heute Anerbietungen von Holland erhalten. Süß zeigte hier Briefe, die er zu diesem Zwecke hatte schreiben lassen, und betheuerte, mehr als fünfzig tausend Gulden in württembergischen Diensten zugesetzt zu haben.

Der Geheimrath von Röder und unſer Hofkanzler ſind andrer Meinung, bemerkte ſcharf der Herzog.

Ein Complott, Euer Durchlaucht. Man will einen redlichen Diener, der zuweilen warnen kann, entfernen und ſucht ihn anzuſchwärzen. Man ſtrebt ſogar nach meinem Leben, man will mich vergiften. Um jeden Preis ſollen die fortgeſchafft werden, die es mit Euer Durchlaucht wahrhaft gut meinen.

Dieſe Worte fielen auf kein unfruchtbares Feld, war doch der Herzog ſchon lange argwöhniſch und hatte ſogar ſtrenge Aufſicht in ſeiner Küche anbefohlen, in dem Glauben, man habe verſucht, ihm Gift beizubringen.

Lange ſchon war der Jude gnädig entlaſſen, und noch immer konnte ſich Carl Alexander jener Verdächtigungen nicht erwehren, die dieſer in ihm erweckt hatte. Gott weiß es, ſprach er halblaut zu ſich, ich meine es gut mit dem Volke, und ſo lohnt es mir.

Um ein Uhr Nachts wurde der Regierungsrath Lautz plötzlich zum Herzoge beſchieden und von dieſem ſelbſt ſtrenge inquirirt. Carl Alexander wollte wiſſen, daß an demſelben Abende er, Hofkanzler Schäfer und andere Staatsmänner bei einer fürſt-

lichen Perſon geweſen, wo ſie eine Verſchwörung gegen ihn angezettelt hätten.

Der Verdacht ſchwand, wie er gekommen. Allein des Herzogs Stimmung wurde doch immer feindſeliger gegen das Land und ſein Ohr für ſeine Günſtlinge bereiter.

7. Der Besuch des Würzburger Bischofs.

In und außerhalb der Appartements des Ludwigsburger Schlosses wogt es an einem der letzten Tage des Jahres 1736 von einer geschäftigen, neugierigen Menge. Während die Hofbedienten rennen und jagen, um alle die Aufträge auszuführen, die sie erhalten, während die Offiziere in ihrer Gallauniform zur Cour eilen, bemerkt man einzelne Gruppen, in welchen die Leute mit finstern Gesichtern verhandeln und mit heftigen Gestikulationen Zorn- und Fluchworte ausstoßen, sieht man bedächtig und kopfschüttelnd manchen alten Rath durch die Hauptthore des Schlosses eintreten.

Diese Gruppen, dieses bewegte Treiben deuten auf etwas Außerordentliches. Der ruhige Schwabe läßt sich nicht so leicht aus dem Gleichmaße seines hergebrachten Lebens bringen, und Leidenschaftlichkeit in Rede und Geberde setzt bei ihm eine Aufregung voraus, an der Etwas schon lange gearbeitet haben mußte. Die Alles erschütternde Neuigkeit des Tages ist, daß der Bischof von Würzburg angekommen

ſei, um — das Land katholiſch zu machen. Gedrückt durch das fortwährende Ausſaugungsſyſtem der Süßiſchen Maßregeln, gequält von der Furcht, nun auch noch durch eine Religions-Aenderung in ſeinem Gewiſſen beſchwert zu werden, war der Württemberger zu einem Grade von Unzufriedenheit getrieben worden, welcher ſelbſt eine nahe Empörung befürchten ließ. Wenn man die Liſten der Abgaben durchgeht, welche damals wie eben ſo viele Schmarotzerpflanzen am Marke des Landes zehrten — fürwahr man muß ſtaunen über den Reichthum des Süßiſchen Erfindungsgeiſtes, wenn man auch entſetzt zurücktritt vor den ſchrecklichen Reſultaten desſelben. Ein Pfandamt, das ſich der außer Lands gehenden Anlehen bemächtigen mußte, war begründet; ein Tutelarrath war geſchaffen worden, der das Vermögen der Pupillen verwalten, d. h. verſchlingen ſollte; ſchwere Taxen lagen auf jeder gerichtlichen Ausfertigung. Süß verſuchte, was in neueſter Zeit Mehemed Ali wiederholte; er entwand den Händen der Bürger die Gewerbe und machte ſie zu bald von ihr ſelbſt betriebenen, bald von ihr verpachteten Monopolen der Regierung. So wurde für den Taback eine Fabrik errichtet und einer Geſellſchaft von Juden überlaſſen, der Weinhandel einer Donauwörther

Compagnie übergeben, Patente zum Lederhandel verkauft, der Eisenhandel dagegen von der Finanzkammer selbst betrieben; ja das Schmutzigste und Gemeinste wurde, wenn es nur Geld abwarf, in das Bereich des herzoglichen Handels gezogen: die damals noch so verrufenen unehrlichen Abdecker mußten die Häute des gefallenen Viehes um einen bestimmten Preis abliefern.

Endlich stand auch noch eine allgemeine Schutz-, Vermögens- und Familiensteuer in Aussicht, gegen die sich aber die Landschaft hartnäckig auflehnte. Was den Juden den meisten — theuer bezahlten — Spott der Württemberger zuzog, war der Groschen, — der Judengroschen — der von jedem Gulden jeder Besoldung bezahlt wurde, die Süß am Zahlungstermine „einstweilen vorstreckte"; dann eine Steuer, welche dem aufgelegt war, der seinen Kamin fegen ließ. Ein eignes Spottgedicht geißelte mit derben Hieben diese Steuer. Ein anderes, ein Gespräch zwischen zwei Bauern, zählt mit folgenden Worten die Abgaben auf, denen damals Württemberg unterlag.

Hans Michel Sauer von Plieningen ob der Staig spricht in dieser Satyre:

Vors Airſt hot er mit Dainſt und mit de Titel ghandelt,
Wer ebbas ſo hat gwöllt, dear iſt zum Süeßa gwandelt,
Und wear ihm tauſet weiß ſo in ſein Haus hot brocht,
Hot gmuiniglich dobey au ſeiner mit bedocht.
Vors Ander hair i au, er heh de arma Woyſa,
Des was ſe mit der Zeit hent zerba gſuecht a zwoyſa.
Vors Dritt, hot durch ſein Gwalt a jdermahn angeh,
Was ear an baarem Gelt, an Haus und Gueter heh.
Vors Viert hent aunſre Wirt an gwiſſa Tax bekomma,
Daß mer vom Diymer Wein und Biar an Gulde gnomma.
Vors Fufft hot er dazu einfuehra wölla heur,
A gwiß vom Morial uff gſtempffeltem Papeyr;
Vors Sechst hot ma da Zains vom Rauchfang geaba ſolla.
Vors Siebet ell ſein Vich und Gflügel bald verzolla.
Vors Aecht da halba Thoil vom Wein ſobald er groth,
Vors Neunt an Groſcha gea, wear in der Beſoldung ſtoht ꝛc.

Wie in dieſem Gedichte, ſo ſprach ſich im Leben das Volk aus. Miſchen wir uns unter die Menge und lauſchen wir ihrem Geſpräche.

Wo ſoll das hinaus, ſpricht ein Bürger zum andern; das ſchwere Geld für die Menge Militär, von dem Juden gerupft und nun — — —

Ja, nun ſollen wir auch noch katholiſch gemacht werden; umſonſt iſt der Biſchof von Würzburg nicht hier.

Das ist noch nicht Alles; ich habe unlängst drei Kapuziner aus Weil bei dem Juden gesehen; sie haben lange dort gewohnt und mein Nachbar hat mir für gewiß versichert, es sei der Pater Provinzial von dem Weiler Kloster darunter gewesen.

Der Würzburger Bischof ist ein Jesuit, sagte ein dritter, der eben hinzutrat.

Der Remchingen hat einen Bruder in Rom, der ist auch einer, fügte ein vierter hinzu. In Cronberg hat der Oberst Groß bei der katholischen Messe die Trommel rühren lassen, katholische Feldpatres sind eingeführt worden, und da ist der ewige Zank wegen der Schloßkapelle von Ludwigsburg, die partout katholisch gemacht wurde; — der Jude hat schon die Monstranz dazu gekauft, und, warf ein anderer ein, dabei sicher wieder ein gutes Geschäftchen gemacht.

Wißt ihr denn aber auch, mit was der Herzog die Monstranz bezahlte? Ich will's euch sagen, mit dem evangelischen Kirchengut. —

Das sind die Früchte. Warum hat aber auch die Landschaft, warf ein Anderer leiser ein, sich von den Versprechungen des Herzogs an der Nase herumführen lassen und nicht lieber seinen Bruder genommen, wie es anfangs im Plane war; man hätte uns nicht zwingen können.

Nein, nein, ſagten Viele, das hätte man nicht gekonnt! —

Die Landhuſaren! riefen Einige ängſtlich, und ſtille war's im Kreiſe. Ein Trupp jener, von Carl Alexander errichteten, mit der Polizei des Landes beauftragten Reiter ritt auf dem Platze auf und vertheilte ſich in einzelne Wachen rings um das Schloß. War ihnen bisher Alles ausgewichen, ſo ließen ſich doch zwei Juden, die ſicherer und freier in die Welt hinausſchauten, als ſonſt die Söhne ihres Volks, die auf jedem Schritt Spott und Beleidigung gewärtigen mußten, zu thun pflegten, keineswegs durch ſie irren. Seht nur, hörte man im Haufen der zurückgedrängten Bürger, wie die Juden ſich brüſten, und manche Fauſt ballte, keine erhob ſich, denn man wußte, daß das Verbot des Herzogs, einen Juden zu beleidigen, an Süß einen eiſernen Vollſtrecker fand.

Wenden wir uns auf eine andere Seite.

Wie lange wird's wohl noch dauern, fragte ein Mitglied der Landſchaft ein anderes, bis dieſe Herren auf das Landſchaftsgebäude einreiten werden?

Nun, jetzt kann's bald geſchehen, da der Biſchof in Perſon hier iſt, und es nicht wird fehlen laſſen, dem Herzoge noch die letzten Präparatoria zu geben.

Daß es auf den Umſturz der Verfaſſung abgeſehen, iſt kein Zweifel; umſonſt liegen dieſe würzburgiſchen Räthe Fichtel und Raab nicht immer auf der Straße zwiſchen hier und Würzburg; umſonſt muß Fichtel nicht eine Deduction ausarbeiten, die auf die ſtatthabenden Differenzen Bezug hat. Doch da geht ja der Moſer. Hat er ſeine Dimiſſion erhalten?

Ich höre nein. Der Herzog will ihn nicht nach Preußen fortziehen laſſen; man will ihn zum Vicekanzler machen.

Nun, das wird ſchön werden; da wird man alle früh im Collegium den Morgenſegen und ein Capitel in der Bibel leſen und ein Lied dazu ſingen müſſen.

Oder, warf ein Vorübergehender ein, vielleicht kann auch dazu Rath werden, Herr Collega, daß wir täglich in die Meſſe gehen. Pater Mecenati iſt bereits mit Reliquien unterwegs.

Haben wir ſo die Geſpräche gehört, wie ſie vor dem Schloſſe in der Menge laut geworden, ſo wollen wir nun auch auf die halben Worte lauſchen, die in der Antichambre hie und da unter den Gleichgeſinnten gewechſelt werden, und endlich zu dem Fürſtenpaare ſelbſt eintreten.

Drei Gruppen im Vorzimmer bilden eben ſo viele Heerde von Hofintriguen. In dem einen Fenſter

ſtehen Remchingen und Fichtel, Süß und Hallwachs gehen auf und nieder, und in einem zweiten Fenſter flüſtert Röder mit dem churpfälziſchen Commercien-Direktor Don Pancorbo, der den Tabackhandel in Württemberg übernommen hatte.

Ich kann mich alſo darauf verlaſſen? fragte Röder.

Mit Gewißheit. Ich werde dem Herzoge reinen Wein einſchenken.

Aber er wird es nicht glauben; er bildet ſich viel auf ſeine Kennerſchaft in dieſer Beziehung ein.

Ich werde ihm rund heraus ſagen, daß ihn der Jude um fünfzig bis ſechszig tauſend Gulden betrogen hat.

Das kann nicht fehlen; das muß ſein Vertrauen wankend machen. Ich habe ein eigenes Schickſal, Herr Commerziendirektor; ich war's, der die Grävenitz aus dieſen Sälen jagte, und ich ſchmeichle mir, daß ich auch noch hinter dieſem Spitzbuben die Thüren zuſchließe.

An meiner Hilfe ſoll es nicht fehlen. —

Hallwachs, ſagte Süß ungeduldig, ſeht wie der Commerziendirektor mit dem Röder, dem Starrkopfe, ſo geheim thut; das gilt uns.

Und wenn, Excellenz; sie können uns ja nichts anhaben.

Mir doch unangenehm, gerade jetzt, wo der Bischof hier ist; wenn der Handel herauskömmt mit der Herzogin.

Wie sollte es; wir haben nichts Bestimmtes geäußert, und die beiden Kammerfrauen —

Der Herzog hat sie verhören lassen und selbst den Akt zu sich genommen; gestern noch äußerte Serenissimus, er wolle auf eine Scheidung antragen.

Gut wär's für uns, meinte Hallwachs.

Glaubt ihr, ich wäre ein Narr, antwortete selbstgefällig die Excellenz; umsonst hab' ich das Ding nicht eingefädelt; hab' ich doch gewußt, was ich gewollt.

Darf man denn schon, nahm Hallwachs wieder das Wort, Euer Excellenz zum Landhofmeister und zum Baron gratuliren?

Noch nicht, aber vielleicht bald, schmunzelte der Jude, indem ein triumphirendes Lächeln über seine Züge flog. —

Weiß der Süß etwas von dem Plane, fragte Fichtel den Remchingen.

Nein, es ist mein Geheimniß. Und was wäre denn das Genauere?

Wir überreden den Herzog, daß er das ganze Land in zwölf Obervogteien eintheilt. Jedem Obervogte wird ein Stabsoffizier zugetheilt, welcher an dem Sitze des Bezirks sich aufhalten muß, und welchem die übrigen Beamten untergeben sind. Die Obervögte bleiben in Ludwigsburg und die Stabsoffiziere, unter denen wir die Katholiken aussuchen werden, führen das Commando in den Vogteien. So wird die Soldateska mit den harten Köpfen und den widerspenstigen Pastoren schon fertig werden.

Aber was wird die Landschaft dazu sagen?

In die landständischen Sitzungen schicken wir den Hofkanzler oder einen Geheimrath; so werden wir die Unruhestifter kennen lernen und sie zu bändigen wissen.

Dann wollen wir den Canaillen ein Mal mitspielen. Der Herzog kennt bereits das Projekt?

Nein, zur gelegnen Zeit soll es ihm vorgelegt werden; man muß temporisiren; mit Raab habe ich bereits darüber gesprochen; er wäre sehr passend zu einem solchen herzoglichen Commissär in der Landschaft.

Aber was ist das; ich glaube, ich höre Schluchzen.

In der That, es klingt wie Weinen aus den Zimmern des Herzogs. —

Und Thränen, aber Thränen der Freude und Rührung waren es auch, die in dieſem Augenblicke von Carl Alexander und ſeiner Gemahlin vergoſſen wurden.

Friedrich Carl von Schönborn, der Biſchof von Bamberg und Würzburg, ein feiner Staatsmann und, wie man behauptet, den Plänen der Jeſuiten nicht fremd, dabei aber ein kunſtliebender, gerechter Fürſt, der Salomo ſeiner Zeit, wie ihn Pfau in den ſchon erwähnten Memoiren nennt, hatte den Herzog wieder in die Arme ſeiner Gemahlin zurückgeführt. Niedergeſtürzt iſt die Scheidewand, welche man ſich bemühte, zwiſchen dem fürſtlichen Paare aufzurichten; der Biſchof war wirklich als Prieſter der Liebe gekommen. Welch ein ſchönes Bild! Carl Alexander, ein ſtattlicher hoher Mann mit energiſchen Zügen, die Oberlippe trotzig vorgeſchoben, mit offener Stirne und imponirendem Blick, mit dem Anſtande eines Kriegers und der Würde eines Fürſten; Sophia von Thurn und Taxis, gleichfalls eine impoſante Geſtalt; aber wie der Herzog den Ausdruck der Kraft, ſo trägt ſie den Ausdruck zarter Weiblichkeit. Ihr Geſicht von blendender Weiße iſt nur von einem leichten Anfluge von Röthe be=

lebt, und Züge und Geſtalt verrathen den Kummer der verfloſſenen Tage. Der Biſchof endlich iſt ein großer ſtattlicher Mann mit energiſchem Ausdrucke im Geſichte.

Die leidenſchaftliche Natur Carl Alexander's wandte ſich vom Haß und Mißtrauen nun auf einmal zur Liebe. Allein es war der Charakter des Herzogs, ſein ſtürmiſcher Sinn, der keinen Widerſpruch duldete und in Allem die Gränzen der Mäßigung überſchritt, nicht gemacht für das Glück des häuslichen Lebens. Seine Kinder zitterten vor ihm; der älteſte, jener Carl Eugen, deſſen verhängnißvolle lange Regierung ein ſo bedeutendes Blatt in der Geſchichte Württembergs bildet, hatte namentlich viel von dem Zorne ſeines Vaters zu leiden. Wenn der Libelliſt der „reinen Wahrheit" dieſe Erziehung treu erzählt, ſo wird uns durch ſie ein wichtiger Anhaltspunkt für die Beurtheilung von Carl's Charakter gegeben. Ein anderer Friedrich Wilhelm I. hielt der Vater den Knaben kurz; mit Lehrſtunden wurde derſelbe überhäuft, und wehe ihm, wenn einer der Lehrer Klage führte vor dem Herzoge. Eine finſtere Miene ging dem Sturme voraus; die goldene Tabacksdoſe, die Carl Alexander beſtändig in ſeiner Hand trug, war die Lärmtrom-

mel, welche den Angriff verkündete. Er ergriff ſie mit beiden Händen und hielt ſie vor ſich hin, als ob er mit ihr „präſentiren" wollte. Dann folgte ein heftiger Schlag auf den Deckel der Doſe. Jetzt kam das erſte Zornwort, und während der Herzog mit der fürchterlichſten Miene wohl an zwölf Prieſen Taback nahm, ſchnupfte er ſich immer mehr und mehr in ſeinen Grimm hinein. Müde der Verweiſe und Drohungen, die das arme Kind, kaum Athem ſchöpfend und die Augen niedergeſchlagen, oft in Gegenwart aller ſeiner Geſchwiſter anhören mußte, übergab der Vater den Sohn an den Corporal. Dieſer züchtigte dann mit einem kleinen Säbel — ein Stock wäre unziemlich geweſen — den Prinzen, der durch dieſe Behandlung nur widerſpenſtiger und halsſtarriger wurde. Ein Glück war's unter dieſen Verhältniſſen, daß der Leiter der Bildung des Prinzen, Segri, ein vortrefflicher Mann geweſen.

8. Der Maskenball.

Der Carneval des Jahres 1737 wurde feſtlicher gefeiert als irgend einer während der Regierung des Herzogs; denn die Bälle und Maskenſcherze, die Feuerwerke und Akademien wegen der Verſöhnung des Herzogs mit ſeiner Gemahlin ſchienen kein Ende nehmen zu wollen. Beſonders zeichneten ſich die Maskenbälle durch die zahlreich anweſende Nobleſſe und den Reichthum der Koſtüme um ſo mehr aus, als man wußte, wie ungern der Herzog einen ſeiner Beamten bei dieſen koſtſpieligen Bällen vermißte. War es ja ſchon zu den Zeiten Eberhard Ludwig's den Hof- und Kanzleibeamten wie auch den Kauf- und andern ehrbaren Bürgersleuten angeſagt worden, ſich „bei Vermeidung des Herrn Ungnade" fleißig einzufinden. Unter Carl Alexander waren ſogar, bei Strafe des Entzugs der vierteljährigen Beſoldung, alle Kanzleiverwandten verbunden, mit ihren Weibern und erwachſenen Töchtern auf dieſen Redouten zu erſcheinen. Man denkt unwillkürlich dabei an die Frohntänze des Mittelalters.

Süß hatte auch hier sein Profitchen. Die Masken mußten bei ihm genommen werden, und außerdem veranstaltete er jedesmal eine Lotterie, die ihm eine artige Summe abwarf.

Wie treibt sich Alles bunt durch einander in den glanzerfüllten Sälen! Der Adel zumeist in Domino, theilweise in polnischen Röcken, die allein von den Cavalieren getragen werden durften. Aber viele sind auch ohne Maske erschienen, und die reiche Tracht jener Zeit verlieh allerdings einer Versammlung eine weit lebhaftere Färbung als bei den Bällen der Gegenwart, wo das Auge durch das ewig wiederkehrende Schwarz und Weiß ermüdet wird. Wir wollen eine nüancirtere Zeichnung von den Moden der damaligen Zeit entwerfen. Wird uns auch Manches nicht mehr ansprechen, je nun, es war Mode, und wir wissen, was Mode ist, gefällt. Die Damen also rauschen einher in schwerseidenen bunten und bauschigen, von Guirlanden umhangenen und von Reifröcken getragenen Gewändern; ihre Füßchen stecken in seidenen Schuhen, deren hohe rothe Absätze sie zu einem eigenthümlichen trippelnden Gange zwingen. Die wespenartige Taille zwängt den Körper bis zur Ungebühr ein, dagegen sind Brust und Nacken bis zu den äußersten Grenzen der Thunlichkeit entblößt,

das geſchminkte Geſicht iſt mit Schönpfläſterchen von allen möglichen Farben bedeckt, und die hochaufragende dickgepuderte, von eigenen Rohr- und Fiſchbeingerüſten aufgebaute Friſur iſt ringsum dicht mit Blumen beſteckt. An jedem der Finger ſtrahlen Juwelen; die mit ſeidenen Halbhandſchuhen bedeckten Hände treiben ein kokettes Spiel mit den koſtbaren Fächern, welche gar häufig Miniaturen der erſten Meiſter zeigen.

Die Cavaliere nehmen ſich immer noch ſtattlich aus, obwohl auch hier der Ungeſchmack ſeit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bedeutende Fortſchritte gemacht hatte. Lächerlich groteske Allongeperücken verbergen das kurz abgeſchnittene Haar und entſtellen das Geſicht, dem ſie einen Anſtrich von Würde geben ſollen. Die Röcke jedoch ſind noch bequem, weit und faltig, meiſt grau, braun oder ſcharlach, reich mit Gold und Silber bedeckt; immer offen, laſſen ſie die tief herabhängenden Weſten von werthvollen Seidenſtoffen, welche nicht ſelten mit Knöpfen von Edelſteinen geſchloſſen ſind, ſehen. Um den Hals ſchlingt ſich die Binde von der feinſten Holländer Leinwand; die Brüſſeler Spitze, welche ſie garnirt, hat nicht ſelten hohe Summen verſchlungen. Mit Brillanten bedeckte Knieſchnallen ſchließen

die kurzen ſeidenen Beinkleider. Seidene Strümpfe, Schuhe, nicht ſelten gleichfalls mit Brillantſchnallen geziert und wie bei den Damen auf hohen Stöckchen ruhend, vollenden den ganzen Anzug. Was den Damen der Fächer, iſt den Herren der kleine ſchwarzſeidene Chapeaux bas. Daß der in weißlederner Scheide ſteckende und mit dem Stahl-, Silber- oder Goldgriffe verſehene Degen heute an der Seite fehlt, beruht auf dem ausdrücklichen Verbote des Herzogs, auf Bällen Waffen zu tragen.

Wie die Tracht, ſo hat auch die Geſprächsform ihre Mode. Der Geiſtreiche der modernen Zeit würde damals albern oder langweilig erſchienen ſein, und ſo umgekehrt. Der Ton des franzöſiſchen Hofes war der herrſchende an allen Höfen Europas geworden, die Sprache dieſes Hofes die einzige, welche in allen Zirkeln der vornehmen Welt Geltung fand, Preußen ausgenommen. Merkwürdiger Weiſe bewegt ſich das Geſpräch mit den Damen in zwei Extremen, dem der Sentimentalität und der Frivolität; die Phraſen eines Scarron und eines Racine gehen mehr denn einmal in barocker Zuſammenſtellung neben einander. Die Klänge unſrer Mutterſprache ſind verbannt, dem Bauer und dem Treiben der gemeinen Welt zugewieſen.

Unſre Dichter, obgleich damals ſchon am Horizonte der Literatur auftauchend, ſind in völliger Mißachtung gegen die Werke der Nachbarn. Die Salonneuigkeiten waren meiſtens aus der Sphäre der Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen geholt, welche damals von Italien aus Europa überſchwemmten. Man ſprach von Farinelli, dem göttlichen Kaſtraten, der eben in Spanien Gold und Lorbeeren erntete, von der kecken Camargot, die es gewagt, die Robe zu verkürzen, um ihre ſchönen Füßchen zu zeigen, von den brillanten Opern, die in Paris und Dresden aufgeführt würden.

Carl Alexander, umgeben von ſeinen Günſtlingen, durchſchritt die Säle, und ſein durch Muſterungen geſchärftes Auge überflog den Kreis der Anweſenden, um zu erkennen, wer es gewagt, ſich der Luſtbarkeit zu entziehen und ſo ſeinen Befehlen Trotz zu bieten. Einer der Höflinge hatte die Gedanken des Herrn errathen und flüſterte wie von ungefähr, doch laut genug, daß es der Herzog hören mußte, zu Remchingen: Sollte der fromme ernſthafte Moſer etwa in einer jener traurigen Masken ſtecken, ich kann ihn ſonſt wahrlich nicht finden. Carl Alexander wendete ſich um und antwortete dem Oberſten:

„Der Moſer fehlt, ich weiß es; aber von ihm glaub' ich, daß er ſich ein Gewiſſen daraus macht, und darum mag es paſſiren.“ Der Streich alſo war fehlgegangen, doch hatten ſchon viele andere den wackern Staats-Rechtslehrer ſo ermüdet, daß er nicht länger mehr in Württemberg aushielt und einer Einladung des Preußenkönigs nach Frankfurt an der Oder folgte.

Das Alltagsgeſpräch der Mode beſchäftigte aber nicht Alle, welche auf dieſem Balle erſchienen waren. Die Lage des Landes war bei den ältern Anweſenden der Angelpunkt der Converſation. Etwas Mächtiges bereitete ſich vor, das ſah jeder Kundige, wenn auch nicht die Landſchaft durch den Leibhuſaren des Herzogs, der aus ihrer geheimen Truhe beſtochen wurde, gewarnt worden wäre. In zwei Tagen ſollte der Herzog nach Danzig abreiſen, wo er, wegen eines Uebels am Fuße, den ärztlichen Rath eines gewiſſen Huldrop einziehen wollte. Der Weg ging über Würzburg; dort war eine Zuſammenkunft mit dem Biſchofe veranſtaltet; das Regiment im Lande ward unterdeſſen an Röder, Remchingen, Schöffer und Pfau unter dem Vorſitze der Herzogin übergeben. Dann würde vor allen Remchingen unumſchränkt im Lande herrſchen, und er hätte bereits

eine Ordre, nach welcher das Militair einzig von ihm abhängig sein sollte. Die Landschaft würde über den Haufen geworfen, die Stuttgarter Stiftskirche und die Klöster den Katholiken übergeben, alles alte Silber müßte abgegeben werden, damit es zu katholischen Kirchengefäßen eingeschmolzen würde; die Unterthanen würden entwaffnet, Forstner und die Landschaftsconsulenten verhaftet werden. Endlich fürchtete man, die bereits erwähnte Eintheilung in Obervogteien mit ihren militärischen Commandanten würde nun in Abwesenheit des Fürsten eingeführt; und schließlich kannte man auch die Aeußerung Fichtel's: der Verfasser der Vorstellung wegen des Pupillen-Wesens verdiene, daß man ihm den Kopf vor die Füße lege. Alle Aeußerungen, mit denen man sich im Publikum trug, fanden heute im Ballsaale ihr Echo. Der Oberstlieutenant von Bouvighausen hatte gesagt: Sereniſſimus werde sogleich nach dem Carneval nach Ludwigsburg kommen und die Landschaft über den Haufen werfen. Er als Commandant werde auch einige Ueberschlägelchen — er meinte Prälaten — zu sich in's Quartier bekommen. Der Amtsphyſikus Dr. Gerstlacher erzählte: ein Feldwebel habe geäußert, das geht denn doch nicht an; unsre Leute sind durchaus evangelisch, sie schießen uns zuerst todt.

Während man ſich hier von dieſen Beſorgniſſen unterhielt, hatte dort Süß einen Kreis um ſich gebildet, in welchem derſelbe Gegenſtand verhandelt wurde. Dem Finanzrathe war es nicht entgangen, daß der Herzog in der neueſten Zeit mißtrauiſch geworden; Pancorbo's Bemühungen war es gelungen, ihn über den Juwelenhandel aufzuklären; in der Herzogin hatte der Hofjude einen mächtigen Feind, Remchingen war zurückhaltend geworden, an den vorgelegten Rechnungen wurde wider alle Gewohnheit allerlei gemäkelt, und neulich hatte der Herr, als er ihn über den Plan wegen der Obervogteien fragte, einen Plan, von dem es ihn ſehr beſchäftigte, daß er weder Wiſſer noch Schöpfer war, die Antwort gegeben: „Wenn du's einmal wiſſen ſollſt, wird man es dir ſchon ſagen.“ Ihm wurde bange. Zwar hatte er einen Freibrief erlangt, nach welchem er nie zur Verantwortung gezogen werden durfte; zwar hatte er erſt geſtern das Dekret erhalten, daß er drei bis vierhundert Gulden freiwillige Verehrungen annehmen dürfe: dennoch gingen ihm alle dieſe Dinge im Kopfe herum, zumal als ihm hinterbracht worden, daß die Geheimräthe wegen des von ihm begründeten Fiskalats äußerſt aufgebracht ſeien, und die Landſtände

geſchworen hätten, ihn zu greifen, ſobald der Herzog die Augen zudrücke. Er beſchloß, ſein ſchon vor einem Monate eingegebenes Entlaſſungsgeſuch zu wiederholen, ſelbſt auf die Gefahr hin, abermals mit Gefängniß bedroht zu werden, und fahre der Herzog zu dem einen Thore hinaus, durch das andere nach Metz zu flüchten. Aber es ſollte anders kommen; gräßlicher und ſchneller, als der Jude ſich's dachte, ſollten beide eine weitere Reiſe antreten.

9. Die letzten Stunden Carl Alexander's.

Am 13. März wollte der Herzog die Reise nach Danzig antreten. Am eilften war er in Ludwigsburg, und es ist eine ernste Beschäftigung, in der wir ihn hier finden. Gleich nach der Tafel verfügte sich Carl Alexander in die Gruft, wo seine Ahnen ruhten, und ließ die Särge Eberhard Ludwigs und seines Sohnes von den Bahren nehmen und vor sich aufsetzen, indem er sprach: „Ich will der Dritte in der Ordnung sein.“ Auch sein Testament hatte der noch so lebenskräftige Fürst vor einigen Tagen erneut. Diese beiden Umstände deuten darauf hin, daß eine innere ahnungsvolle Stimme ihm verkündet hatte, daß er an die Marken seines Daseins gekommen.

An demselben Abend nahm der Herzog Abschied von den Seinigen zu Stuttgart, und Dienstag früh war er bereits wieder in Ludwigsburg, um von hier aus die Weiterreise anzutreten. Wenn es wahr ist, was ein Schriftsteller berichtet, daß er an diesem Morgen ein Dekret unterzeichnete, in dem Raab zum Hofkanzler und Geheimrath ernannt wurde, so deutet

dieß allerdings auf den festen Entschluß, die oft besprochenen Pläne zu verwirklichen. Ein anderer Befehl betraf die einzuführende Pflasterung in Ludwigsburg. Noch vor der Tafel hatte er mit einigen seiner vertrautesten Räthe eine Conferenz, und in dieser war wohl auch von den Maßregeln die Rede, welche gegen Süß zu ergreifen wären. Gewiß ist es, daß die Herzogin so wie der Oberburggraf von Röder den Befehl in Händen hatten, ihn sogleich nach der Abreise Carl Alexander's zu verhaften und auf eine Festung zu bringen.

Uebrigens wird von Augenzeugen versichert, daß der Herzog den Tag selbst in der besten Laune zubrachte. Nach der Mittagstafel unterhielt er sich mit dem Oberbaumeister Retti über zwei Stunden, dann ließ er den Hofgärtner Sievert rufen und plauderte mit ihm über den Flor der Bäume, den er dießmal wegen seiner Reise nach Danzig nicht bewundern könne. Unterdessen war ihm der Schlüssel zur Gruft eingehändigt worden. Auch bei der Abendtafel sehen wir ihn in ungetrübter guter Laune. Es waren die Hofsängerinnen anwesend, unter ihnen eine gewisse Therese, die in intimen Verhältnissen zu dem Fürsten gestanden zu haben scheint. Der Herzog saß mit Süß am Spieltische. Die zwei-

hundert Dukaten, welche der Finanzrath so unglücklich war zu verlieren, schob ihm Carl Alexander wieder zurück, vielleicht mit dem Gedanken, daß von nun an er doch bei ihm ausgespielt habe.

Um halb zehn erhob er sich. „Wie sticht es mich", rief er schmerzlich aus und eilte in sein Schlafgemach. Der Kammerdiener und Chirurg Neuffer riß ihm die Kleider auf, während sein Lieblingshund munter um ihn herumsprang. „Du willst mich noch aufmuntern", sprach er liebkosend zu dem Hunde. Nun fing auch sein Kanarienvogel an zu pfeifen. „Und du, sagte er zu dem, willst mich heute noch lustig machen, aber es wird nichts daraus, ich muß mich zur Ruhe legen." Neuffer entfernte sich. Eine Bangigkeit überfällt den Herzog, er eilt auf die Garderobethüre zu und ruft den Kammerdiener auf's Neue. „Wie wird mir so enge, der Athem will mir ausbleiben, Arznei her, Pater Kasper her"! Der Kammerdiener brachte eilends eine Arznei in einer Theeschale. Der Herzog trank, aber seine Züge entstellten sich mehr und mehr. Die unterdessen schnell herbeigekommene Dienerschaft rüttelt und schüttelt ihn, und Neuffer schlägt die Ader, aber nur ein Paar Tropfen Blutes quellen langsam hervor und mit den Worten: „Herr Jesus, ich sterbe"

ſinkt Carl Alexander todt in ſeinen Lehnſtuhl zurück.

Pater Kasper ſaß unterdeſſen beim obern Brentano, aß Auſtern, trank Tyroler und bedauerte nur, daß er nicht noch zwei Worte mit dem Herzoge habe reden können.

Die Aerzte nahmen die Section vor. Es wurde deutlich dargethan, daß ein Schlagfluß, wahrſcheinlich durch die maßloſe Vergnügungsſucht des Herzogs herbeigeführt, ſeinem Leben ein Ende gemacht. Aber das Volk wollte ſich nicht mit den Deductionen der Hofmedici befreunden, und unheimliche Gerüchte liefen bald von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort. Es war zu viel Merkwürdiges für den Württemberger in die wenigen Jahre der Regierung des Verblichenen zuſammengedrängt worden, namentlich waren in der letzten Zeit der Veränderungen zu viele, der Ereigniſſe zu außerordentliche, das Land zu tief berührende eingetreten, als daß die Menge bei dem plötzlichen Halt, welches die Vorſehung dem Herzoge gebot, an dem natürlichen Laufe der Dinge ſich hätte genügen laſſen. Dunkle Sagen von einer Vergiftung, von gewaltſamer Ermordung kreisten im Volke. Bald auch erzählte man ſich von einem geſpenſtigen Gemache im Ludwigsburger

Schloſſe, wo nächtlicher Weile der ſtrenge Gebieter förmlich Hof halte. Wieder Andere berichteten von unverlöſchbaren Blutflecken, die zum ewigen Andenken des Frevels auf dem Boden feſtbleiben mußten.

Sobald der gewaltige Wille Carl Alexander's durch den Tod gebrochen war, ſtürzte über die Vertrauten des Herzogs das Gebäude ihrer Macht und Herrlichkeit zuſammen. Der erſte, der fiel, war Süß. Er war mit Poſtpferden ſogleich nach der, ihn furchtbar überraſchenden Kunde aus Ludwigsburg weg, aber unbegreiflicher Weiſe in ſein Verhängniß, gegen Stuttgart geeilt. Röder, der ihn wie ſein böſer Dämon verfolgte, raſch ihm nach. Nach der Sage ereilte er ihn zwiſchen Kornweſtheim und Zuffenhauſen, und mit geſpannter Piſtole ſoll er ihm jene Worte, welche noch heute im Munde des Volkes leben:

(Da ſprach der Herr von Röder:)

„Halt oder ſtirb entweder!“

zugerufen haben.

Anders aber erzählt der gleichzeitige Pfau. Nach ihm erreichten Röder und Süß um Mitternacht Stuttgart zu gleicher Zeit. Im Schloſſe daſelbſt waren beide in die Gemächer der Herzogin getreten. Röder wollte dieſer die Trauerkunde ſchonend beibringen, der Jude aber brach in die Worte aus:

„Wozu die Umstände, der Herzog ist leider gar todt.“ Der Oberburggraf hatte inzwischen mit dem wachthabenden Offiziere geflüstert, der erst nach einigem Sträuben auf seine Befehle eingehen zu wollen schien. Süß wollte das Vorgemach verlassen, da trat ihm der Offizier entgegen, während die Gardereiter ihre Karabiner fällten. Süß rief ihm hochmüthig zu: „Was soll das sein? Wer hat das befohlen? Kennt man mich nicht?“

„Cujon nur allzuwohl, war die Antwort, aber zwischen heut und gestern ist ein Unterschied; fort auf die Hauptwache.“

Niemand ahnte zu Stuttgart noch das Ereigniß; in nächtlicher Stille lagen die Straßen, durch welche nun der gestürzte Günstling eskortirt wurde und zum Schrecken seiner Dienerschaft unter so unwillkommener Begleitung in seinem Hause erschien, wohin er von der Hauptwache gebracht ward. Dieses füllte sich immer mehr mit Soldaten und alle Bedienten des Hauses wurden scharf bewacht; doch wußte der Kassier Fürnerantz zu entrinnen. Der Sekretär Levi, so wie Süß's Maitresse, Fischer, hatten nicht dasselbe glückliche Schicksal.

Noch in derselben Nacht eilte die Herzogin nach Ludwigsburg; in Stuttgart schloß man die Thore,

um jede Entweichung der Genoſſen des Juden zu verhindern. So wurden auch Bühler und Hallwachs, der letzte erſt, nachdem er ſich fruchtlos widerſetzt hatte, binnen wenigen Stunden zur Haft gebracht. Die Aufregung in Stadt und Land war ungeheuer.

10. Die Bestattung.

Wir lassen nach dem Tode Carl Alexander's zwei Monate verfließen, ehe wir Ludwigsburg auf's Neue besuchen, dießmal, um dort, wo wir schon Zeuge von den verschiedensten Lustbarkeiten gewesen, auch einer Feier anderer Art, dem Leichenfeste, beizuwohnen, welches bei der Bestattung der sterblichen Hülle des Herzogs abgehalten wurde.

Der Glanz und das Gepränge, unter welchem am 11. Mai seine Leiche zur Gruft gebracht wird, ist im eigentlichen Sinne des Wortes die letzte Ehre, die man dem Verstorbenen erzeigt, der Schmerz, den man offiziell zur Schau trägt, eine Maske, die man sich nicht einmal die Mühe genommen hat gut anzuheften. Herrschte doch überall eine so erbitterte Stimmung gegen den Verstorbenen, daß ein eignes Reskript des Administrators denselben vor „üblen Nachreden" behüten sollte.

Welche Veränderungen seit diesen zwei Monaten! Das Testament des Herzogs, das den Bischof von Würzburg und die Herzogin zum Beirathe des Ober-

vormunds Carl Rudolph von Württemberg-Neuenstadt einsetzte, welches verordnete, daß sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen in der katholischen Religion erzogen und nur Katholiken zu deren Hofmeistern aufgestellt werden sollten, war von Carl Rudolph, einem alten, kränklichen, den Interessen der nun zur Herrschaft gekommenen Landschaft ganz ergebenen Fürsten nicht anerkannt worden. Die Herzogin fühlte sich zurückgesetzt, und so entstanden zwei Partheien, Remchingen, Scheffer und Pfau auf Seite der Fürstin, Rudolph mit Forstner, Neuffer und dem von Carl Alexander entlassenen Kammerdirektor Georgii auf der der Landschaft.

Remchingen, welcher wohl fühlte, daß er das Aeußerste wagen müsse, um seine Stellung zu sichern, ermunterte die rathlose Herzogin zum energischsten Widerstande. Er hatte die Truppen, ihnen vorspiegelnd, man wolle sie zum größten Theile entlassen, gewonnen und die Stabsoffiziere das Testament beschwören lassen. Er verweigerte es, Carl Rudolph als Administrator die Huldigung zu leisten, Süß in strengen Gewahrsam bringen zu lassen, verstärkte eigenmächtig die Besatzung von Stuttgart und gab Ordre an das Militär, im ganzen Lande nur von ihm oder der Herzogin Befehle anzunehmen. Aber er hatte sich

verrechnet. Die landständischen Ausschüsse gewannen die Offiziere durch die Versicherung, daß sie Alles thun wollten, um keine Verminderung des Militärs Platz greifen zu lassen. Remchingen wurde arretirt und Generalmajor von Gaisberg erhielt an seiner Stelle das Oberkommando. Bald wurde auch Scheffer verhaftet, und so stand die Herzogin allein, preisgegeben einer Reaction, die, der Natur der Sache nach leidenschaftlich, weiter ging, als es die Billigkeit erlaubte. Selbst persönlich wurde Maria Augusta nicht geschont; man entzog ihr die ihrem Range gebührende Wache, die Musik in der Schloßkapelle, man war so kleinlich, dem Kammerlakei, den sie für den Erbprinzen bestimmt hatte, bei Verlust seiner Besoldung zu verbieten, diesem Dienste zu thun, und streute sogar die nachtheiligsten Gerüchte über sie selbst mit solcher Geschicklichkeit und Beflissenheit aus, daß sie dem Kaiser, an den sie sich fortwährend wenden mußte, zu Ohren kamen. Den meisten Haß erregte aber ihr Beichtvater, der Kapuziner Pater Hyacinth, der manchen Intriguen, sich eine mächtige Stellung im Lande zu verschaffen, nicht fremd blieb.

Süß war unterdessen unter dem Hohngelächter der Menge nach Hohenneuffen abgeführt worden,

mit ihm seine Genossen. Die übrigen Juden hatte der Pöbel buchstäblich aus dem Lande hinausgehetzt. „Wie den Füchsen auf dem Fuchsprellen ging es ihnen; theils wurden sie geschnellt, theils schlichen sie sich weg. Es war den Herrn Stuttgardern das allerlustigste Jagen, woran sonderlich die Knaben sich ergötzten.“

Selbst die Festlichkeit, die wir mit ansehen wollen, läßt uns in den Hader und das Mißtrauen blicken, welche, wie wir eben vernommen, die höchsten Gewalten im Lande entzweiten. Wir werden in dem langen Zuge vergebens einen Geistlichen der Religion suchen, welcher der Verstorbene angehörte; bei all dem Prunk, der an uns vorüber kömmt, wird der Katholik das vermissen, was selbst bei der Bestattung des Aermsten seines Glaubens nicht fehlt. Wo, wird er fragen, ist das Kreuz, das vorangetragen werden soll? Wo sind die Kerzen, wo das Rauchfaß?

Das Mißtrauen, das Carl Alexander während seines Lebens in die Herzen der Protestanten gesäet, an seiner eignen Bahre ist es aufgegangen. Ihm selbst verwehrte das Land die Ceremonien seiner Kirche, ehe sich die Herzogin verbindlich gemacht, „daß sie diesen Fürgang auf keinerlei Prozessionen hinkünftig ziehen wolle“, und

ſie war ſtolz genug, die verlangten Reverſalien zu verweigern, und legte ſtatt deſſen eine Proteſtation gegen dieſes unzarte Verfahren ein. Die katholiſche Geiſtlichkeit vollzog im Paradezimmer die Gebräuche ihrer Kirche und empfing die Leiche erſt wieder in der Gruft, um das officium defunctorum abzuhalten.

Würdig aber eines Helden, entſprechend dem Leben und der vorwaltenden Neigung Carl Alexander's war allerdings deſſen Begräbniß. In endloſen Spalieren war faſt die geſammte Kriegsmacht des Herzogthums gereiht. Front gegen das alte Corps de Logis machten die Garden zu Pferd, ihre reiche Standarte, die einen aus den Wolken hervorragenden Arm mit bloßem Säbel und die Umſchrift: treu und tapfer trägt, iſt heute beflort und geſenkt. Um ſie reiht ſich die Mannſchaft; ſie würde auch für unſer modernes Auge einen ſchönen Anblick bieten. Sämmtlich mit Rappen beritten ſind ſie in gelbe Röcke gekleidet, die ſcharlachne Weſte, die ſchwarzſammtnen Aufſchläge und Bandeliere reich mit Silber beſetzt. Noch glänzender erſcheinen ihre Offiziere, welche rothe geſtickte Röcke mit ſilbernen Schleifen, ſchwarzſammtne Aufſchläge, gelbe Weſten und mit breiten ſpaniſchen Spitzen beſetzte Hüte tragen, von denen weiße Federn wehen. Eine Schärpe in den

Landesfarben roth und gold hängt über ihre Schultern. Hinter der Garde waren die Dragoner aufgestellt. Weiße Röcke mit blauen Auf= und Umschlägen, blaue Westen mit goldbordirten Hüten sind ihre Bekleidung. Die Füsilier= und Grenadier=Abtheilungen trugen blaue Röcke, rothe und gelbe Aufschläge, weiße Westen, und die Grenadiere die bekannten Blechmützen. Prächtig aber nahm sich die Leibhusaren=Schwadron aus, welche in rothen Uniformen und lichtblauen Dolmans, reich mit Gold und Seide besetzt, prangte und durchaus mit Schimmeln beritten war. Die zwanzig Kanonen der Artillerie hatte man, um die üblichen Salven zu geben, gegen den fürstlichen Garten postirt.

Den Zug eröffnete die Dienerschaft, ihr folgten die Marschälle und Deputirten mit langen schwarzen Stäben, Mänteln und Flören. Sodann wurden die fürstlichen Insignien, der Degen, der Commandostab, der Hubertusorden, das goldene Vließ und der Fürstenhut von den ersten Beamten des Landes getragen, letzterer von Röder. Der Sarg ruhte auf den Schultern von sechszehn Vasallen, Forstner und Reischach unter ihnen. Es folgten Offiziere, abermals Marschälle, Deputirte

des geheimen Raths und der Landschaft und eine Reihe von Fackelträgern.

Dumpf ertönten die Salven, als endlich die Leiche ihre letzte Ruheſtätte fand. Dumpf drangen ſie hinüber in das ſtille Gefängniß auf Hohenneuffen, wo entſtellt und zum Gerippe abgezehrt, beißendem und rohem Spotte ſeines Wächters preisgegeben der ſaß, auf deſſen Wink noch vor Kurzem Tauſende lauſchten. Welche Gedanken mochte dieſer ferne Kanonendonner bei ihm erregt, welche Zukunftbilder erweckt haben!

11. Die Hinrichtung des Juden.

Auf der Straße von Stuttgart nach Ludwigsburg, ohnweit der ersten Stadt und ganz nahe an der Landstraße, befand sich damals das Hochgericht Dort stand ein Galgen, achtzehn Schuh hoch und auf ihm ein anderer halber Galgen, dreizehn Schuh hoch, mit einer eisernen Wetterfahne. Er war ein Denkmal des sechszehnten Jahrhunderts und rief den Württembergern die Rache in's Gedächtniß, welche Herzog Friedrich an dem Alchymisten Georg Honauer aus Olmütz dafür nahm, daß er sich gegen ihn betrügerisch vermessen, Gold aus Eisenstangen zu machen. Aus demselben Eisen hatte der Herzog den Galgen erbauen lassen, und der erfinderische Spott der Zeit machte sich auch darin geltend, daß er ihn mit Goldschaum überziehen und den Alchymisten mit vergoldetem Kleide und mit einem Federhute daran aufhängen ließ. Ein fliegendes Blatt aus diesem Jahre (1597) schilderte die pfiffige Weise, mit welcher der Gewaltbote des Herzogs den Goldmacher „der mit

seinem Stallmeister ausgerissen" zu Kreuzwörth in Haft genommen hat.

Der Curier ritt tapfer herum, jetzt in die Läng, jetzt in die Krumm, letzlich kam auf das Gespor zu Trier in der Curfürstlichen Stadt, der Goldmacher ihn ersehen hat, lief geschwind zu Mosel dann.

* * *

In ein Schiff sich begeben thät, der Curier solchs erfahren hätt, saumet sich nicht fast lange, dingt auch ein kleines Rennschiffelein, lag mitten in das Schiff hinein, merkt weiter wie es ist ergangen.

* * *

Mit Stroh thät man ihn decken zu, die Schiffleut hätten wenig Ruh, seind dem Goldmacher nachdrungen, zu Creuzwörd in dem Städtlein still, zu halten sich ein kleine Weil, Goldmacher meint, er wär entronnen ꝛc.

An der Fahne dieses Galgens wurde nun noch ein eiserner Käfig angebracht, sechs Fuß hoch und zwei Fuß weit. Er war roth angestrichen, hatte die Form eines orientalischen Pavillons und bestand aus siebenzehn Stangen und vierzehn Reifen; drei große Schlösser verwahrten ihn. Die ganze Schlos=

ferzunft hatte ihn gefertigt und jeder Meiſter einen Streich daran thun müſſen.

Hier ſollte Süß enden. Nach ſeiner Verhaftnahme durch Röder hatte man ihn und ſein Haus genau durchſuchen laſſen und über achtzehn Koffer, Kiſten und Verſchläge, in denen ſeine Koſtbarkeiten aufgehäuft lagen, in Verwahr genommen. Man hatte ihm drei Hemden ausgezogen und an dem letzten über neuntauſend Gulden an Juwelen nebſt vielen Wechſelbriefen befeſtigt gefunden. Sein Vermögen in Stuttgart wurde auf drei Millionen geſchätzt.

Mit der Unterſuchung, welche von den Regierungsräthen Faber und Dann und dem Oberauditor Weinmann mit aller Härte geführt wurde, ging es vorausſichtlich raſch, und Niemand war darüber zweifelhaft, welches ihr Reſultat ſein würde. Daß Staatsprozeſſe im Sinne der herrſchenden Parthei abgeurtheilt werden, dafür zeugt jede Seite in der Geſchichte. Wenige aber laſſen ſich dem Verfahren an die Seite ſtellen, mit welchem man gegen Süß zu Werke ging. Wenn er ſich auch arger Verbrechen gegen das Wohl des Landes ſchuldig gemacht hat, ſo hat doch kein Unparteiiſcher, ſelbſt nicht in jener bewegten Zeit, mißkannt, daß die Prozedur gegen ihn unförmlich und ſelbſt geſetzwidrig war;

keiner, daß er auch für die Regentenhandlungen Alexander's verantwortlich gemacht wurde, und daß man auf seine Schultern alle die politischen Verbrechen häufte, die seine Genossen begangen.

Ein eigner Befehl des Administrators verpflichtete Alle, welche etwas gegen ihn auszusagen hätten, vor Gericht zu erscheinen. Von Satyren und Schimpfschriften der plattesten, trivialsten Art wimmelte es, und der so lange unterdrückte Haß gegen ihn machte sich nun Luft in den gemeinsten Ausbrüchen. Selbst seine eheliche Abstammung zog man in Zweifel und machte ihn zum Bastarde des kaiserlichen Generals Hettersdorf, der wegen allzurascher Uebergabe Heidelbergs an die Franzosen kassirt worden war. Endlich bemühte sich auch noch die eifrige Geistlichkeit, die letzten Stunden des Verbrechers mit der zudringlichsten Proselytenmacherei zu verbittern.

Fürwahr, wenn die ganze politische Laufbahn des Juden den schärfsten Tadel, sein großer Uebermuth die höchste Verachtung, sein Verrath an den Gesetzen des Landes die härteste Strafe verdient; wenn alles dies geeignet ist, uns mit Abscheu gegen ihn zu erfüllen, so muß doch andrerseits die entsetzliche, wider Recht und Menschlichkeit verstoßende Weise, mit der man ihn behandelte, unser Mitleid

rege machen. Unwillkürlich ſchleicht ſich ein Gefühl von Theilnahme für ihn bei dem Gedanken in unſre Bruſt, daß das ſtrafende Gericht nicht ſowohl den Miniſter richten, als ſich vielmehr an dem Juden rächen wollte.

Schon am neunzehnten März fand die Abführung des Gefangenen in einem offenen Wagen ſtatt. Obriſt von Reiſchach begleitete ihn. Um ihn her jubelte, ſchimpfte das Volk und überſchüttete ihn mit Koth- und Steinwürfen. Auf dem ſogenannten Käs, dem Richtplatze, ging die Brutalität ſo weit, daß die begleitenden Dragoner, um ſich ſelbſt zu ſchützen, den Pöbel auseinander ſprengen mußten. Es widerſtrebt einem gebildeten Sinne, einzelne Züge der Rohheit, die ſich an ihm wahrlich erſchöpfte, auszuheben und nachzuerzählen.

Am dreizehnten September 1737 war die Unterſuchung gegen ihn und ſeine Mitſchuldigen geſchloſſen worden. Auf die Frage, ob er über Etwas zu klagen habe, gab er eine ausweichende Antwort, und als man die Verſicherung, daß Alles nach Recht und Gebühr geſchehen, beſtimmt von ihm hören wollte, bat er, ihn damit zu verſchonen: „Ich habe ſchon Angſt genug ausgeſtanden und überlaſſe es einem Jeden, an was ihn Gott und ſein Ge-

wiſſen erinnert.“ Sein Freibrief half ihm natürlich nichts, und er wurde, abermals nach einer viertel=jährigen Pauſe, als der Amtserſchleichung, des Be=trugs, des Majeſtäts=Verbrechens und des Hochver=raths ſchuldig, zum Tode verurtheilt. Nur der Tübinger Rechtslehrer Harprecht äußerte bei der Abſtimmung: „Süß hat zwar den Tod wohl ver=dient, aber ich glaube nicht, daß man nach den Geſetzen darauf antragen kann.“

Der ehemalige Finanzrath war unterdeſſen auf den Hohenaſperg gebracht worden, und ſein Benech=men daſelbſt ſowie während ſeiner ganzen Gefangen=ſchaft zeigt uns einen Verzweifelten, der in den langen, einſamen Stunden ſeiner Gefangenſchaft wohl manchmal ſeiner Sinne nicht mehr mächtig war. Auf und nieder wogten Hoffnung und Troſtloſigkeit in ſeinem Gemüthe; heute gebärdete er ſich, als wäre er noch mit all der Macht bekleidet, die er ſo plötz=lich verloren, geſtern ſchluckte er ſeine Nägel hinab, um ſich den Tod zu geben; bald entkleidete er ſich und rannte wie ein Raſender im Kerker hin und her, bald ſprach er von ſeiner bevorſtehenden Befreiung und verhieß dem wachthabenden Offiziere reiche Be=lohnung; jetzt war er wieder völlig troſtlos, und zu andrer Zeit wollte er die vermeſſenſten Wetten an=

ſtellen und ſprach von den Millionen ſeines Vermögens. Sein Kerker war ein tiefes Verließ, ſeine Koſt rohe Rüben und Waſſer oder Brod und Eier, die er ſich ſelbſt zubereiten mußte, da man ihm die Speiſen nach ſeinem Religionsgebrauche nicht gönnte. Schon damals fehlte es an Bekehrungsverſuchen nicht, und wirklich ſchien eines Tages Süß denſelben Gehör ſchenken zu wollen und verlangte einen katholiſchen und einen proteſtantiſchen Geiſtlichen. Den proteſtantiſchen, den beredten und aufgeklärten Pfarrer Rieger, gewährte man ihm. Allein nun ſtellte ſich heraus, daß die Abſicht des Juden nur dahin ging, durch den Geiſtlichen eine Privataudienz bei dem Adminiſtrator zu erhalten. „Ich habe zwei Geiſtliche verlangt, ſagte Süß, damit ich kräftige Zeugen habe, wenn ich der Commiſſion ihr Unrecht vorhalte. Ich bin ein Jude und bleibe ein Jude und würde kein Chriſt, wenn ich auch römiſcher Kaiſer werden könnte. Religion ändern iſt Sache eines freien Mannes und ſteht einem Gefangenen übel an.“

Am dreißigſten Januar 1738 benachrichtigte der Commandant den Unglücklichen, daß er nach Stuttgart gebracht werde. „Hab' ich nicht geſagt, man werde mich wieder zurücklaſſen“? rief er freudig aus.

Man zog ihm ein Kleid von Scharlach mit Sammt gefüttert, eine grüne goldbordirte Weste und rothe Beinkleider an und ſetzte ihm ein ſchwarzſammtnes Hütchen auf. Als ihm aber auch die Ketten wieder angelegt wurden, mochte er ſchon nichts Gutes ahnen. Der Hohn begann auf's Neue. In einer offenen ſechsſpännigen Chaiſe führte man ihn langſam vom Hohenaſperg nach Stuttgart. Süß meinte in ſeine Wohnung gebracht zu werden — man hatte ihn ſo grauſam getäuſcht —; als aber ſtatt deſſen der Wagen vor dem ſogenannten Herrenhauſe auf dem Markte hielt, wußte er, was das zu bedeuten habe. Am andern Tage Nachmittags vier Uhr erſchienen Commiſſarien des Gerichts, ihm zu erklären, daß er ſich zum Tode bereit halten ſolle. Die Art der Hinrichtung blieb ihm verborgen.

So lau Süß früher in ſeinem Glauben geweſen, ſo innig klammerte er ſich jetzt an denſelben. Zuerſt, noch am Freitage Abends, erſchien der Diakonus Heller, um mit aller Kunſt der Ueberredung ihn zum Chriſtenthume überzuführen. "Ich will den Herren Geiſtlichen die Füße küſſen, rief Süß aus, aber in der Religion kann ich Nichts von ihnen annehmen; ich begnüge mich mit dem Glauben meiner Väter." Samſtags war man billig genug, ihm

Ruhe zu gönnen. Sonntags erneute man die Versuche. Der Vikar Hoffmann bot alle Spitzfindigkeiten der Dogmatik auf, so daß Süß endlich ungeduldig ausrief: „Ich bin nicht zum Disputiren aufgelegt, und die Christen sind ja selbst in ihrem Glauben nicht einig.“ Gehen Sie, Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan; mir wird Gott gnädig sein.“ Der Vikar wollte hierauf auf's Neue beginnen, aber der Jude warf sich ihm zu Füßen und bat ihn unter Thränen, ihn in Ruhe zu lassen. Als er nun nach einigen seiner Glaubensgenossen verlangte, ließ man diese zwar ein, schickte aber Christoph David Bernard, einen getauften Juden und Lektor der orientalischen Sprache zu Tübingen, und einen Sekretär mit ihnen in das Gefängniß. Grausenhaft ist die Schilderung, welche Bernard von dem Zustande des Verurtheilten giebt:

„Von dem vormals so herrlichen und ansehnlichen Manne war fast Nichts übrig als ein schwebender Todtenkörper, der nächstens völlig zerfallen würde. Schmerzen und Aengsten hatten ihm statt der Würmer das Fleisch abgenagt, und sein ohnehin entstelltes Antlitz wurde dadurch noch entsetzlicher, daß es mit einem dichtschwarzen Barte wie ein Todtenkopf mit Moos umwachsen war. Die vor-

mals muntern Augen waren wie zwei ausgelöschte Kerzen und ihre Bewegung so irr, daß man die Verschiedenheit der Affekte unmöglich ermessen konnte. Seine struppigen Haare bedeckte eine grüne Kappe. Am Leibe hing ein kurzes Ueberkleid, das in der geraumen Zeit seiner Gefangenschaft mit ihm selbst zu Schanden gegangen war, kurz ich hätte ihn eher für einen Sklaven angesehen, welcher, nach harter Dienstbarkeit endlich befreit, die Spuren seines vorigen Elends zu Erweckung christlichen Mitleidens an sich getragen."

Kaum war der Lektor eingetreten, als er ihm zurief: „Ich bleibe Jude", und in hebräischer Sprache in die Schlußworte des Versöhnungstages ausbrach: „Höre Israel, dein Gott ist ein einiger Gott, gelobt sei sein Name." Seine Glaubensgenossen bereiteten ihn zum Tode. Des Lektors Gespräche, seine theologischen Controversen und sein Prunken mit jüdischer Gelehrsamkeit suchten vergebens dazwischen aufzukommen. Auch ein Testament, welches aber, da der Staat das ganze Vermögen eingezogen, keine Kraft haben konnte, verfaßte er damals, und als Bernard schied, bat er ihn noch, seiner Leiche bei der Commission ein jüdisches Begräbniß zu erwirken.

So verging der ganze Tag. Sichtbar hielt eine mühsam errungene Resignation die ihn durchschütternden heftigen Bewegungen nieder. Nur wenn im Laufe des Gespräches das Recht oder Unrecht seines Urtheils erwähnt wurde, tobte er mit ungemessenem Grimme gegen seine Richter. „Habe ich Jemand an Ehre, Hab und Gut verletzt, so nehmt mir Ehre, Hab und Gut, aber mein Blut zu vergießen, das ist keine Proportion. Man bürdet mir viele Schuld auf, die nicht erwiesen ist!“

Das Armesünderglöcklein, das Dienstags um acht Uhr früh ertönte, versammelte fast die ganze Bevölkerung von Stuttgart und seiner Umgebung. Alles war begierig, die Hinrichtung des Mannes zu sehen, der das Land so lange gepeinigt. Süß wurde in den großen Saal des Herrenhauses geführt. Auf den Knieen flehte der Verurtheilte um Gnade und Leben. Man befahl ihm, schweigend den Spruch zu hören. Aber wann sollte er dann reden! Er beschwor seine Richter, Recht zu üben, schrie laut über Ungerechtigkeit und forderte sie vor Gottes Gericht, um Rechenschaft von seinem Blute zu geben. Während der Geheimrath von Gaisberg, der Präsident des Tribunals, das Urtheil verkündete, den Stab über ihn brach und ihn vor seine Füße

warf, rief der Unglückliche ihnen fortwährend seine Protestationen entgegen, bis die Knechte des Nachrichters ihn ergriffen und zum „Henkersmahle“ in ihr Zimmer schleppten. Sie setzten sich fühllos zum Schmause; Süß stieß die Speisen mit Abscheu zurück. Endlich faßte ihn einer der Knechte und führte ihn mit den Worten: „Auf Bruder! wir wollen weiter“ hinaus. Durch eine Reihe Soldaten, die sich auf der Treppe an ihn anschlossen und durch das Gedränge des Volkes gelangte er an die Thüre, wo seiner der Karren wartete, vor den man ein blindes Pferd gespannt. Abermals hatte man ihn herausgeputzt. Ein feines rothes, mit schmalen Tressen besetztes Kleid, dasselbe, das bei seinem neulichen Einzuge in Stuttgart ihm angezogen worden war, hing um die zitternden Glieder. Sogar für weiße, seidene Strümpfe war gesorgt worden. Mit klingendem Spiele geleiteten ihn die Grenadiere zur Richtstätte. Hier nahten sich ihm zum letztenmale die Geistlichen, und zwar dießmal neben dem protestantischen auch ein katholischer, den man bisher im fanatischen Seelenneid nicht zu ihm gelassen. Süß betete nur um so lauter die Gebete seines Glaubens. Er versuchte zu dem Volke zu reden, das, vor wenig Tagen noch so erbittert gegen ihn,

nun lautlos, mitleidsvoll umherſtand. Er wollte von „Etwas Gewiſſem“ reden, da befahl man, die Trommeln zu rühren, und hinderte ihn daran. Die Knechte ergriffen ihn, der Strang wurde um ſeinen Hals geworfen und er rücklings die achtundvierzig Schuh hohe Leiter hinaufgeſchleppt. Adonai! Adonai! (Mein Gott! mein Gott!) war das einzige Wort, das er in den gräßlichſten Augenblicken der Todesnoth hervorſtieß. Der Strang wurde in den offenen Käfig eingehängt, die Leiter hinweggezogen und der Käfig geſchloſſen. — So endete Joſeph Levi Süßkind Oppenheimer in derſelben Woche, in der er gerade ein Jahr vorher ſeinen Freibrief erhalten.

Die ſchärfſte Ironie auf das Urtheil, welches über den Juden den Tod, über ſeine chriſtlichen Mithelfer nur die Verbannung verhängte, liegt in dem Zufalle, daß die Bauern das Wort Adonai des Süß „Net allai d. i. Nicht allein“ deuteten.

Pfau liefert uns das Zeugniß, daß ſchon zu jener Zeit dieſer Akt der Rache ſeine Tadler gefunden. Er meint: Die Leute in dieſem Lande ſeien in Widerwärtigkeiten hundsdemüthig, wenn es ihnen aber wohl gehet, übermüthig und unbedachtſam. Medium non datur. Beſſer wäre es geweſen, fährt er fort, ihn auf eine Feſtung zu ſetzen oder

wenigſtens insgeheim hinzurichten, als ihn „mit ſolchen ſpöttlichen Umſtänden an dieſen abenteuerlichen Galgen, welcher mehr ein signum stultitiae als justitiae geweſen, zu henken.“ — Empörend aber ſind im Munde eines Prieſters der chriſtlichen Liebe die Worte, die ihm Hoffmann nachrief: „So fahre denn hin, du verruchte Seele, du verſtockter Jude, wenn du nicht anders willſt, ſo fahre hin!“

Wie hier der Religionseifer übertrieb, ſo gebar er bei den Fürther Juden die Albernheit, Süß für einen Märtyrer zu erklären und den Jahrestag ſeines Todes mit Faſten zu begehen.

Die Maitreſſe des Hingerichteten, Henriette Luciane Fiſcher, ereilte das Schickſal, welches ihr ihr Vater, ein pfälziſcher Beamte, ſchon gewünſcht, als Süß ihm als Preis für ſeine Tochter die herzoglichen Dienſte angetragen: „Ich will einige hundert Gulden zahlen, wenn der Herzog ſie in's Zuchthaus ſetzt.“ Sie wurde in der That eine der erſten Bewohnerinnen des von Carl Alexander im Jahre 1736 errichteten Zuchthauſes zu Ludwigsburg und gebar dort einen Sohn. — Seine übrigen Hausgenoſſen hatten ſich geflüchtet.

Wie ſchon angedeutet, traf die Mitſchuldigen des Juden ein weit milderes Loos. Renchingen wurde

nach dritthalbjähriger Gefangenschaft, die aber größtentheils in Haus- und Stadtarrest bestand, zwar kassirt und sein Vermögen eingezogen, aber erst, nachdem er sich bereits durch die Flucht gerettet hatte. Metz, Bühler und Hallwachs traf die Verbannung. Scheffer behielt sogar den Titel Geheimrath.

Die Herzogin-Wittwe hatte durch einen Vergleich, der ihr auch noch ihre bisherigen Freunde entzog, endlich fast allen Antheil an der Regierung aufgeopfert. Die Erziehung der Kinder, unter denen die Prinzen Carl Eugen, Friedrich Eugen und Ludwig Eugen, wurde von der herrschenden Partei geleitet, und jede Einmischung katholischer Geistlichen mißtrauisch überwacht. Bald war der mächtige Kapuziner entfernt worden, und die Herzogin hatte zur Beruhigung des Landes öffentlich die Versicherung geben müssen, daß sie die protestantische Kirche in Trinach nicht zur katholischen umschaffen wolle. Carl Rudolph, ein einundsiebenzigjähriger Greis, trat die Regentschaft schon am 15. August 1738 an Friedrich Carl von Württemberg-Oels ab.

12. Eine Festwoche in Ludwigsburg.

Ein feierlicher Zug unter dem Donner der Geschütze durch die Spaliere der reichgekleideten Truppen, glänzende Illumination, offene Tafel, eine große Jagd, ein Feuerwerk, das die Nacht zum Tage erhellt, diese Masse von Festen, die wir jetzt zu schildern haben und die in eine Woche zusammengedrängt sind, zeigen uns an, daß wir bei der Regierungsperiode Carl Eugen's angelangt sind. Festeskränze umwinden Krone und Scepter dieses prunkliebenden Herrschers; aber die, welche die Blumen gelesen, die, welche die Kränze gebunden, sind nicht lachende, freundliche Gestalten, nein, unter Thränen wurden die Blüthen gepflückt, und blutende Finger haben sie an einander gereiht.

Aber noch jubelt das Volk, noch freut es sich mit den Feiertagen, die ihm der Herzog bereitet, noch gafft es gutmüthig staunend alle die schönen Herrlichkeiten an, die da der hohen Herrschaften willen entfaltet werden. Es fühlt sich glücklich. Denn nach den trüben Jahren Eberhard's und

Alexander's war unter der Regentschaft und der ersten Herrscherzeit Carl Eugen's endlich einmal eine gedeihlichere Verwaltung eingetreten.

Es ist Samstag der 5. Oktober 1748 der Tag, an welchem Carl Eugen mit seiner jungen Gemahlin in Ludwigsburg einzieht. Seit 4 Jahren schon ist er, der obervormundschaftlichen Aufsicht entbunden, selbstständiger Herr des Landes. Friedrich II., unter dessen Augen er gebildet worden, hat ihm ein so glänzendes Zeugniß bei'm Kaiser gegeben, der Culmbachische Gesandte Montmartin — ein Name, den wir noch oft hören werden — sich so eifrig verwendet, daß Carl Eugen, entgegen den Bestimmungen des Landes, schon im sechszehnten Jahre für mündig erklärt wurde. Aber nicht die Vorzüge des Jünglings, die Politik des großen Fritz hatte den Freibrief geschrieben, der den Fürstensohn zum selbstständigen Herrn seines Reiches machte. Sobald der König von Preußen bemerkte, daß die katholische Parthei am Hofe zu Stuttgart, Maria Augusta an der Spitze, darnach strebte, den Prinzen der Berliner Hofluft zu entziehen, in welcher gerade damals der Atheismus und die Freigeisterei herrschend war, so kam er ihnen zuvor. Der König wollte seinen Zögling nicht entlassen, daß er ein

Werkzeug dieſer Parthei, ſondern daß er Träger des preußiſchen Einfluſſes in Schwaben werde. Nicht gehorchen, befehlen ſollte er, und darum ward er durch ſeinen Einfluß der Vormundſchaft entbunden.

Auch Friedrich II. hat ſich getäuſcht; Carl ſtrafte ſeine Politik wie ſeine Erziehung Lügen. Württembergiſche Truppen ſtanden gegen Preußen, und der Württembergiſche Staatshaushalt wurde Friedrich's Maximen gerade entgegen geführt. „Der Kern des Landes", mahnte ihn dieſer bei'm Scheiden, „ſind die Finanzen. Glauben Sie nicht, daß Württemberg für Sie da iſt. Sie ſind für Ihr Volk da. Suchen Sie ſein Herz zu gewinnen; fliehen Sie die Schmeichler und ſtrafen Sie die Intriguen." Für den Augenblick jedoch ging Alles vortrefflich. Kein Beamte hatte mehr Geſchenke zu bringen, und Alle waren darauf angewieſen, ihre Pflicht zu thun und nicht Nebenrückſichten zu folgen.

Die Donner der Kanonen tönen von den Osweiler Höhen und werden vom Hohenaſperg beantwortet. Sie künden uns den Einzug des fürſtlichen Paares. Die Soldaten eilen zu ihren Verſammlungsplätzen, die Ludwigsburger Bürger, die ſich in den Wirthshäuſern zuſammengeſchaart hatten, trinken ihre Schoppen aus, rücken ihre blauen Uniformröcke

mit paillefarbigen Umſchlägen zurecht, ſetzen ihre weißbordirten Hüte auf und gehen haſtigen Schrittes zum Kanzleigebäude, wohin ſie bis zur Allee nach Osweil poſtirt ſind. Der hohe Magiſtrat verfügt ſich gravitätiſch und würdig — rechts und links macht die dichte Menge ehrfurchtsvoll eine Gaſſe — zur Triumphpforte. In der Reſidenz placiren ſich auf der Treppe en haye die Livrebedienten; im Veſtibul an derſelben verſammeln ſich die Cavaliere.

Sie kommen! ſie kommen! tönt's jetzt wie ein Schrei von den äußerſten Enden der Osweiler Allee bis langhin durch alle Straßen von Ludwigsburg. Man drängt und drückt ſich, um in die vordere Reihe zu kommen, die Fenſter werden aufgeriſſen und der Jubelruf miſcht ſich mit den Tönen der Hoftrompeter und der ſechszehn blaſenden Poſtillons, die den Zug eröffnen. Ihnen folgen die Cavaliere, die Forſtmeiſter mit ihren Bedienſteten und dann die Leibhuſaren-Schwadron; endlich naht das fürſtliche Paar.

„Da ſeht ihr ihn", rief eine dicke Bürgersfrau zwei ſchmucken Landmädchen zu, die hinter einem ſtattlichen Ludwigsburger Bürger Platz genommen und nun auf ihren Zehen ſtehend, ganz Auge, den Herzog und die Herzogin betrachteten. „Iſt das nicht ein bildſchöner Herr? ſchrie die

Bäckerin", indeß die geſundwangigen Töchterchen der Alb, hochgeröthet und kichernd, dem Herzogspaare nachſchauten. „Ich kenne ihn; war er doch ſelbſt bei mir, fuhr ſie unterdeſſen eifrig fort, und ich hab' ihm auch ſchon tüchtig die Meinung geſagt. Denkt euch einmal, ſteckt ſich der Herzog in die Uniform eines gemeinen Soldaten und kommt in meine Schenke. Wart' nur, denk' ich, als ich ihn erblickte, dir will ich ſchon ein Merks geben. Ich ſtelle mich gerade ſo, wie ich jetzt ſtehe — dabei hatte ſie ihre beiden Arme in die Hüfte geſtammt— zu den Herrn und bringe das Geſpräch auf den jungen Herzog. Und als jeder da ſein Urtheil abgab und viel von den luſtigen Streichen die Rede war, die er trieb, und der Soldat hinhorchte, fiel ich ein: „Ah — ba, macht er auch ſeine Poſſen, er iſt noch jung; wenn er einmal ſeine Narrenſchuhe ausgetreten hat, wird er ſchon klüger werden." Den hättet ihr ſehen ſollen; ſeinen Schoppen zahlen, aufſpringen und weggehen, das war Eins.

Aber es freut unſer Einem doch, meinte eine der jungen Schwäbinnen, wenn ſo mächtige Herren gar nicht ſtolz ſind, und es ihnen unter uns auch einmal gefällt. Die Herzogin ſieht erſchrecklich ſchön aus Doch ich weiß nicht, hätte nicht das Herz zu ihr

wie zum Herzog; ſie ſchaut ſo vornehm drein und nickt ſo gezwungen, daß man ſieht, es iſt ihr kein rechter Ernſt.

Nun, nun, ſagte die Bäckerin, ſo gar ſchön iſt das eben nicht, wenn der Herzog Nachts mit ſeinem Pappenheimer in den Straßen herum rumort und ruhige Leute aus ihrem Schlafe weckt, oder wenn er gar eine ganze Ballgeſellſchaft mitten im Tanzen einſperren läßt, ſo daß ſie große Augen machen und nicht wiſſen woher und wohin. Gut, daß er jetzt eine Frau bekommt. Mir gefällt die Herzogin recht gut.

Das Mädchen hatte Recht. Eliſabethe Friederike Sophie, die Tochter Wilhelminens, war eine imponirende Schönheit. Allein jene Herablaſſung, die dem Volke ſo wohl thut und die ihm an Carl Eugen ſo gut gefiel, hatte ſie weder in Mienen, noch in Worten und Benehmen. Als ſie in Stuttgart einzog und Winzerinnen in altſtuttgarter Tracht ihr entgegen kamen, ſprach ſie das böſe Wort: „Was will das Geſchmäß.“

Marie Auguſte, umgeben von den Mitgliedern des geheimen Raths und dem Adel des Landes empfing in der hieſigen Reſidenz die Ankommenden. Carl Eugen's Benehmen war leicht und unge=

zwungen, nur bei den Geheimräthen war er etwas schüchtern, seiner Mutter gegenüber einsylbig, als habe er einen versteckten Groll gegen sie. Den Oberburggraf von Röder und den Baron von Hardenberg, die obersten Leiter des Cabinets, kannte die Herzogin bereits, da sie bei der Vermählung in Bayreuth zugegen waren. Hardenberg hatte eine ehrfurchtheischende, fürstliche Gestalt. Sein Verhältniß zum Herzoge schien mehr das eines Gebieters, denn eines Ministers. Inniger und freundlicher waren die Beziehungen zwischen Röder und Carl. Herr von Wallbrunn', der gelehrte Büllfinger, Zech und Georgi standen mit diesen Zweien an der Spitze der Verwaltung. Der Herzog selbst war gewandt und geistreich. Er hatte ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur und einen offenen Sinn für die Schönheiten der Kunst. Selbst ein Buch hatte der junge Mann schon geschrieben, welches über die Tugenden und Laster handelt, ein Zeichen also, daß er über die ernsten Gegenstände der Moral, trotz seiner Pagenstreiche, wenigstens schon nachgedacht. Auch manches Gedichtchen, natürlich französisch, hatte er in Berlin seiner jetzigen Gemahlin zu Ehren schon gemacht. Freilich war es die Liebe, die diese Feder geführt und die dies-

mal mit der Politik Hand in Hand gegangen. Daß auch andere Mädchen von ihm Gedichte erhalten, läßt sich vermuthen, da der Herzog schon damals schöne Frauen eben nicht floh. Im Volke sprach man wenigstens schon viel von seinen galanten Abenteuern, und unter den Edeldamen des Hofes mochte sich manche befinden, die dem reizenden Jüngling Gehör geschenkt und sich bereits mit der Hoffnung geschmeichelt, Fürstin des Landes zu werden. Seine anmuthige Gemahlin, erzogen von ihrer feingebildeten Mutter, hatte die Tugenden und Fehler derselben. Wie sie, war sie vollkommen Herrin des feinen Tons, wie sie aber befand auch sie sich nur in jener Atmosphäre wohl, in der die Etiquette ihr kleinliches Scepter führte. Wie die Mutter war sie energisch, wie sie aber auch stolz und kalt gegen die Masse.

Dem Empfange wurde das gebührende Lob. Man sprach über Alles seine Bewunderung aus, und in der That, Carl selbst staunte, daß der sonst sparsame Hardenberg so tüchtige Griffe in die Landeskasse hatte thun lassen. Hielt er doch früher immer mit dem Gelde zurück, und als unlängst der Herzog zwölf Dominos zu einer Maskerade bedurfte, mußte er sie aus seiner Schatulle zahlen. Das war eine artige Geschichte. Carl verlangte sie, Harden-

berg verweigerte sie. Der Herzog läßt einen Juden kommen, accordirt mit ihm gegen baare Zahlung und gibt ihm eine Anweisung auf die Kammer. Aber von Hardenberg refusirt die Anweisung und antwortet dem Juden: Wer die Anweisung ausgestellt hat, kann sie auch bezahlen. — Daß unter solchen Verhältnissen oft Ebbe in der Privatkasse des vergnügungslustigen Fürsten eintrat, daß dieser Ebbe durch gutmüthige Kapitalisten begegnet werden mußte, daß auf diese Weise sich eine ziemliche Schuldmasse anhäufte, sind begreifliche Folgen.

Die Illumation hatte begonnen. Von beiden Kirchthürmen herab tönte die Musik der Hautboisten, und der Hof verfügte sich zu einem Rundgange in die Stadt. Beide Thürme strahlten von unzähligen Lichtern. Auf dem Vordertheile der Kirche funkelte der Namenszug des jungen Paares und darüber erglänzend im Lichtgewimmel ein Fürstenhut. Auch der Triumphbogen, durch den man heute eingezogen, war erleuchtet. Es mahnt uns diese Ehrenpforte so ganz an jene geschnörkelte Zeit. Wie sie unter Reifröcken und Perücken die Formen des Körpers versteckten, die Gärten in steifes Gleichmaaß einzwängten, mit Hüttchen und kleinen Moscheen, mit künstlichen Ruinen und wasserarmen Caskaden,

Nürnberger Spielwaaren gleich, auf ein Paar Morgen Feld Vorzeit und Gegenwart, Europa und weiß der Himmel was noch für Welttheile darstellen wollten, so mußten auch in der Kunst zopfige Engel und allegorische Gestalten bedeutende Rollen spielen. Vor lauter Anspielungen und Haschen nach geheimem Sinn übersah man, daß die Träger dieser mysteriösen Darstellungen, kleinlich, barrok, oft unsinnig wurden. Da steht nun so ein Kunststück. Acht allegorische Bilder schmücken die Ecken: die Tapferkeit, Großmuth, die Hoffnung, die Liebe, die Gerechtigkeit, Freigebigkeit, Beständigkeit und Vorsichtigkeit. Ein großer, ganz versilberter Engel hält vom Baldachin herab eine Schrift, auf der die Worte stehen: Pietas publica. Ein Dutzend Emblеme, theils auf die Liebe, theils auf die Naturereigniſſe des Jahres sich beziehend, prangen an den Säulen. So gewahrt man eine von der Höhe herab fliegende Taube, die einen im Schnabel getragenen Oelzweig zweien Schwanen umhängt. Die Devise lautet:

Amor in pace.

„Fried' und Liebe kommt zusammen,
Dies sind die schönsten Namen."

Ein goldenes Herz, das auf einem Ambos geschmiedet

wird, zwei zuſammengefügte Hände, ein von Amor an einem Seil geführter Löwe, ein Schiff, das aus wilder See in den Hafen einläuft ꝛc., waren ferner daran zu ſehen.

Offene Tafel, an der die Hofjunker ſervirten, beſchloß die Feier des Tages. Selbſt das Confekt, die zuckerige Venus, haben ihre Schilderer gefunden, die uns auch genau angegeben, daß achtundvierzig Speiſen zu dreißig Couverts ſervirt wurden; doch wir wollen uns damit nicht aufhalten und zur Darſtellung des folgenden Tages übergehen, der dadurch in der Württemberger Geſchichte Intereſſe gewinnt, daß die proteſtantiſche Hofkapelle, eigends für die proteſtantiſche Fürſtin erbaut, eröffnet wurde. Die Rede hielt der Oberhofprediger Fiſcher, einer der Mächtigſten in der Landſchaft. Abermals große Tafel, bei der die Damen en grande-tenue erſcheinen. Der Conditor hatte diesmal für ſein Confekt die Geſchichte des Jupiter und Herkules benützt. Die Entführung der Europa, wenn ſie ſich auf die Herzogin beziehen ſollte, war eben kein ſinniges Compliment; ſollte ſie auf die andern Liebeshändel des Herzogs anſpielen, gerade kein paſſendes Schauſtück. Montag Abends war franzöſiſche Comödie. Der Herzog und die Herzogin hatten, beide in Berlin gebildet, letztere auch noch

von Bayreuth aus, Geschmack für die Genüsse des Theaters mit nach Württemberg gebracht. Als Friederike Sophie durch allen ihren Einfluß ihren Gemahl dahin brachte, auch an ihrem Hofe den theatralischen Künsten Aufnahme zu gewähren, ahnte sie nicht, daß sie dadurch den Keim zu ihrem künftigen Unglücke gelegt hatte. Racine's Andromache, die heute aufgeführt ward, ging, einfach, steif und hölzern über die Bühne; noch stand ja nicht das berühmte Theater, noch theilten sich nicht die ausgezeichnetsten Künstler zwischen Paris und Ludwigsburg.

Auch ein anderes Schauspiel, das auf die Eingebornen mehr Wirkung hervorbrachte, als die Tragödie in fremder Sprache, wartete an diesem Abend der Ludwigsburger. Mit großen Zetteln kündete der Magus Thomas Pelladine aus Livorno, der vielbesprochene Wundermann dieser Tage, an, daß er zur Feier der Anwesenheit der hohen Herrschaften eine große Vorstellung geben werde. Alles, was man ihm gab, verwandelte er, so erzählt unser Gewährsmann, in Holz; er machte alle Sorten rarer Vögel mit Colorit, Gestalt und Gesang; aus einem Menschen schuf er, während derselbe eingeschlafen war, ein Pferd. Dies Experiment machte er an einem Hofbedienten; einem Minister zeigte er sogar

den „Himmel von Innen“ — als ob er gewöhnlich den Himmel nur von Außen ſähe, — „die Wolken kamen zuſammen und gaben eine ſolche Herrlichkeit, das es nicht auszuſprechen.“ Doch damit die Leſer es glauben und nicht etwa das Berichtete von uns erfunden wähnen, wollen wir ihnen das Avertiſſement theilweiſe abdrucken und einen Beweis liefern, daß es auch damals ſchon Döbler's und Wiljalba Frickel's gegeben.

„Meine Herren und Damen! Ich benachrichtige Sie hiemit, daß Herr Thomas Pelladine aus Livorno, welcher mehr als hundert Geheimniſſe der natürlichen oder weiſen Magie beſitzt, in hieſiger Stadt angekommen. Erſtlich wird er das Haupt eines lebenden Thieres abſchneiden, den Kopf nehmen, wieder aufſetzen und das todte Thier wieder beleben. Sodann wird er die ganze Geſellſchaft plötzlich in Waſſer ſetzen, ohne daß ſie benetzt wird!“ ꝛc. und ſo ging die ganze Bekanntmachung fort, gerade als ob ſie heutigen Tages abgefaßt worden ſei.

Der Mann erregte ein ungeheures Aufſehen und die abergläubiſche Zeit betrachtete ihn mit Furcht und Scheu und dachte an übernatürliche Künſte. Was Wunder, da Caglioſtro, der merkwürdige Charlatan, die

Gelehrteſten und Mächtigſten Europa's einige Jahrzehnte ſpäter zu ſeinen Füßen ſah.

Am achten erklangen die luſtigen Töne der Hörner und führten die hohen Herrſchaften in mehr als zwanzig Kutſchen in den benachbarten Forſt bei Leonberg zu einer Treibjagd. Ein Triumphbogen, auf dem diesmal Diana prangte, fehlte nicht. Es ſcheint, als ob der Zufall mit bitterer Ironie in dieſen Paar Tagen Alles zuſammenbrachte, was in jenen Augenblicken dem Württemberger als Vergnügen, ſpäter als furchtbare Laſt erſcheint. Die Jagden Carl Eugen's ſind der Schrecken ſeiner Unterthanen geworden, zu denen man ſie zu Tauſenden herbeitrieb, und die Noth derſelben wurden ſeine Soldaten, die am neunten Oktober nach dem „neuen preußiſchen Exerzitium" vor den Landesfürſten paradiren mußten. Wie er ſich räuſpert und wie er ſich ſpukt, das hatte er Friedrich abgeguckt, da ſtanden ſie wie Puppen, wohldreſſirt, mit ihren knapp anſchließenden Kleidern und Gamaſchen, mit ihren Sturmhauben, Halskrauſen und Manſchetten, mit ihren langen, ſteifen, weißgepuderten Haarzöpfen und ihren ſchwarzen Schnurrbärten. Spiegel-, oft Zerrbilder der preußiſchen Armee, ohne den Geiſt

derſelben, denn es fehlte der, der ihn ihnen hätte einhauchen können.

In der von Karl'ſchen Compagnie genoß ein Lieutenant die beſondere Gunſt des Herzogs. Als er an ihm vorüber ritt, grüßte er ihn huldreich und hielt ſogar einige Minuten an, um mit ihm einige freundliche Worte zu ſprechen. Lorenz Wittleder, ſo hieß der Lieutenant, war eine rohe, ungeſchlachte Figur, dem der Thüringer Handwerksburſche und der preußiſche Unteroffizier aus Mienen und Augen ſah, Rothgerber ſeines Handwerkes, im Fluchen und Stockſchwingen wohl geübt, unwiſſend aber verſchmitzt, eben ſo verwegen als habſüchtig, eben ſo gewaltthätig als kriechend, wo es etwas zu erreichen galt. Aus dem Manne ließe ſich unter Carl Eugen Etwas machen, und wie wir ſehen werden, iſt auch etwas aus ihm geworden.

Die Rückkehrenden erwartet ein großes Feuerwerk — gleichfalls ein Vorläufer der glänzenderen, koſtbareren in den ſpätern Regierungsjahren — das an dieſem Abend abgebrannt ward. Während einer fortdauernden Kanonade ſtiegen Tauſende von Raketen, Kanonenröhren, Bombenröhren, Feuerſchwänze, Luftkugeln, Bienenkörbe ꝛc. in die Luft.

Am zwölften Oktober eilten die fürſtlichen Equipagen aus Ludwigsburg fort. Freudiger Jubel empfing ſie in der Hauptſtadt des Landes, denn Carl hatte verſprochen, in Stuttgart ſeinen Sitz aufzuſchlagen und nicht, wie ſein Vorgänger, nach Ludwigsburg hinüber zu ziehen. Schon auch echeben ſich die Mauern der neuen Reſidenz, die ihm das Land hatte bauen laſſen. Die Herzogin blickt mit Vergnügen auf den werdenden Bau. Wer ihr geſagt hätte, daß ſie einſam, ohne Wiſſen ihres Gemahls, der ſie grauſam gekränkt, ſchon nach 8 Jahren Stadt und Land verlaſſen werde!

13. Die Fürstin und ihre Vertraute.

Die Geschichte des Herzogthums verweilt seit Carl's Thronbesteigung nur selten in der Stadt, die Eberhard Ludwig ihren Ursprung verdankt. Sie wird in den Annalen dieser Zeit wenig genannt; nur wenn am Frohnleichnamstage die Prozession innerhalb der Schloßmauern den Glanz der katholischen Kirche entfaltet, strömt aus Stuttgart und der Umgegend neugierig, aber schmählend das Volk hinzu, um zu sehen und sich zu beklagen. Statt also in den Zeitbüchern der wichtigen Begebenheiten, in den Jahrbüchern der Hoffeierlichkeiten erwähnt zu werden, muß sich jetzt die neue Residenz damit begnügen, eine Stelle in den Klageschriften der Landschaft auszufüllen.

Neidisch muß sie hinübersehen nach Stuttgart, der Nebenbuhlerin, das unterdessen die Kunst- und Prachtliebe des herzoglichen Paares auf mannigfache Weise geschmückt hat. Wie einst vor zwanzig Jahren hier, so heben sich jetzt dort prächtige Bauten empor. So erstand 1748 die Residenz „nach dem

neuern Gout der Architektur mehr legère und doch dauerhaft"; so füllte bald Ludwigsburg die Nachricht, daß ein Opernsaal aus dem Lusthause geschaffen wer den soll.

Marianne Pirker, die Deutsche, die Württembergerin, war, nachdem Wien und London, Neapel und Venedig sie den ersten Sängerinnen der Zeit beigezählt, mit ihrem Gatten, einem Violinvirtuosen, 1750 in's Heimathland zurückgekehrt. Auch Stuttgart wollte die gefeierte Landsmännin hören und im improvisirten Locale wurde die Oper „Artaserse" gegeben. In der Herzogin erwachte, als unter dem Beifalle der entzückten Zuhörer die gefälligen Melodieen der Composition Jomelli's dahinklangen, die Erinnerung an die theatralischen Genüsse in Bayreuth und Berlin, und Marianne, deren Kunst und Bildung das Herz Elisabethens Sophiens gewonnen, wußte sie darin zu bestärken und dem Gedanken der Fürstin Form und Plan zu geben. Rasch wurde, da der Wunsch der Herzogin dem ihres Gemahls begegnete, zur Ausführung geschritten. Binnen acht Tagen waren schon sechshundert Arbeiter an dem Baue beschäftigt; über vierzigtausend Ellen Leinwand wurden zu Decorationen verwendet; mehr als vierzigtausend Gulden für das Kostüme.

An alle Notabilitäten der Kunſt ergingen Einladungen; aus Rom wurde der geniale Componiſt Artaſerſe's verſchrieben; aus Bayreuth hatte der Markgraf, wahrſcheinlich der Franzoſen und Italienerinnen ſatt, beſonders nachdem er ſo theure, bittere Erfahrungen durch die Thereſe Imer gemacht hatte, bereitwillig ſein ganzes Theaterperſonale geſandt. Unter ihnen war jener Uriot, der, Schauſpieler und Schriftſteller zu gleicher Zeit, ſich bald in der Stuttgarter vornehmen Welt eine Stellung zu verſchaffen wußte. Dieſer unerſchöpfliche Schwätzer, dieſer lebendige Catalog ſeiner fünftauſend Bände ſtarken Bibliothek, die er der Reihe nach herzuſagen im Stande geweſen ſein ſoll, hatte ſich damals einige Bedeutung durch ſeine Schrift über die Freimaurerei erworben, die dieſem Orden Mitglieder in Deutſchland zuführte. Ein anderer, der erſte Liebhaber bei der Bayreuther Geſellſchaft, wurde dazu beſtimmt, dem Herzog und der Herzogin, „die in der Schule Voltaire's gebildet worden", Unterricht im Vortrage zu geben. Der Mann muß gut zu reden verſtanden haben, denn bald verbreitete ſich das Gerücht von ſeinem Einfluſſe. Charakteriſtiſch genug iſt es, daß ein franzöſiſcher Comödiant werth gehalten wird, Lehrer einer Fürſtin zu ſein, Stundenlang mit ihr umzugehen, während

dieſelbe die edelſten Damen des Landes ihres Umgangs kaum würdigte.

Wenn nun durch Ludwigsburg eine Kutſche mit ſolchen ausländiſchen Gäſten, Maeſtro's oder Signora's fuhr, ſo war dies immer ein Ereigniß, welches gehörig beſprochen und dabei der Zeiten gedacht wurde, wo ſich hier der Hof verſammelte.

Bald aber kamen wichtigere Neuigkeiten. Zuerſt die Entlaſſung Röder's im Jahre 1751, die ſo plötzlich erſchien, ſo grell abſtach gegen die bisherige Freundſchaft, die der Herzog ihm bewieſen, daß Beſorgniſſe wegen einer Willkürherrſchaft aufzutauchen begannen. Doch war die Furcht diesmal ungerecht. Es mißfiel Carl, daß ſein geheimer Rath bereits Vorſorge getroffen für den Fall eines Ablebens oder einer Thronveränderung, und ſich von Ludwig Eugen das Erboberſtallmeiſteramt hatte beſtätigen laſſen. Der vorſichtige Röder überſah aus lauter Vorſicht und Intriguengewohnheit, den Umſtand mit in die Rechnung zu ziehen, daß Ludwig brüderlich genug ſein könnte, Carl es zu melden. Und gerade dies geſchah. Eine andere Neuigkeit war der 1753 mit Frankreich geſchloſſene Subſidienvertrag; für anderthalb Millionen Gulden hatte ſich Württemberg verbindlich gemacht, an den Erbfeind

Deutschlands seine Landeskinder zu verkaufen. Hardenberg hatte dieses Hülfsmittel ergriffen, das ein patriotischer Sinn nie vertheidigen kann, um Quellen für die wachsende Verschwendung des Herzogs zu eröffnen. Bald darauf machte die Reise der Durchlauchten nach Italien viel zu reden; besonders gefiel es dem protestantischen Württemberger, daß Carl sich geweigert, dem Papste die Füße zu küssen. Ueberall wurde die Antwort wiederholt, die er bei dieser Gelegenheit gegeben: „Wenn es eine Mode ist, so habe ich keinen Grund, sie mitzumachen; wenn es Andacht sein soll, scheint es mir Mißbrauch"; und als man ihm zu verstehen gab, daß auch die Cardinäle sich dieser Sitte fügen, soll er weiter gesagt haben: „Der Papst kann aus jedem Dorfbewohner einen Cardinal machen, aber weder Papst noch Kaiser werden in ganz Europa mehr einen Herzog von Württemberg finden." Nach seiner Zurückkunft machte er dem Volke dadurch viele Freude, daß er ihm bei einer gerade stattfindenden Theurung einen Theil der Tricesimen erließ. Dagegen überraschte die Entlassung Hardenberg's jeden Redlichen schmerzlich.

Dieser Minister mochte wohl schon lange durch die Sparsamkeit seiner Verwaltung und die Strenge

und Rückſichtsloſigkeit ſeines Benehmens gegen den Herzog ſeinen Zorn erregt haben. Ein anſcheinend unbedeutender Umſtand brachte ihn zum Ausbruche. Wie bei jenen zwölf Domino's, ſo hatte Hardenberg bei einem Balle ſich geweigert, ſo viel Kerzen anzuzünden, als der Herzog verlangt hatte. Mag nun, wie Hardenberg, zur Rede geſtellt, ſich entſchuldigte, ein Mißverſtändniß oder nicht die Veranlaſſung geweſen ſein — Carl fand dieſe Verſäumniß ſo bedeutend, daß er ihn Tags darauf im verſammelten Collegium mit Vorwürfen überſchüttete und nach einigen Wochen entließ.

Doch noch etwas weit Bedeutenderes ſollte im im September 1756 dieſem Ereigniſſe folgen.

Eines Tages fuhr eine einzelne herzogliche Equipage mit geſchloſſenen Fenſtern durch Ludwigsburg. Der Caſtellan des Schloſſes freute ſich ſchon auf einen Beſuch und eilte, die Thore öffnen zu laſſen. Allein der Wagen ging vorüber, ohne zu halten. Mit ihm fuhr ein Stück Württembergiſche Geſchichte durch die Stadt.

Die Herzogin ſaß darin, die nicht auf einer Spazierfahrt, ſondern auf ihrer Rückreiſe zu ihren Eltern begriffen war, um nie wieder ihren Gemahl und ihr neues Vaterland zu ſehen.

Die ſtolze Frau, der die erlauchteſten Hofdamen nur den Saum ihres Gewandes küſſen durften, hatte in ihrer Welt der ſtrengſten Etiquette, der kleinlichſten Streitigkeiten über Rang und Geburt ein rein menſchlicher Schmerz, ein Leiden ereilt, das mit ihr jede Bauernfrau empfindet — die Eiferſucht. Friedrich Carl von Pappenheim, der Adjutant und Buſenfreund des Herzogs, war ſein böſer Engel, der ihn dem Einfluſſe ſeiner Gemahlin zu entziehen verſtanden und dem ungeſtümen Temperamente des Fürſten durch Ueberredung wie durch Beiſpiel alle Feſſeln gelöſt hatte.

Unter den Damen der Oper und des Ballets fing Eine an, mehr als die flüchtige Neigung des Herzogs ſich zu erwerben. Madame Auguſte, die Tochter des venetianiſchen Gondoliers Gardela, war mit Thereſe Imer von dem Cardinal Malipieri, einem ebenſo habſüchtigen als faunenhaften alten Manne, eigens dazu erzogen worden, mit Künſten des Geſangs und der Coquetterie ihr Glück zu machen. Ein merkwürdiger Zufall führte beide Sirenen in Deutſchland — denn dahin wandten ſich alle Glücksritter und Courtiſanen — zur Familie des Markgrafen von Ansbach. Thereſe raubte der Mutter, Auguſte der Tochter die Liebe ihres

Gemahls. Von ihrem Gatten, dem Tänzer Michel Agatha, in München an Carl Eugen verkauft erſchien Auguſte jetzt auf dem Schauplatze und hatte die Beſorgniſſe der Herzogin um ſo mehr rege gemacht, als Marianne Pirker, die Vertraute derſelben, ihr treulich alle Nebenſprünge des Fürſten berichtete. Es gab nun hausbackene Scenen in den höchſten Cirkeln. Sophia Eliſabeth machte verdrüßliche Geſichter, Carl Eugen wollte nicht täglich in den Zügen ſeiner Gemahlin Mißbilligung und Tadel ſeines Benehmens ſehen, und nachdem er herausgebracht, wer die Geſchichtenträgerin ſei, ließ er ſie in aller Stille aufheben und in's Gefängniß bringen. Damit glaubte er Alles abgethan; allein es kam anders. Kaum hatte es die Herzogin erfahren, als ſie zur Rettung Mariannen's Alles aufzubieten beſchloß. Nach dem Hofceremoniell, der eiſernen Kette, die die Regungen der Perſonen der höchſten Sphäre umſchließt, und welche Sophie nur feſter und gegliederter gemacht hatte, konnte ſie ihren Gemahl erſt nach Verlauf einiger Stunden ſehen. Was thun? Sie ſteigt alle die Stufen herab, auf welchen ſie vermöge ihrer Macht und Geburt ſteht; als eine Unterthanin geht ſie in die Audienz, die Carl Eugen wöchentlich ſeinen Landeskindern gewährt hatte. Wie ſie im Vor-

zimmer erſcheint, eilen die Adjutanten, ſie zu melden; doch ſie verbietet es, denn bereits ein anderer Bittender iſt bei'm Herrn. Endlich öffnen ſich auch für ſie die Thüren. Der Herzog ſtaunt, als er ſeine Gemahlin, die Nichte des großen Friedrich, ihrer Stellung, ihrer Vorrechte ſich begebend, als Flehende vor ſich ſieht. Die Herzogin beginnt ihren Vortrag. Carl lächelt, macht Complimente, ſtört ſie aber dadurch nicht, die immer dringender wird und Worte gebraucht, die vorher in dieſem Saale noch nie gehört wurden. Nun runzelt er die Stirne, und ſichtbar beginnt die mühſam erhaltene Faſſung ihn zu verlaſſen; als auch dieß ſie nicht ſchweigen machte, zeigte er ſich der Unterthanin gegenüber als Souverain und führte nach einer heftigen Scene unter kalten Complimenten ſeine Gemahlin in ihre Gemächer zurück.

Carl ritt zur Jagd, und unterdeſſen ließ Sophia Eliſabeth packen und eilte zu ihrem Vater zurück.

Der Herzog begab ſich ſogleich nach der Nachricht von der Flucht ſeiner Gemah linnach Bayreuth; ſchon hatte es den Anſchein, als käme eine Verſöhnung zu Stande, allein ſie zerſchlug ſich, wie man vermuthet, durch den Einfluß Pappenheim's wieder, und er kehrte allein zurück nach Stuttgart. Mariänne aber war nach Hohenaſperg gebracht worden, und

hier wurde sie acht Jahre festgehalten. Die gefeierte Künstlerin, so rasch von dem Gipfel ihres Glückes und ihrer Wünsche auf die tiefste Stufe menschlichen Elendes herabgestoßen, wurde zu Zeiten wahnsinnig. In ihren lichten Augenblicken wand sie Blumen und Kränze aus Stroh. Es waren doch Kränze, die, wenn auch geruch- und farblos, sie an die schönen Tage erinnerten, wo Ruhmeskränze ihre Stirne schmückten. Nachdem die Pforte ihres Kerkers auf Verwenden Maria Theresen's und Katharinen's sich geöffnet, fristete sie in Heilbronn als Musiklehrerin ihr gebrochenes Leben, bis sie 1783 starb.

Nicht nur die Gemahlin des Herzogs weilte ferne vom Württemberger Hofe, auch seine Mutter war schon früher von ihm vertrieben worden. Marie Auguste war herrschsüchtig geworden, und manche Intriguen gegen die Politik ihres Sohnes mochten von ihr und ihren Vertrauten angesponnen worden sein. Seitdem Carl seine Unzufriedenheit über die Neutralität geäußert, die sie in dem bayrischen Successionskriege behauptet, trugen die Hofleute so viel Gerede zwischen Mutter und Sohn herüber und hinüber, daß sich beide mehr und mehr verhaßt wurden. Dem Herzoge suchte man einzu-

reden, Marie Auguſte habe immer Vorliebe gegen ſeinen Bruder Ludwig blicken laſſen, und gegen die Fürſtin ließ man halbe Worte fallen, als ob es zu bedauern wäre, daß Prinz Ludwig nicht der älteſte ſei. Sogar die alten Gerüchte, welche die Süß'ſche Camarilla gegen die Ehre der Fürſtin einſt ausgeſprengt, lebten wieder auf, und die Herzogin ſelbſt ſoll im blinden Haſſe ſoweit gegangen ſein, ihre eigene Ehre mißachtend die Geburtsrechte Carl's anzutaſten. Dies veranlaßte ihn, ſie auf ihren Wittwenſitz Göppingen zu verweiſen. Von dort wollte ſie entfliehen. Schon wartete ihrer um Mitternacht der Wagen; ſchon hatte ſie die Gartenthüre, durch welche ſie entrinnen wollte, geöffnet — da trat der Commandant ihrer Ehrenwache mit den Worten zu ihr: „Eure Durchlaucht ſind wohl, wie ich, durch die ſchöne Sternennacht zu einem Spaziergange verlockt worden; allein die kühle Nachtluft könnte doch ſchaden; ſei es mir geſtattet, Eure Durchlaucht in das Schlafgemach zurückzubegleiten.“ Sie fühlte den Befehl, ob er auch mit der Baumwolle der Höflichkeit umwickelt war, und fügte ſich dem Officiere, welcher mit ſeinem Kopfe verpflichtet geweſen, ſie nicht entrinnen zu laſſen. So ſtarb die Wittwe Carl Alexander's 1756 als eine Gefangene. Wenn ihr ſo wenig

wie ihrem Gemahle der Württemberger nachtrauerte, ſo mag das doch minder die Schuld ihres Charakters als ihrer Religion und der äußerſt ungünſtigen Verhältniſſe geweſen ſein, unter welchen die ſchwache, von den verſchiedenſten Parteien umgebene Frau die Verwaltung übernommen hatte.

Carl ſtand nun allein, alle Bande hatte er abgeworfen, die ihm bis jetzt die Verhältniſſe noch auferlegt. Sein Hof wurde nun der Sammelplatz der „galanten Welt“; ſeine Sitten ſo frei, daß ſie ſogar in der damaligen Zeit Aufſehen erregten. Dieß war auch die Periode, in welcher Ludwigsburg wieder ſeine Thore öffnete, um die frühere Stille mit dem Geräuſche eines Hofes zu vertauſchen, den Caſanova, wohl ein erfahrener Kenner in dieſer Beziehung, den brillanteſten in ganz Europa nannte.

14. Rieger.

Auf den Höhen zwiſchen Ludwigsburg und Stuttgart hatte es im Frühlinge des Jahres 1757 ein kriegeriſches Anſehen; der Herzog hielt, ehe er zur kaiſerlichen Armee nach Böhmen aufbrechen wollte, noch Heerſchau über ſeine Truppen, die hier campirten.

Der Kanonendonner bei der Ueberrumpelung Dresdens hatte die Sachſen kaum mehr erſchreckt, als den Herzog von Württemberg. Die Millionen, welche durch den Subſidienvertrag mit Frankreich nach Württemberg gekommen, ſchon längſt waren ſie in Flöten- und Violinconcerten, in Trillern und pas de deux, in Geſchenken für die Maitreſſen und glänzenden Bällen aufgegangen, und nun ſtand plötzlich der Krieg mit ſeinen gewaltigen Ausgaben und Finanzanſtrengungen vor den Augen des Herzogs. Das Kreiscontingent mußte geſtellt werden, der franzöſiſche Commiſſär erſchien und mahnte an die Truppen. Es war ein Augenblick der Verwirrung und Rathloſigkeit, als auf einmal dieſe

Nachrichten auf den Herzog hereinſtürmten; aber wie wir ſehen, ſind die Verlegenheiten gehoben, vollkommen ausgerüſtet und bereit zum Abmarſche ſtehen ſie da die verlangten Soldaten.

Es ſind ſchöne, junge, kräftige Männer; die Läufe an den Musqueten, die Bajonette mit polirtem Meſſing, die blanken Pallaſche der Cuiraſſiere blinken in der Frühlingsſonne und verbreiten einen blitzenden Schein in die Luft und in die Augen der Zuſchauer. Auch die Uniform ſieht gut aus, denn die ſteifgeſtärkten und ſchön gefalteten langen Manſchetten und übrigen Zierrathen heben ſie hervor und laſſen den geringen Stoff der Kleidungsſtücke überſchauen. Der näher Betrachtende wird freilich Ungeſchmack mit Unbrauchbarkeit bei dieſer Kleidung vereinigt finden. Die Füße ſtecken in engen Gamaſchen von Leinwand oder Zwillich, die mit Pappe vorn an der Knieſcheibe und hinten an den Waden auswattirt ſind. Iſt dadurch ſchon der Mann gewaltig genirt, ſo muß er ſich dazu noch in Beinkleider preſſen, die ſo eng ſind, daß er, wenn er fällt, nicht mehr allein aufſtehen kann, oder, wenn er ſich ſetzen will, vorher erſt allerlei künſtliche Wendungen machen muß. Der Rock iſt ganz kurz und die Weſte ohne Hintertheil. Auf dem Haupte ſitzt

die Blechmütze. Eine bedeutende Angelegenheit iſt die ſteife abgezirkelte Friſur, und wehe dem Soldaten, der hierin gegen die Ordonnanz ſich verfehlte. Daß Alles weiße Zöpfe und ſchwarze Schnurrbärte tragen muß, haben wir bereits erzählt.

Der Herzog durchreitet unter den Fanfaren der Trommelſchläger, Pfeifer und Trompeter die Reihen der aufgeſtellten Glieder. Auf ſeinem Haupte ſitzt tief in die Stirne hereingedrückt das kleine Hütchen, ohne das man ihn faſt nie ſah; ſeine Binde iſt ſo eng um den Hals geſchnürt, daß ſie ihm die Röthe in's Geſicht treibt, welches eine ſeltſame aber äußerſt anziehende Miſchung von Freundlichkeit und Trotz, von Energie und Weichheit darbietet; beſonders haben die blauen Augen und der edelgeſchnittene Mund etwas Sanftes und Gewinnendes. Namentlich heute war ſein Geſicht ganz verklärt, als er auf die vollzähligen Reihen ſeiner Soldaten blickte.

Als er die Muſterung vollendet, entließ er den Stab, und nur Major Rieger durfte ihm in das für den Herzog bereitete Zelt folgen und genoß hier die Befriedigung, die ungetheilten Lobſprüche desſelben für die Weiſe zu erhalten, mit welcher er die Befehle des Herrn vollzogen.

Rieger nahm mit Dank die Lobsprüche seines Fürsten an, zeigte jedoch dabei einige Zerstreuung, indem seine Blicke fortwährend auf Einen Punkt des Pavillons hinstarrten. Carl folgte der Richtung, und siehe da, der Gegenstand der Beobachtung war eine Rolle von Carolin's, die auf einem Tischchen lag. Der Herzog fuhr fort zu reden, ohne jedoch Rieger aus den Augen zu lassen, und so gewahrte er, wie dieser auf alle mögliche Art dem Tischchen näher zu kommen suchte. Mit den Worten: „Wir müssen uns von der Rolle entfernen, sonst ist sie nicht sicher vor Ihm", unterbrach endlich Carl die Bemühungen des Majors. „Allerdings Eure Durchlaucht", erwiederte gefaßt und unerschrocken Rieger, „ich habe einen unwiderstehlichen Gelust darnach; als ich gestern mit den Generälen zu Mittag speiste — fuhr er halb scherzend, halb ernst fort — haben wir manches Glas auf Euer Durchlaucht Wohl geleert, allein die Generäle sind keine Capitalisten, können nicht lange auf die zugesagten Tafelgelder warten und die zweihundert Carolins, die da vor mir liegen, würden gerade hinreichen, das Rückständige zu decken. Ich will sie also nehmen, damit sie heute Abend Euer Durchlaucht dafür danken können", und ohne die Antwort abzuwarten, steckte der

Major die Carolin's in die Taſche. Lachend rief der Herzog: „Ein andermal will ich beſſer aufräumen, wenn ich Ihn ſprechen will.“ „Nicht nöthig, Eure Durchlaucht; nicht täglich wandelt mich ein ſolches Gelüſten an, und Eure Durchlaucht wiſſen ja, wenn es fehlt, kann ich auch herſchaffen.“

Wer iſt aber dieſer Rieger, der ſich erkühnen darf, von dem Tiſche Carl's die Geldrollen hinwegzunehmen, der ſich rühmt, herbeiſchaffen zu können, was den unerſättlichen Gelüſten dieſes Herzogs fehlt?

Rieger iſt ſein allmächtiger Günſtling, der mit ihm alle ſeine Geheimniſſe theilt, nicht allein auf ſeinen geheimen Gängen ihn begleitet, oder mit ihm die Schönheiten des Hofes muſtert, der nicht nur in ſeinen geiſtreichen Phantaſieen mit ihm ſympathiſirt, der auch für ihn arbeitet, für ihn wacht, aus Verlegenheiten ihn reißt und vor neuen ihn ſchützt. Rieger iſt der Schöpfer dieſer Armee; Rieger iſt der, der ſie zuſammengebracht, der ſie bezahlt hat.

Noch vor einem Jahre war der Günſtling, welchen jetzt die Hoffonne mit ihren wärmſten Strahlen anblickt, nur noch Auditor. Er iſt der Sohn jenes Predigers Rieger, den wir im Gefängniſſe von Süß kennen gelernt. Hätte der Vater das Schickſal ſeines Sohnes gekannt, er wäre in dem Kerker des Fi=

nanzrathes an das ähnliche Loos seines Sohnes gemahnt worden und hätte Mitleiden mit dem Juden gehabt. Eine Ungnade des Herzogs brachte Rieger seinem Fürsten so nah. Obgleich einem Dragonerregimente zu Ludwigsburg zugetheilt, hatte der junge Mann doch bis jetzt seinen Aufenthalt zu Stuttgart bei seinem Schwiegervater, dem Prälaten Fischer, genommen. Auf einmal bannte ihn ein Befehl des Herzogs in die Garnisonsstadt. Der Ehrgeizige wurde durch diese scheinbare Ungunst angespornt, alle Mittel aufzubieten, den Umgang und die Liebe seines Fürsten zu gewinnen. Zufall und Charakterähnlichkeit begünstigten ihn hierin, und rasch wurde die sonst so mühsam zu ersteigende Leiter von einer untergeordneten Stellung bis zur vielbeneideten neben dem Throne erglommen.

Wie sehr die beiden Männer zusammenpaßten, wie sehr sie sich ergänzten, hat Schiller in dem Spiele des Schicksals, das in romantischer Färbung die unglückliche Catastrophe, der Rieger erliegen mußte, zum Gegenstand hat, mit psychologischer Meisterschaft erzählt.

„G*** (Rieger) war im vollen Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G*** war rasch, unternehmend; der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere.

Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaften wußte G*** seinen Umgang zu beseelen, jeden Zirkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern und über Alles, was sich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürst verstand sich darauf, Tugenden zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besaß. Alles, was er unternahm, seine Spielereien selbst, hatten einen Anstrich von Größe; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Fehlschlag konnte seine Beharrlichkeit besiegen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das volle Bild blühender Gesundheit und herkulischer Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geistes beseelt, im Blicke, Gang und Wesen eine anerschaffene natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riß diese verführerische Außenseite seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonieen der Neigungen und der Charaktere stifteten in Kurzem ein Verhältniß zwischen Beiden, das alle Stärke von der Freundschaft und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit besaß."

Doch wir haben bis jetzt nur die Aversseite

der Münze geſehen; wir wollen nun auch den Re=vers in Augenſchein nehmen. Blickt ſie genau an dieſe Soldaten, die da unter klingendem Spiele vor ihrem Fürſten präſentirten. Kommtet Ihr jenen Blick der Liebe, der ſympathetiſch zwiſchen Feldherrn und Gemeinen wechſelt, beide anfeuert, Tauſende in den Tod führt, konntet Ihr ihn in dieſen Reihen wie=derfinden? Dieſe Augen ſprechen Nichts von Begei=ſterung, Nichts von Anhänglichkeit zu ihren Führern, ſie drücken Groll und finſtern Unmuth aus; in die=ſen Mienen liegt Trotz, in der ganzen Haltung etwas Gedämpftes, Zurückgepreßtes, gewaltſam Nie=dergedrängtes, das, wenn es einmal ſich emporringt, Thaten des Unheils und der Verzweiflung befürchten läßt. Lautlos ſteht die Front; aber wenn ſie reden, wenn ſie erzählen dürfte von der Weiſe, wie Rieger ſie zuſammengeſchaart um das Banner von Württemberg, ſie würden furchtbare Dinge mittheilen können. Der da, der jetzt ſo wild d'reinſchaut, wurde vom Becher weggeriſſen; jener, der ſo verſtockt daſteht, aus der Werkſtätte der armen Mutter, deren einziges Kind und Ernährer er war, hinweggeſchleppt. Dort dieſe ſtarre Phyſiognomie, dieſer faſt dumme, willenloſe Blick gehört einem früher gar lebensluſtigen Bur=ſchen an, den die Werber des Majors eine Nacht

vor ſeinem Trauungstage aus dem Bette geriſſen. Selbſt vor dem Alter ſcheute man ſich nicht, und während Vater und Mutter, Schweſter und Brüder beteten, Gott möge verhüten, daß auch in ihrem Hauſe die Schergen des Herzogs erſchienen, hatten außen ſich dieſe ſchon aufgeſtellt und den Tempel umzingelt, um Beute zu machen.

Wie ſie zuſammengebracht worden, ſo werden ſie commandirt. Die Meiſten ihrer Officiere, in der Schnelle angeſtellte Adelige oder Ausländer, kannten kein Mittel als den Stock, ihre Leute zu Gehorſam zu bringen, keine Aufmunterung, als ihnen einen lang hinſchnarrenden Fluch in's Geſicht zu donnern, „der einen Wilden am Ohiofluß und einen Samojeden in all ſeiner Rohheit verräth.“

Rieger ſelbſt war hart und unbeugſam; wie er ſich nicht entblödete, einen Amtmann in ſeiner Amtsſtube zu überfallen und durchzuprügeln, ſo kannten auch ſeine Kameraden weder gegen ihre Untergebenen, noch gegen den Bürger- und Beamtenſtand einige Scheu. „Recht rittermäßig wurde Alles gehudelt“, und ſelbſt die Staatsbeamten waren vor den Rippenſtößen und dem Stocke derſelben nicht ſicher.

Und gälte es noch gegen einen Feind, den das Volk haßt! Der, gegen den ſie geführt werden, iſt

aber der Gott ihrer Gedanken, das Ideal ihrer Einbildungskraft. Nicht umsonst hat Friedrich II. das mémoire raisonnée verbreiten lassen, in welchem er den Krieg gegen Oesterreich als einen Krieg zum Schutze der protestantischen Lehre erklärt, die man ausrotten wolle. In allen Weinschenken wurde diese Staatsschrift gelesen, herüber und hinüber besprochen, und überall galt es für etwas Erschreckliches, daß man in Württemberg jetzt gegen seinen Glauben ziehen müsse.

Die Heerschau endete, die ganze Armee marschirte unter dem Balcon der Favoritin vorüber, die mit einer stolzen Miene zum Fenster hinausschaute, und Tags darauf ging der Fürst mit einer so prachtvollen und glänzenden Feldequipage, daß er allen kaiserlichen und französischen Feldherrn den Vorzug hierin streitig machte, nach Schlesien ab.

Einige Wochen darauf warteten die Ludwigsburger an den Thoren, um den Truppen ihr Lebewohl zu sagen. Lange schon hatten sie gewartet, als endlich in den späten Abendstunden Einzelne des Werneck'schen Regiments schweißbedeckt zur Stadt eilten.

Alles lief zusammen, zu fragen, zu hören, denn etwas Besonderes muß sich ereignet haben. Man

umringte die Soldaten, und dieſe trunken, blutend, mit verſengter und halb abgeriſſener Uniform erzählten: „Heute Morgen wollte man uns übergeben; in unſrer Kaſerne — ihr wißt doch, wo ſie iſt — „Ja, ja", rief's von allen Seiten, „am Bildthore" — „nun, wie wir ſo beiſammenſtehen, da können wir's nicht mehr unterdrücken; Einige fangen zu murmeln an, ein paar Andere ſtoßen die Musqueten auf den Boden, Einer reißt den Andern mit ſich fort, und wir ſchreien Einer für Alle und Alle für Einen: Wir gehen nicht gegen die Preußen! „Recht ſo, das iſt brav", jauchzte die Menge. „Da hättet Ihr die Offiziere ſehen ſollen; die waren auf einmal ſo gut geworden und gaben lauter ſchöne Worte. Nichts da! Wie ſie nun Gewalt brauchen wollen, wir nicht faul, packen ſie und bezahlen ihnen, was wir ihnen ſchon lange ſchuldig ſind. Einer von uns hat den Gedanken und legt Feuer, da kracht's und kniſtert's auf einmal, die Flammen ſteigen zu allen Fenſtern hinaus und im größten Wirrwarr wird die Kaſerne verlaſſen. Adieu, Herrendienſt, heißt's, die Einen gehen dahin, die Andern dorthin. Was brauchen wir gegen die Preußen zu marſchiren. Der Herzog kann uns nicht zwingen und jetzt ſind wir wieder da." —

Ein Kurier brachte Carl Nachricht von dieſem Aufſtande; er eilte ſchnell zurück. Man hatte ihm den Aufſtand ſo dargeſtellt, als ob derſelbe von ſeinen eigenen Offizieren veranlaßt worden ſei. Während eine große Zahl der Unzufriedenen zu dem preußiſchen Parteigänger Maier in Franken hinübergeflüchtet waren, preßten und drängten die franzöſiſchen Commiſſäre, und Rieger mußte auf's Neue ein Heer ſchaffen.

Zwar wurde ein Generalpardon ausgeſchrieben, allein nicht die Hälfte der Entlaufenen wollten ſich wieder ſtellen, und ſo ſchritt man zu einem verzweifelten Mittel; alle Aushäuſſer und Vagabunden ſollten zur Armee abgeliefert werden und noch dazu wurden die Vögte zur höchſten Thätigkeit angefeuert. Das gab denn eine gräßliche Jagd. Wehe dem Bauer, der ſich irgend einen Fehltritt hatte zu Schulden kommen laſſen, trotz Bitten und Flehen konnte er ſicher darauf rechnen, hinweggeſchleppt zu werden aus den Armen ſeiner Gattin und ſeines Kindes, die er nahrungslos zurückließ. So war denn die verlangte Zahl endlich wieder beiſammen. Aber welchen Anblick bot die Heerſchau! Zuſammengerafftes Geſindel, ungeübte Recruten kränklichte, bejahrte, ſteife Geſtalten. Und doch, als ſie in Göppingen das erſte Lager bezogen, ſchienen ſich die Scenen der Bildtho-

rer Kaserne wiederholen zu wollen. Man fusilirte siebenzehn — und die andern wurden ruhig.

Brach und unbebaut lagen die schönen Fluren des Württembergischen Landes; Confiscationen, welche über das Vermögen der Deserteure verhängt wurden, vermehrten noch die allgemeine Noth, während dessen Bewohner mit den Oestreichern und Franzosen gegen Preußen im Felde standen. Und nicht einmal lorbeerbedeckt kamen sie heim. So lange sie keine Feinde sahen, plünderten sie wie Wallenstein'sche und Tilly'sche Truppen, aber als sie bei Leuthen in's Feuer geführt werden sollten, nahm die schlecht disciplinirte und eingeübte, übelwollende Mannschaft nach kurzem Widerstande die Flucht. Ihr schnelles Zurückweichen entschied diese Schlacht. Ohne einen einzigen Schuß sollen sie davon gegangen sein und sich auf die Bayern geworfen haben, die dadurch in den Rückzug verwickelt wurden. Wollte Gott! — sagt Königsfeld in seinem Berichte — es wäre eher darauf Bedacht genommen worden, diese Truppen unter die kaiserlich-königlichen Regimenter zu vertheilen. Ihre Majestät haben den von des Herrn Herzogs von Württemberg so häufig gemachten Versicherungen über ihr Wohlverhalten getraut und aus Gutherzig-

keit dieſe en corps gelaſſen, welche Complaiſence aber uns theuer zu ſtehen kömmt.

Gleim ſingt von ihnen:

Der Württemberger, der ſein Pferd
Aus dem Geſchwader riß,
Mehr flog als ritt, Piſtol und Schwert
Zum Teufel von ſich ſchmiß.

Das Heer mußte auf's Neue ergänzt werden, da Frankreich ſechstauſend Mann für ſeine Armee in Heſſen verlangte. Viertauſend brachte man mit den gewöhnlichen Gewaltmitteln zuſammen. Die andern zweitauſend wußte Rieger durch eine Theaterliſt zu erſetzen. Wie es vertragsmäßig beſtimmt war, konnte man Regiment an Regiment auf den Oswеiler Höhen vor den franzöſiſchen Commiſſären aufmarſchiren ſehen, allein nur der kleine Umſtand war dem genauer Beachtenden bemerklich, daß es dieſelben Leute waren, welche, nachdem ſie in der einen Uniform als Dragoner ſich präſentirt hatten, raſch in eine andere geſteckt, jetzt als Fuſiliere ſich producirten. Die Herren Franzoſen aber ſahen Nichts; Rieger hatte ihnen goldene Brillen aufgeſetzt.

15. Montmartin und Moser.

Ein Wagen fährt aus dem Schloßhofe von Ludwigsburg. Erschrocken sieht Monsieur Perotin, der das Departement der Vergnügungen des Herzogs zu verwalten hat, lachend blicken die herzoglichen Lackeien der Postkutsche nach. Monsieur Pitrot ist's, der berühmte Tänzer, der Schüler Noverre's, der jetzt sich aus dem schwäbischen Athen entfernt hat, das er für nicht würdig hält, seine berühmten Pas zu sehen. Nur sechstausend Gulden jährlichen Gehalt hatte der große Mann für sein Engagement gefordert, Wachskerzen, Dutzende von seidenen Strümpfen und Handschuhen, Pariser Bänder und noch ein langes Etcätera nicht gerechnet. Auch eine bestimmte Lieferung französischen Weines hatte er nicht vergessen. Mit diesen Forderungen trat er vor Perotin und wiederholte dabei die Worte, welche der Jesuitengeneral an Choiseul gegeben: „sint ut sunt, aut non sint.“ So oder nicht. Perotin sprach: „So“, und der Herzog unterzeichnete mit eigener Hand den Contrakt. Aber wie bei jedem

wichtigen Staatsgeschäfte mußten Duplikate gefertigt und die Ratifikationen gegenseitig ausgewechselt werden. Da traf sich's denn, daß es dem Herzoge einfiel, an dem verlangten Weine eine Ermäßigung treffen zu wollen; Pitrot erfährt's und eilt zu Perotin. Er spricht laut und diktatorisch und verlangt definitive Entscheidung. Als nun unbestimmte und ausweichende Antworten erfolgen, kann sich der Meister nicht länger halten, zieht aus seiner Tasche den Vertrag, reißt ihn zusammen und schleudert ihn zu Boden. Während Perotin bestürzt zum Herzoge eilt, hat Pitrot bereits einspannen lassen und — fort ist er.

Von diesem muntern Geschichtchen, das uns wieder einmal so recht den Uebermuth der französischen Comödianten jener Zeit schildert, müssen wir zu Ereignissen übergehen, die geeignet sind, uns, statt Heiterkeit und Lächeln, Thränen der Wehmuth zu entlocken.

Immer verhängnißvoller gestaltet sich die Lage des Herzogthums. Neben Rieger, dessen gewaltthätige Maßregeln denn doch den Stempel der Größe und zuweilen auch diktatorischer Nothwendigkeit an sich tragen, hat unterdessen ein anderer Staatsmann an der Seite des Herzogs Platz genommen und

theilt mit dem früheren Günſtlinge das Vertrauen und die Macht des Fürſten. Mit der Kraft Rieger's hat ſich die ſchmeichelnde, gleißende Cabale des neuen Miniſters nun vereinigt.

Friedrich Samuel von Montmartin, derſelbe, welcher ſoviel dazu beigetragen, am kaiſerlichen Hofe die Mündigkeitserklärung des Herzogs zu bewirken, iſt nun ſein erſter Rath geworden. Der Präſident in „Cabale und Liebe", wie es ſcheint in der That eine Reminiscenz Schiller's an dieſen Staatsmann, iſt das vollkommene Abbild ſeines Charakters. Kein Mittel war ihm zu ſchlecht, um ſich eine Stellung zu gewinnen, die den beiden gewöhnlichen Zielpunkten menſchlichen Strebens: Reichthum und Macht, volle Befriedigung gewährte, kein Mittel zu ſchlecht oder zu gemein, die gewonnene Stellung zu behaupten. Dabei war er der Mann, der ſeinen Willen durch die That unterſtützen konnte.

Sein Geſicht iſt glatt, ſein Lächeln ſüß, ſeine Züge gefügig, ſeine Manieren fein, ſein Auge ſcharf. So delicat, wie er, verſtehen es Wenige, die Fäden der Intrigue anzufaſſen und zu verſchlingen; ſo geſchickt wie er, Wenige, Ueberredung und Schmeichelei zu gebrauchen.

Zeuge dieſer Geſchicklichkeit iſt die Reichsgrafen-

würde, die ihm von Maria Thereſia ertheilt wurde, wie er als Culmbach-Ansbach'ſcher Geſandte auf dem Reichstage zu Regensburg im heimlichen Einverſtändniſſe mit Kaunitz ſeinen gegebenen Inſtruktionen gerade entgegen den Reichskrieg gegen Preußen durch ſein Votum entſchied. Der erzürnte Markgraf, der ihn ſogleich abrufen und ihm dann das Land verbieten ließ, mußte es erdulden, daß der öſterreichiſche Geſandte, Reichsgraf Montmartin, durch die Kraft ſeiner Stellung ſich eine Audienz erzwang.

Später in Wien bezeichnet treffend ſeinen Charakter die Bedingung, mit der er von der reformirten Kirche zur katholiſchen übertrat, und gibt uns zugleich das vollkommenſte Licht über die Abſicht ſeines Religionswechſels. Er wollte an beiden Tafeln praſſen, heuchelte die Religionsgebräuche der Reformirten und befolgte zugleich im Stillen, oder, beſſer geſagt, heuchelte andererſeits auch die der Katholiken. Ein ſolcher Mann war für die Plane Oeſterreichs an proteſtantiſchen Höfen gerade genehm, und ſo wurde er denn von der Kaiſerin auch nach Stuttgart geſchickt, das ſein verhängnißvolles Wirken bald und auf traurige Weiſe kennen lernen mußte. Carl fand in ihm ſeinen unterthänigſten Diener, den eifrigſten Lobredner, den dienſtfer-

ſten Vollſtrecker ſeiner ungemeſſenſten und rückſichtsloſeſten Pläne.

Unter dieſen Verhältniſſen nimmt es nicht Wunder, daß der Uebermuth Carl's täglich wuchs und er ſich erhaben glaubte über alle Anſprüche, die man ſonſt an Menſchen macht. Es lautet wie eine Läſterung Gottes, wenn es wahr iſt, daß er damals geäußert haben ſoll: „Ein Regent iſt das wahre Ebenbild Gottes auf Erden; er kann alſo auch Gutes und Böſes nach Gefallen thun.“ Vergeſſen hatte er die Noth, welche die Realiſirung des Subſidienvertrages mit Frankreich über das Land gebracht, vergeſſen das Unglück, das über die herzoglichen Truppen gekommen. Ein neuer Vertrag wurde mit Frankreich geſchloſſen, und diesmal zwar auf das Doppelte der bisherigen Truppenzahl; die Landſchaft ſollte zur Unterhaltung die nöthigen Fonds beſtreiten.

Der Plan war von Montmartin ſchlau erdacht und bei der Eitelkeit Carl's, der immer noch darnach ſtrebte, auch den Ruhm eines großen Feldherrn zu erlangen, fand er ein williges Ohr. Bei ſeiner Durchführung — ſo kalkulirte der feine Diplomat — könnten zwei wichtige Feinde der Ruhe und Machtvollkommenheit des Miniſters entfernt werden: die Landſchaft und Oberſt Rieger. Die Landſchaft,

weil ſie den Forderungen des Fürſten nicht entſprechen und dann bei dem ſtarren Sinne desſelben vollkommen von ihm unterdrückt werden wird; Rieger, weil er wohl ſchwerlich auf's Neue ein gerüſtetes Heer erpreſſen kann und dadurch fallen muß. Er oder Rieger. Einer mußte weichen; es lag in dem Charakter Beider, daß ſie nicht neben einander beſtehen konnten. Wie bei den Eimern eines Brunnens hob ſich um ſo mehr der Eine, je mehr der Andere ſank. Montmartin war der, welcher ſich hob; ſein Nebenbuhler war zu leichtſinnig, um das Fortſchreiten ſeines Gegners immer genau im Auge zu behalten und gegen jede Mine desſelben eine Contremine anzulegen.

Bereits war die Kriegskaſſe, die der Oberſt zu verwalten hatte, in die Hände Montmartin's übergegangen, bereits ein geheimes Conſeil errichtet worden, das den Geheimrath faſt überflüſſig machte, und in dem außer Montmartin nur von Wahlbrunn und Pflug ſaßen.

Auch im Aeußern verräth ſich der unterthänige Knechtsſinn Montmartin's. Wie wir ihn da ſehen, immer einige Schritte hinter dem Herzoge, immer unter beifälligem Lächeln die Frage desſelben beantwortend, ſo können wir ihn bei jeder Unterredung

erblicken, die er mit seinem Fürsten hat. Es war übrigens ein delikater Gegenstand, über den er heute berichtete. Carl hatte sich alle Mühe gegeben, die störrige Landschaft, welcher man ein Anlehen von einigen hunderttausend Gulden zuschieben wollte, zu gewinnen. Besonders schmeichelte man den Hauptführern derselben: Fischer, dem Schwiegervater Rieger's, und Moser, der seit 1751 wieder in Württemberg zurück und als Landschaftsconsulent angestellt ist. Sein Tochtermann, Kammerrath Mohl, wurde auf einmal zum geheimen Rechnungsrath ernannt. Moser empfing mit Freuden die Nachricht von dem Avancement seines Schwiegersohns, ließ sich aber dabei durchaus in seinen Rathschlägen für das Land und seinen Protestationen gegen die Gewaltmaßregeln nicht irren. Selbst die persönliche Zuneigung, welche der Herzog ihm öfter bewiesen, und die so groß war, daß er viele eigenhändige Briefe an ihn richtete, zog der unbestechliche Staatsmann bei den Schritten nicht zu Rathe, welche er seines Vaterlandes willen zu thun für nöthig fand.

Einige Tage, nachdem Moser in den schmeichelhaftesten Ausdrücken die Erlaubniß erhalten hatte, den ihm vom Könige von Dänemark verliehenen Titel als Etatsrath zu tragen, ließ ihn Montmartin zu sich

rufen und bot alle Künſte ſeiner Beredtſamkeit auf, dieſen vielvermögenden Rathgeber des Landes von dem Rechte des Herzogs zu überzeugen. Er ſprach von der raſtloſen Sorgfalt Carl Eugen's, ſeine lieben und getreuen Unterthanen zu beſchützen, von der dringenden Nothwendigkeit dieſes Schutzes in einer ſo gefährlichen, kriegeriſchen Zeit. Bei dem Mangel an Geld müſſe der Herzog zu einem Anlehen greifen; er habe keinen andern Ausweg. Und endlich kamen auch noch die Verſprechungen, daß, wenn Moſer das Anſinnen des Herzogs unterſtütze, er jederzeit auf die „vollwichtige" Gnade desſelben rechnen könne. Moſer erwiederte: „Excellenz! die Landſtände wiſſen von keinem Kriege; ſie können darum auch nicht einſehen, wie die Sorgfalt für des Landes Sicherheit Anlaß zu einem ſo wichtigen Antrage geben könne. Was mich betrifft, ſo bin ich eher bereit, dem Herzoge meinen alten grauen Kopf hinzugeben, als mich zu einer Ueberredung der Landſtände gebrauchen zu laſſen, die gegen mein Gewiſſen iſt."

Hiemit wurde der Landſchaftsconſulent entlaſſen, und Montmartin flog beſchämt, daß hier einmal alle ſeine ſüßen Worte abgeprallt waren, nach Ludwigsburg zu dem Herzoge.

Erzürnt hörte Carl den Minister an. Was Landschaft! rief er heftig aus, ich bin die Landschaft, ich das Gesetz; ich will selbst mit dem Starrkopfe reden, und mort de ma vie! biegt sich der Mann nicht, so brech' ich ihn.

Den zwölften Juli 1759 erschien ein geheimer Cabinetssecretair bei dem Landschaftsconsulenten und brachte ihm die Weisung, sich sogleich nach Ludwigsburg zum Herzoge zu begeben. Er habe die Ordre, ihn zu begleiten. Moser folgte dem Befehle, und bald stand er mit dem Secretair in der Garderobe des Fürsten. Hier mußte er lange warten. Die Nachricht von des Herren Ungnade war bereits zu den Ohren der allzeit so aufmerksamen, spionirenden Hofdienerschaft gedrungen, und man betrachtete den gefährlichen, gefürchteten Mann, dessen felsenfeste Grundsätze weder Versprechungen noch Drohungen hatten erschüttern können, auch mit Neugierde und Bewunderung, sogar in einer Sphäre, wo man kaum den Muth hatte, von ihm zu reden. Er selbst schien zwar die Gefahr zu ahnen, in der er schwebte, zeigte aber durchaus kein Bangen vor dem entscheidenden Momente. „Unverzagt und ohne Grauen, soll ein Christ, wo er ist, sich stets lassen schauen", so sprach er in der Fülle seines Herzens zu dem ge-

heimen Secretair. Endlich nannte der diensthuende Adjutant seinen Namen. Kaum war er in das fürstliche Gemach getreten, als der Herzog ihn anfuhr: „Weilen alle meine bishero gegen Ihn erlassenen Resolutionen Nichts genützt, die Landschaft mit ihren respektwidrigen und ehrenrührigen Schriften noch immer fortfährt, so sehe ich mich genöthigt, Ihn nach Hohentwiel zu schicken, da Er der Concipist der landschaftlichen Schriften ist. Ich werde die Sache durch die allerschärfste Inquisition untersuchen lassen."

„Euer Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden", war die furchtlose Antwort Moser's. Hierauf wurde er fortgeschleppt und in einen Wagen gesetzt. Ein Unteroffizier und zwei gemeine Soldaten bewachten ihn in der Kutsche. Vor und hinter dem Wagen ritten je drei Husaren und an dem Schlage ein Offizier.

Man hatte die Vorsicht so weit getrieben, zu den eskortirenden Soldaten nur Ausländer zu nehmen, und strenge verboten, trotz einer ungeheuern Hitze, die Kutsche oder nur ein Fenster derselben zu öffnen. Ungeachtet dieser Anordnungen fand die Gefangennehmung des Unglücklichen Mitleid bei seinen Begleitern. Wenn der Offizier sich nur auf einige

Augenblicke entfernte, ließen sie ihm alle Schonung angedeihen, die nur irgend in ihrer Gewalt stand. Einer von ihnen fragte ihn, ob er nicht Bürgermeister zu Stuttgart sei, und als dieses verneint wurde, erkundigte er sich, ob er nicht etwa ein Mitglied des Parlaments? — Der Franzose dachte hiebei an sein Parlament und an die lits de justice Ludwigs XV. — Auf die bejahende Antwort dieser Frage äußerte der Soldat weiter: „Ich bin nur ein armer Teufel, aber ein Stück von meinem Vermögen wollte ich gerne darum geben, wenn mir dies nicht begegnet wäre.“

Nach dreißig Stunden langte man an der nur vier Meilen von Ludwigsburg entfernten Veste an. Unter den Armen mußte der von der Anstrengung zu Tod Erschöpfte hinaufgetragen werden.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Leidensgeschichte Moser's in seinem Gefängnisse zu schildern, nicht die wunderbare Schnellkraft seines Geistes, mit der er ohne Schreibmaterialien dennoch sich angemessene Beschäftigungen erfand. Ueber tausend religiöse Lieder, gelehrte und ergötzliche Schriften verfaßte er in seinem Kerker und schrieb sie mit der Lichtputze an die Wand. Zur Ergänzung unserer Schilderung gehört nur noch als würdiger Schlußstein dieser furchtbaren

Gewaltmaßregel der officielle Artikel, durch welchen man dem Volke Sand in die Augen ſtreuen und eine That beſchönigen wollte, die, ſo lange Clio's Griffel exiſtirt, mit Worten der Verdammniß in die Tafeln der Geſchichte eingegraben werden wird. Der Artikel lautet:

„Ludwigsburg, vom 12. Jul. So Reichs- und Landkundig Seiner zu Würtemberg regierenden Herzoglichen Durchlaucht angeſtammte Huld, Gnade und Milde gegen Höchſt Dero ſämtliche Diener und Unterthanen iſt; ſo haben Höchſt Dieſelbe ſich dennoch anheute auß höchſttrifftigſt bewegenden Urſachen vermüſſiget geſehen, ſelbige bey Seite zu ſetzen, und den landſchaftlichen Conſulent Moſer auf die Veſtung Hohentwiel in gute Verwahrung bringen zu laſſen. Es hat ſich dieſer ſo viele ſeltene Rollen geſpielte Mann ſchon längſtens in ganz Deutſchland durch ſein unruhiges Betragen und ohne genugſame Beurtheilungs-Kraft affectirte Zaumloſigkeit berüchtiget gemacht, dahero auch nirgends eine bleibende Stelle gefunden, noch ſich bey allen ſeinen Arbeiten eines weſentlichen göttlichen Segens und Gedeyhens notoriſchermaßen zu erfreuen gehabt. Seine Herzogliche Durchlaucht haben immittelſt ſeinem Benehmen in denen hieſigen landſchaftlichen Geſchäften immerzu

mit Großmuthvoller Langmuth nachgesehen, und ihm manche Warnung in ihren gnädigsten und jederzeit mit der zärtlichsten Liebe, auch Landes-Väterlichen Sorgfalt vor Dero getreuen Unterthanen angefüllten Resolutionen auf die landschaftliche Schriften in der Fürst mildesten Anhoffnung gegeben, er werde doch endlich in sich gehen, sich fassen und alle das Unheil beherzigen, welches anzuzetteln er bishero beflissen gewesen. Nachdem er sich aber stetsfort in seiner Bosheit mehrers verhärtet, und es am Ende zu nicht weniger einzuleiten gesucht, als das geheiligte Vereinigungs-Band zwischen Haupt und Gliedern zu schwächen, somit dadurch die allergefährlichste Anschläge auszuführen; als haben Sr. Herzoglichen Durchlaucht bey sothaner äußersten Bewandniß, nach Ihren theuersten Regenten-Pflichten, welche ohne Unterlaß die förderiste Richtschnur aller Ihrer Handlungen sind, nicht weniger thun können, dann in gegenwärtiger frangenti das höchste Gesetz der allgemeinen Wohlfahrt allen andern Betrachtungen vorbringen zu lassen, folgbar ein so gefährliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft außern Stand zu setzen, ferner-weitern Schaden anzustiften."

Wie aber die wirklichen Verhältnisse im Lande waren, welches Recht Moser hatte, seinen grauen

Kopf für das Wohl des Vaterlandes einzusetzen, das beweist der Cassasturz, den der Herzog im Januar desselben Jahres im Landschaftsgebäude bereits hatte vornehmen lassen. Es handelte sich um dreißigtausend Gulden, die von dem Ausschusse verlangt wurden. Er verweigerte sie nicht, allein er wollte hingegen Abstellung der Landesbeschwerden. Es ist dieß nur Ein Pröbchen aus den Verwaltungsmaßregeln Montmartin's gegen die ständischen Institutionen des Landes. Ihm voraus waren bereits Gewalthandlungen der verschiedensten Art gegangen. Der Schriftenwechsel der Regierung und Stände bietet auffallende Belege hiezu; unbeschränkte Unterwerfung wird gefordert; der Widerspruch unanständig, unsinnig genannt. Cela sent la revolte! drohte der Minister, und die Landschaftseinnehmer sucht er mit den Worten einzuschüchtern: Sie werden unglücklich bis in's dritte Glied, wenn Sie nicht des Herrn Willen thun. Am 31. rückte unter Trommeln und Pfeifen die ganze Garnison, fünf- bis sechstausend Mann an das Landschaftsgebäude. Während unten die Bajonette blitzten — sogar ein Schuß fiel — gingen die herzoglichen Räthe Pfeil, Mylius und Breyer hinauf und nahmen — wie das schon einmal

im Juli des vergangenen Jahres geschehen — den gewaltsamen Kassesturz vor.

Damals mag es wohl gewesen sein, daß der Herzog selbst an der Spitze seiner Truppen unten harrte, wie sich die Sache gestalten würde. Sein Pferd des Wartens überdrüßig, fing an auf das Gebäude hinzugallopiren. „Mein Pferd will immer vorwärts", sagte er zu einem Officiere seiner Suite. — „Euer Durchlaucht sind vielleicht schon zu weit gegangen; der Schritt könnte üble Folgen haben", war die Antwort. „Dem werd' ich vorzubeugen wissen," entgegnete Carl, trat, als er in den freundlichen Zügen der Rückkehrenden das glückliche Resultat seines Staatsstreiches sah, nun selbst Gnade und Huld in den Saal der Landschaft, und konnte sich nicht versagen, mit der huldvollsten Miene die höhnischen Worten auszusprechen: „Meine Herren, damit Sie sehen, daß ich das mir bewilligte Geld nicht unnütz anwende, habe ich meine Truppen hier versammeln lassen, um sie den Ständen in Schlachtordnung zu zeigen.

Glücklich also war der Feldzug gegen die Stände vollendet worden; weniger glücklich fiel der gegen die Preußen aus, der im Winter desselben Jahres stattfand. Damit ja Niemand die zu hoffenden

Lorbeere von ſeiner Stirne zu reißen ſich erkühne, hatte der Herzog bei ſeiner Vereinigung mit Broglio wieder ein eigenes Corps gebildet. Aber während er ſich fröhlich und guter Dinge auf einem Balle zu Fulda mit den dortigen Damen amüſirte, war der Herzog von Braunſchweig in die Stadt gedrungen und bald miſchten ſeine Flintenſchüſſe ſich in die Klänge der Muſik. Der Oberſt Pöllnitz mit zwölf Compagnien war ſchnell gefangen und der Herzog mit den übrigen entkam mit Noth; die Soldaten zogen die Pappen aus ihren Gamaſchen, um nur ſchneller laufen zu können.

Carl's Eitelkeit mußte dieſen Unfall verſchmerzen, und man muß geſtehen, er that dieß auf eine merkwürdige Weiſe; die offenkundige Niederlage wurde bei ihm zum Siege. In einem Briefe an Montmartin ſchrieb er: „Ich habe ſechshundert Grenadiere aufgeopfert, um achttauſend zu retten, und der Streich iſt mir gelungen.“ Ganz conform mit den Worten dieſes Briefes waren die Siegesbülletins, welche die Stuttgarter Zeitung über die Flucht aus Fulda brachte.

16. Eine Hofkabale.

Die Veſte Hohentwiel ſollte bald noch einen andern Gaſt erhalten; den Patrioten und den Günſtling ſollten Eines Kerkers Mauern umſchließen. War dem Miniſter jener für das Herz des Volkes, ſo war dieſer ihm für das Herz des Fürſten zu gefährlich.

Einſt, als nach dem jähen Tode ſeines Gönners der Jude durch Ludwigsburg auf den Aſperg gebracht wurde, ſah das Volk jubelnd den geſtürzten Favoriten durch ſeine Straßen führen. Heute, als auf einmal die unerwartete plötzliche Kunde von dem Falle Rieger's hieher gelangte, als man den bewachten geſchloſſenen Wagen ſah, in welchem der vordem ſo Gefürchtete nach dem Aſperg transportirt ward, ſtanden die Einwohner in ſtarres Staunen, faſt in Schrecken verſunken. Mitleid konnte man keines fühlen mit dem Manne, der mitleidlos mit dem Lande verfahren; aber Freude über ſeinen Sturz empfand man auch nicht, denn man wußte, daß der, dem er Platz machte, ſchlimmer war, als er.

Man war nur einen Dränger gegen einen andern los geworden.

Auf und nieder waren an dem Hofe Carl's die Waagschalen Montmartin's und Rieger's geschwankt. Bald hatte der eine, bald der andere einen Vortheil bei dem Herzoge sich errungen, je nachdem der eine oder andere neue Einnahmsquellen in die ewig leere Kasse des Fürsten geleitet oder auf geschickte Weise einer Lieblingspassion desselben geschmeichelt hatte.

Der Subsidienvertrag mit Frankreich war zu Ende gegangen und ein Versuch, mit Spanien einen andern anzuknüpfen, mißlungen. Der Herzog mußte also entweder seine Truppen auf den alten Fuß reduziren oder dem Lande die Erhaltung derselben aufbürden. Obgleich auch der letzte Feldzug der Württemberger unglücklich ausgefallen und sie bei Torgau eine Niederlage erlitten hatten, obgleich Carl damals den grausamen Spaß Friedrich's II. erdulden mußte, von dem eignen Bruder Friedrich Eugen in die Flucht gejagt zu werden, so hatte er dennoch die alte Soldatenliebe nicht aufgegeben, und es kränkte seine Eitelkeit, die Truppen reduziren zu müssen. Montmartin war indessen für die Reduction, er stellte die Unmöglichkeit vor, auch für die nächsten Monate

den Sold zu bezahlen und behauptete den Mangel alles Geldes in der Kriegskasse. Er wurde entlassen und Rieger gerufen. Wo Jener eine Unmöglichkeit sah, fand dieser durchaus keine Schwierigkeit: „Entweder, sagte Rieger, hat er Eure Durchlaucht belogen, oder er kennt den Cassebestand nicht, es sind sechstausend Gulden parat und ich will sogleich mit dem Regimentsquartiermeister nach Stuttgart hinüber, um die erforderlichen Summen zu heben.“ Gesagt, gethan. Es war nicht einmal nöthig, die Kassen ganz zu leeren.

Während Rieger in Stuttgart, war Montmartin wieder in Ludwigsburg und legte dem Fürsten einen Reduktionsplan für die Truppen vor. Carl antwortete kalt: „Kommen Sie Morgen um neun Uhr, heute habe ich nicht Zeit, ihn durchzugehen.“

Mit dieser überraschenden Antwort mußte Montmartin zurückkehren und schickte sogleich seine Spione und Genossen aus, um den Grund derselben zu erspüren. Dies war nicht schwer. Rieger's Maßregeln konnten kein Geheimniß bleiben und der Graf hatte Zeit bis zum Morgen, um den Gang zu überdenken, den er nun einzuschlagen habe.

Ruhig als ob Nichts vorgefallen, in der gewohnten allerunterthänigsten Stellung erscheint der

Miniſter vor dem Herrn; mit dem einſchmeichelndſten Lächeln verſichert er:

„Nach dem geſtern gegebenen Befehle erſcheine ich; allein nicht um einen Reductionsplan vorzulegen. Wenn es zwar jetzt in der Kriegskaſſe nicht fehlt, ſo fehlt es in zwei andern und der Mangel wird in erſterer in kurzer Zeit um ſo ſtärker ſein. Kleine Reſſourcen und Palliativmittel bin ich nicht gewohnt vorzuſchlagen; aber ich habe hier einen Plan, wie das nöthige Geld herbeigeſchafft werden kann, da es Eurer Durchlaucht edlem Herzen ſchwer fällt, Jemand außer Brod zu ſetzen, und Sie den Wunſch geäußert haben, bald ein Lager zuſammenzuziehen. Die Landſchaft wird ſich zwar ſträuben, und nicht wenig über mich ſchimpfen, allein ſie proteſtirt gegen alles Neue und die Gnade Eurer Durchlaucht iſt mir das Schätzbarſte auf der Welt.“ —

Nach dieſer wohlgeſetzten Rede entließ ihn der Herzog mit dem Verſprechen, ſeinen Plan durchzugehen, und eilte auf die Parade. Von hier aus nahm er Rieger mit ſich und erzählte ihm das Vorgefallene. „Ich weiß wohl, was davon zu halten, allein ich kann Montmartin noch nicht entbehren und er muß mir Geld für das nächſte Lager ſchaffen. Der Graf iſt gewiß äußerſt aufgebracht gegen Ihn,

aber er hat ſeinen Zorn mit keiner Sylbe verrathen; auch wird derſelbe Ihm bei mir Nichts ſchaden, denn ich weiß, was ich für einen treuen Diener an Ihm habe."

Dem war aber nicht ſo. Seit jener Zeit war Montmartin's ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, endlich einmal den Hauptſchlag zu führen, durch den Rieger für immer entfernt werde, und im November des Jahres bot ſich hiezu eine gute Gelegenheit.

Nach dem Siege bei Freiburg in Sachſen war General von Kleiſt mit einem Truppenkorps in Franken eingefallen, um von hier aus Streifzüge zu machen. Der Miniſter hatte von ſeinem ehemaligen Aufenthalte in Bayreuth Gelegenheit genommen, dem Herzoge Nachrichten über Kleiſt's Operationspläne mitzutheilen, und ſo brachte er denn eines Tages einen Brief, in welchem auch die Kunde enthalten, der General ſei von Friedrich II., der über Carl wegen des ſächſiſchen Feldzuges und des Betragens gegen Eliſabeth Sophie höchſt aufgebracht ſei, angewieſen worden, nach Stuttgart vorzudringen. Montmartin ſetzte noch hinzu, daß er durch den Poſtmeiſter erfahren habe, Kleiſt ſtehe mit Perſonen in Stuttgart in brieflichem Verkehr und Einverſtänd-

niß, und daß Vorkehrungen getroffen seien, die treffenden Schreiben zu erhalten.

Die Besorgniß des Herzogs war erweckt, und er drang in den Minister, Alles aufzubieten, um die Vaterlandsverräther zu entdecken. Den nächsten Posttag übergab bereits Montmartin einen Brief; Adresse und Petschaft zeigten, daß derselbe von Rieger herrühren müsse, und zudem sagte der Sekretair aus, er habe schon viele Briefe des Obersten an Kleist erhalten. Für den Herzog war das schon genug, um den dringendsten Verdacht gegen seinen Günstling zu hegen und denselben zur Rede zu stellen. Allein Montmartin, dem daran lag, keine Vertheidigung oder Untersuchung zu veranlassen, ehe die Schlinge ganz gelegt war, spielte den Edlen, Vorsichtigen und bat, der Herzog möge bessere Beweise abwarten, Rieger könne vielleicht schon mit Kleist seit Jahren in Briefwechsel stehen; es sei bereits Ordre gegeben, daß, wenn ein Brief von Kleist an denselben durch die Post eintreffen würde, man ihn durch eine Staffette hievon benachrichtige, und dann könne man die Sache untersuchen.

„Und wenn es um Mitternacht ist, so will ich gleich hievon Nachricht haben", sagte der Herzog.

Wirklich wurde ein paar Tage darauf Carl um

ein Uhr Nachts geweckt. Die bewuſte Staffette war eingetroffen. Vor Tagesanbruch war der Herzog ſchon auf der Stuttgarter Poſt, um ſich die an Rieger adreſſirten Briefe übergeben zu laſſen. Ein Wappenbuch war zur Vergleichung der Siegel aufgeſchlagen; Kleiſt's Siegel wurde auf einem der Briefe erkannt. In dem nun erbrochenen Schreiben fand ſich zwar in ſcherzhafter Rede das Verſprechen dieſes Feldherrn, Stuttgart zu beſuchen, allein democh zu wenig, Rieger einer Verrätherei zu überführen. Da fiel es Montmartin ein, ob nicht die zweite leere Seite des Briefs etwa mit chemiſcher Tinte beſchrieben wäre. Und als man die Mittel verſuchte, durch welche dieſe Tinte ſichtbar wurde, entdeckte ſich ein ganzer mit Kleiſt verabredeter Plan Rieger's, Stuttgart zu überrumpeln, die Landſchaft zu Herrn zu machen und Montmartin gefangen zu nehmen. Keinen Augenblick mehr war nun der Herzog über Schuld und Unſchuld des Verdächtigen in Zweifel, und dieſen Morgen noch ſollte ihn die Rache des Fürſten erreichen.

Ein Adjutant befahl Rieger auf der Parade zu erſcheinen. Dieſer unwohl, ließ ſich entſchuldigen. Der Herzog hiedurch noch mehr von der Verrätherei

überzeugt schickte, zum zweiten Male; „er müsse kommen, wenn er auch noch so krank sei.“

Rieger erschien. Kaum aber näherte er sich dem Paradeplatze, als schon Carl mit den Worten: „Schändlicher Verräther!“ auf ihn losstürzte und mit eigener Hand den Orden von seiner Brust riß. „Euer Durchlaucht sind falsch berichtet, ich bin unschuldig“ stotterte betroffen und überrascht Rieger. „Nur zu gut berichtet!“ antwortete der Herzog, hob seinen Stock auf und stieß ihm denselben auf die Brust: „fort mit dem schlechten Kerl!“

Er wurde in einen elenden Wagen geschleppt und zuvörderst auf den hohen Asperg, des andern Tags nach Hohentwiel gebracht. Den Brief aber, der Rieger in's Elend stürzte, hatte Montmartin schreiben, nach Bayreuth schicken und dort auf die Post geben lassen.

Damit war also die eine Hälfte der Intrigue gelungen; noch war aber die andere Hälfte derselben in Ausführung zu bringen.

Obwohl Kleist nicht daran dachte, nach Stuttgart zu marschiren, so hatte Montmartin dem Herzoge die Sache doch so bestimmt gemeldet und ihm solche Angst eingeflößt, daß man bereits alle Vorkehrungen zur Vertheidigung und — zur Flucht getroffen hatte, und als gar ein Adjutant berichtete,

preußiſche Huſaren an der Grenze geſehen zu haben, wurden die Staatswagen eingeſpannt, die Sängerinnen und Maitreſſen hineingeſetzt, der Marſtall zur Abreiſe fertig gemacht, die Koſtbarkeiten, die Archive gepackt, die Kaſſen geleert und alles dieß unter der Bedeckung einer Escadron Dragoner nach Straßburg geſchickt. Die Garde zu Fuß hatte den Befehl, ſich zum Marſch nach Hohentwiel fertig zu halten, und in dem Vorzimmer des Herzogs mußten Tag und Nacht ſechs Offiziere derſelben zum Verſchicken bereit ſein.

Im Volk war man keineswegs ſo beſtürzt, man freute ſich auf die Preußen, und gerade die Soldaten waren ihre eifrigſten Lobredner; ſie hatten keinen ſehnlicheren Wunſch, als in preußiſche Regimenter geſteckt zu werden. Auch hatte ſich die Sage verbreitet, Friedrich Eugen, der beliebte Bruder des Herzogs, werde mit in's Land kommen, und ſo hoffte man denn alles Gute von dem verſprochenen Einfalle.

Freiherr von Gemmingen war zum Abſchluſſe einer Kapitulation abgeſandt, ein Kriegsrath in Stuttgart verſammelt worden. Hier traten denn die alten Offiziere, obwohl Montmartin ſich alle Mühe gab, ſie einzuſchüchtern, mit ihrer wahren Meinung offen heraus und erklärten, daß man mit einer ſo großen

Armee nicht fliegen könne, und andere Nachrichten bereits angekommen sein müßten, wenn die Gefahr so dringend wäre, als man sie sich dächte.

Sechs Offiziere warteten fortwährend im Vorzimmer des Herzogs. Die Vertheidigung in Stuttgart wurde unausgesetzt eifrig vorbereitet, allein Kleist kam nicht. Nach und nach ward man furchtloser, lässiger, die Maitressen und Wagen kehrten aus Straßburg zurück, und zuletzt stellte sich heraus, daß die preußischen Soldaten, welche der Adjutant gesehen haben wollte, zwei Bediente des Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst gewesen, die sich in preußische Uniform gesteckt und den Spaß gemacht hatten, sich für den Vortrab Kleist's auszugeben.

Montmartin hatte aber dennoch seinen ganzen Zweck erreicht; denn die Kassen hatte er geleert und die Kostbarkeiten in seine Hände gespielt. Auch kamen zwei Wagen von den abgesandten nicht mehr zurück; es waren dieß die Schätze, die der Minister bereits erworben und die er im Auslande für sicherer hielt, als in Württemberg.

Unterdessen seufzte Rieger in seinem Gefängnisse. Ein eigenthümlicher Zufall, wenn man nicht sagen will ein Wink der Vorsehung, wollte es, daß Rieger selbst den Kerker, in welchen man ihn ge-

ſchleppt, hatte einrichten laſſen. Kurz vor ſeinem Sturze war er nämlich mit dem Herzoge auf Hohentwiel geweſen, und als man in ein Gewölbe kam, in welches weder Licht noch Sonne hineindringen konnte, äußerte er ſich: „Das gäbe ſo recht ein Gefängniß für Staatsverbrecher.“ Carl folgte dem Rathe, und Rieger war der erſte Bewohner des neugeſchaffenen Kerkers. Auch durch den Kommandanten der Veſte wurde der Gefangene an ſein früheres Wirken erinnert. Er war des Oberſten perſönlicher Feind, welcher einſt bei dem Herzoge durch Verleumdungen Riegers in Ungnade gebracht, für dieſe Kränkung nun auf gräßliche Weiſe Vergeltung übte. Die Behandlung, die dem einſtigen Günſtlinge widerfuhr, war ſchrecklich. Sein Zimmer wurde nie gereinigt, ſein Bart nie geſchoren, das Eſſen ihm durch einen Schieber gereicht. Niemand durfte ihn beſuchen; die einzige menſchliche Stimme, die er vernehmen durfte, war die ſeines Peinigers, welcher täglich vor ſeinen Kerker kam. So ſaß er lebendig begraben vier Jahre lang.

16. Am Hofe Carl Eugen's.

Zwei Unglückliche haben wir fallen geſehen, einen, der zu Grunde ging, als er der Sirene widerſtrebt hatte, den andern, den ſie verdarb, als er ihr gefolgt war. Aber ſie ſelbſt, die verlockende, mit ihrem ſüßen Geſange haben wir noch nicht gehört, noch nicht geſchaut mit ihrem verſtrickenden Zauber. Dort ſitzt ſie auf dem thränenbenetzten Boden des Hofes Carl's, die Sinne berückende Nymphe, und während ihr Mund die anmuthigſten Weiſen anſtimmt, breitet ſie nur gar zu oft auf dem trügend-ſchimmernden Teppich der Luſt ihre Garne aus. Sie zürnt dem, der ihr zu entfliehen trachtet, und verdirbt den, der ihr gehorcht. Unglücklicher Schubart! Auch du haſt ſie vernommen, ihre berauſchenden Töne; noch in des Thurmes Kerkerſtuben klangen ſie dir nach, und erſt ſpät, als des Unglücks Stürme über dich hereinbrachen, vermochteſt du dich ihrer zu entſchlagen.

Jene luſterfüllten Säle, wo hier reizende Frauen in den verlockendſten Toiletten, dort der Pharotiſch mit ſympathetiſch-mächtigem Goldklange, die

Künſte des Theaters oder die einſchmeichelndſte Muſik des Tanzes uns einladen, auch wir wollen ſie beſuchen; allein Asmodeus, der die Dächer Sevilla's aufgedeckt und in die verborgenen, verſchloſſenen Zimmer ſieht, der die Maske der Heuchelei abreißt, hat uns ein wenig in ſeinen Schutz genommen und will uns eine Brille geben, durch welche wir Manches gewahren können, was trotz dieſes Lichtmeeres Andern weniger ſichtbar iſt. Wie jene Bilder des Mittelalters, denen je ein Spruch an ihrem Munde hängt; wie jene Schauſpieler derſelben Zeit, die vorn auf ihrer Bruſt immer ihren Namen und ihre Charakterbezeichnung trugen, ſo werden uns die Geſtalten erſcheinen, welche da mit ihren glatteſten Hofmienen, mit zugeknöpften Charakteren und Uniformen herumwandeln.

Sechszig Caroſſen brauſen von Stuttgart nach Ludwigsburg hinüber, nachdem dort ſchon einige Tage die Feierlichkeiten für des Herzogs Geburtstag begonnen, um ſie hier fortzuſetzen. In der Mitte der Orangerie machen die Wagen Halt. Der Hof ſammelt ſich um den Herzog; mehr als zwanzig Fürſten und Grafen des Reiches beeilen ſich, in die nächſte Nähe Carl Eugen's zu kommen. Die Fürſten von Hohenzollern-Hechingen, Fürſtenberg, Thurn und

Taxis, drei Fürsten von Schwarzenberg, die Grafen von Oettingen-Wallerstein, Fugger und Montfort gewahren wir unter den Gästen. „Dieser Graf Montfort, jetzt umgeben von Reichthum und Vergnügungen, wenn der durch unsere Brillen schauen könnte — beginnt Asmodeus seine Erklärung —, in vierzehn Jahren wird er arm und verlassen bei dem Pfarrer zu Tettnang sterben, dessen Gnadenbrod er gegessen."

Hin und her rennt die Hofdienerschaft, um die Befehle des Herrn zu vollstrecken; in rother mit Silber gestickter altspanischer Tracht und Rüstung prangen die Trabanten; in grünen goldbesetzten Röcken glitzern die Leibjäger; die Leibhusaren sind in prächtige, mit kostbaren Pelzen verbrämte rothe Wämser gekleidete Männer, deren Statur an die Garde Friedrich's I. erinnert; aber alle diese scheinen Pygmäen, wenn sie sich dem Hoftürken nähern, dem viel besprochenen Melchior Thut. Sieben Fuß sechs Zoll ragt der Riese wie ein wandelnder Kirchthurm hoch hinauf in die Luft und mahnt uns an die Mährchenwelt, in deren Reich solche Gestalten die verzauberten Gärten und Paläste hüten. So groß der Mann ist, so gut ist er, reinen, zarten Gewissens und dienstfertig. Sollte

man's glauben! Er nährt seinen ungeheuern Körper am liebsten mit Mehlspeisen und in seinem sechszehnten Jahre war der Glarner so klein, daß man ihn nicht zum Abendmahle lassen wollte; da auf einmal fing er an aufzuschießen und anzuschwellen und wurde groß und größer, und das ging so rasch, daß er ordentlich sichtbar Tag für Tag zunahm.

Die Orangerie selbst ist eines der schönsten Werke, die damals Europa aufwies; staunend geht man durch diese Alleen von Orangenbäumen und fragt sich: Sind wir plötzlich nach Italien gerathen, daß diese Masse von Südfrüchten unter freiem Himmel auf offenem Boden gedeihen könnte? Wir freilich unter dem Schutze des Asmodeus, wir sehen die großen Kübel, die unter der Erde verborgen sind, und unsern Blicken entgehen auch nicht die beiden Oefen, die man ganz schlau versteckt hat, und die bei mangelnder Sonne die nöthige Wärme hervorbringen. Wenn aber der Himmel mit Regen droht, wenn ein Herbststurm über die Gegend daherfährt, was dann? Dann ohne Hammerschlag und Riegel breitet sich binnen vierundzwanzig Stunden ein ungeheures Dach über die Tausende von Bäumen. Asmodeus raunt uns in's Ohr: Auf ein Jahrhundert sind die Württemberger Wälder dadurch ruinirt.

Der Herzog weilt nur kurze Zeit mit seiner Gesellschaft in dem reizenden Garten, und die Bassins und Wasserwerke, die Hecken von Jasmin, Caprifolium und Myrthen bilden heute, wo ihn wichtigere Dinge beschäftigen, keinen Gegenstand der Aufmerksamkeit. Er führt, den kleinen Garten durchschreitend, den Hof in den kleinen Marmorsaal, wo eine reich besetzte Tafel zum Genusse einladet. Asmodeus zupft uns schon wieder und legt schelmisch den Finger auf den Mund. Er hat Recht; bald wissen wir, was er will; denn nachdem die Schaugerichte entfernt und die Platten aufgedeckt waren, findet sich's, daß der Herzog sich einen Scherz gemacht und alle Platten leer sind. Carl Eugen führt seine Gäste weiter. In dem Saal der Garden empfangen uns dichte Wolken; das Chaos breitet sich über uns aus. Der Herzog winkt; es zertheilt sich und man sieht im Hintergrunde im Olymp Jupiter, Apollo und Merkur. Die Götter fangen sogleich an italienisch zu reden, indem Apollo den Jupiter mit folgenden Worten aus der Feder des Herrn Hofpoeten Tagliazuchi anspricht:

„Vater der Götter, Herr der Welt! Unterbrich den Krieg der Könige und Elemente; denn an diesem Tage feiert die Erde den Geburtstag eines Fürsten,

deſſen große Eigenſchaften ihn und den glänzenden Hof, der ſich um ihn ſchaart, würdig machen, in den Olymp aufgenommen zu werden. Erlaub, daß meine Strahlen dieß dichte Gewölke, das den Eintritt wehrt, zerſtreuen, und gebiete den Göttern, den Jahreszeiten und Elementen, ein Feſt zu verſchönern, welches die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt erregen ſoll"; und Jupiter erwiedert: „Sohn der Latona, ich billige deine Gedanken; ſie ſchmeicheln mir. Nie haben mein Ruhm und meine Macht eine ſchönere Gelegenheit gehabt, ſich zu zeigen. Alle Künſte, deren Vater Du biſt, Apollo, ſollen ſich vereinigen zur Feier des großen Tages. Er ſei bezeichnet durch die Wiederkehr des Friedens auf die Erde; die Elemente und Jahreszeiten ſollen ſich verſammeln; der Palaſt der Herrlichkeit um den Olymp erhebe ſich, daß ſeine ätheriſchen Pforten ſich öffnen bei dem Anblicke des Sterblichen, der heute zum Glücke ſeiner Unterthanen geboren wurde."

Jupiter ſchleudert einen Donnerkeil aus ſeinen Händen; weithin tönt ſein Dröhnen; die Wolkengruppe theilt ſich, und verklärt durch die Feuerkünſte Apollo's zeigt ſich der „Palaſt der Herrlichkeit."

Wirklich ein wunderbares Gebäude; zweihundert und vierzig Fuß umfaßt der Tempel, den die kunſt-

reiche Hand Colomba's hier dekorirt hatte. Blumen, Cascaden und die reichsten Drapperien zieren den Boden, vergoldete Säulen tragen das Ganze; allegorische Bilder, Festons schmücken es aus, und von Palmen umragt, unter Wolken, die sich hoch bis zum Himmel erheben, gewahren wir den Olymp. Liebliche Gesänge tönen und laden die Gäste ein, auch warten ihrer ringsum kleine Tischchen, auf denen die appetitlichsten Gerichte stehen. In einer Kuppel, zu der man durch eine vergoldete Stiege gelangt, ist die Tafel des Herzogs mit seinen Gästen angebracht. Hoch im Gewölbe zeigt sich Jupiter, Apollo und Merkur; etwas tiefer Saturn, Neptun und Pluto; noch tiefer andere Gottheiten; auf den Felsen blickt aus Getreidehalmen Ceres hervor, und unter schattigen Bäumen haben sich Pan, Faunen und Sylvanen gelagert. Vier Cyklopen schmieden an einer Esse; weithin tönt der Lärm ihrer Hämmer. Aeolus hütet die Winde, daß sie den schönen Tag nicht stören sollen, und alle Elemente und Jahreszeiten finden ihre Vertreter. Hunderttausend Wachskerzen und Lampen erleuchten das Gebäude, das mit Recht der Palast der Herrlichkeit heißt.

Ein heiseres Lächeln tönt hinter uns. Es ist

Asmodeus, der uns eine Geschichte zu erzählen hat:

Vergangenes Jahr hat der Herzog Servadoni kommen lassen und ihm aufgetragen, so reich als nur immer möglich einen solchen Palast der Herrlichkeit zu bauen; der Italiener aber machte große Augen, und ohne weitere viele Complimente fragte er geradezu: „Haben denn Eure Durchlaucht die Schätze der Könige von Frankreich, Spanien und Portugal zusammen?“ Mit einem stolzen Lächeln erwiderte Carl: „Meine Kasse ist hinreichend für alle meine Pläne.“ — „Wenn denn Eure Durchlaucht es befehlen, sprach mit derselben Dreistigkeit der Chevalier weiter, so will ich Ihnen den Tempel machen, aber ich verspreche Ihnen im Voraus, daß, wenn er fertig ist, Sie nicht so viel übrig haben, um Ihr Frühstück auf den andern Tag zu bezahlen.“ Darauf hat Servadoni den Tempel zwar nach der Kasse des Fürsten zugeschnitten, aber doch nicht nach der Kasse und dem Geschmacke des Volks, denn dann wäre er gar nicht gebaut worden. Das habe ich nur erzählen wollen.

Während die Gäste der seligen Götter an solideren Speisen als Nektar und Ambrosia sich sättigen, steigen von vierzehn Amoretten begleitet aus

der Mitte der Tafel Venus und Amor empor; der Liebesgott und seine Gefährten reichen den sechszehn speisenden Damen Blumensträuße von — Porcellain aus der Fabrik von Ludwigsburg.

Nun zieht Amor einen Pfeil aus seinem Köcher, legt ihn auf seinen Bogen und schnellt ihn gegen die Mauer des Palastes, und wie der Pfeil die Wand erreicht, wird sie dünn und leicht und schwebt hinauf und ein Theater zeigt sich unsern Blicken.

Kennst du die Venus? fragt Asmodeus; ich will sie dich kennen lehren. Die Venus heißt Toscani, und es war vor drei Jahren anno 1760, als sie in Begleitung des berüchtigten Casanova und ihrer Mutter nach Stuttgart kam. Sie war eigens mit ihrer Mutter an den Hof gereist, um herrschende Maitresse zu werden. Es ist eine garstige Geschichte, die sogar der Teufel zu erzählen sich schämt, die bei dieser Gelegenheit Casanova berichtet. Daß sie ihren Zweck durchgeführt, kannst du jede Minute hören. Der Herzog kann sich trösten; er war doch hier wenigstens nicht, wie Casanova bezeugt, der zweite. Aber deswegen mußt du nicht glauben, daß sie dahier die Einzige ist; die Maitressen haben an diesem Hofe eine eigene Livree: blaue Schuhe, und hie und da

wird auch eine Schildwache vor ihre Wohnungen postirt.

Der Vorhang rollt auf. Ein Ballet von dem göttlichen Noverre mit der Musik Rodolphis eröffnet die Vorstellung. Die Tänze Noverre's sind mehr Pantomimen, die fortwährende Tableaux vorstellen, und wo jeder Sprung Bedeutung haben soll. Bei den größeren Balleten werden Programme herumgereicht, um dem Publikum das Verständniß der Tänze zu geben.

Dieser Noverre, stört mich Asmodeus in dem Anblicke der Damen Nency und Toscani, dieser Noverre hat ein großes Buch über den Tanz geschrieben, aber Württemberg muß seine Kunst theuer genug bezahlen; er kostet dem Lande jährlich soviel als eine kleine Armee, jährlich seine zehntausend Gulden zum Mindesten.

Wie gefällt Dir die Nency? fährt er dann weiter fort, indem er bemerkt, daß ich sie beobachte. Diese Engländerin steht auch im Solde des Herzogs. Hat sie nicht die Taille und die Figur eines Dragoners, und parole d'honneur! sie hat auch das Benehmen dazu. Ihre Mutter hat sie in ihrer Jugend schon verkauft, und jetzt ist sie eine der berühmtesten Tänzerinnen und eine der berüchtigsten

Courtiſanen Europa's. Sie hat die Madame Agatha abgelöſt, die zuletzt des Herzogs müde worden und auf einer Reiſe in Venedig ihren Abſchied erhielt. Sie und der Graf von Pappenheim, der ſie an den Hof gebracht hatte, wurden mit einander entfernt, als ſie der Herzog zuſammen im Garten ſah.

Baletti erſcheint. Welches Feuer in ſeiner Bewegungen, mit welcher Leichtigkeit ſchlägt er das Tambourin!

Er kann's auch thun für ein ſo ſchönes Landhaus und für die Freundſchaft des Herzogs, unterbricht Asmodeus meine Betrachtungen.

Auf Baletti folgte Lepi. Seinem intereſſanten Aeußern wußte er durch die Grazie ſeiner Haltung und das Schmachtende ſeines Spieles noch mehr Geltung zu verſchaffen; „er war der Bathylus ſeiner Zeit, ſo wie der Pylades derſelben Veſtris geweſen.“

Doch da iſt er ſelbſt „le diou de la danse.“

Alles war Auge bei der unvergleichlichen Anmuth und Gewandtheit, bei der Mannichfaltigkeit und plaſtiſchen Schönheit ſeiner Stellungen.

Auch eine merkwürdige Perſonnage und eine abſonderliche Familie, der Veſtris da mit ſeinen

Kindern! Stolz, als ob er ein Gott, kann er tanzen, als ob er ein Engel, und hat Scandale mitgemacht, als ob er ich selbst wäre. Die muß man Abends beisammen sehen; die freche Teresina mit ihrem Liebhaber regalirt von dem Gelde, das sie eben von ihm erschmeichelt; die bigotte Mutter und die nichtswürdige Violenta setzen sich um das Mahl herum, welches der Alte mit Anekdoten aus seiner theatralischen Laufbahn würzt, und das der verschwenderische August, der nicht allein ein großer Tänzer, sondern auch ein vortrefflicher Koch ist, bereitet hat. Sieh Dir ihn recht an, den großen Mann, der, wie er selbst von sich sagt, „die Wonne seiner Zeit, ein Mann aus Nichts, dessen Ruhm zu den Sternen steigt, den die Monarchen lieben, adeln, bereichern.“ Er und der König von Frankreich stehen so ziemlich auf einem Fuße, und mir einmal, ich sehe es kommen, sagt der spöttische Teufel, werden das Haus Vestris und das Haus Bourbon mit einander zerfallen. Wie kann aber auch der König von Schweden die Kühnheit besitzen, die Wiederholung eines anstrengenden Ballets zu verlangen! Doch der Krieg wird enden, die Königin wird sich in's Mittel legen und die feindlichen Mächte besänftigen.

Und daß er so tief hinabsteigt und den Herzog von Württemberg besucht, das muß ihm dieser theuer genug bezahlen. Für die achtzehn Monate, die unser Mann im Ganzen zu Ludwigsburg war, versteht sich in sechs Jahren, denn länger als ein Viertel=jahr auf einmal kann er's nicht aushalten, hat er nur baare vierzigtausend Gulden eingestrichen, nicht mitgerechnet ein Couvert von sechs Gerichten, das er von der Hoftafel, den herzoglichen Wagen, den er aus dem kleinen Stall hat, und die hundert Louis=d'or, die er für jede Reise vergütet bekam."

Unterdessen eilt das Ballet seinem Ende zu. Der fallende Vorhang sieht die ungeheuere Bühne voll von Figuranten und Figurantinnen, die, mit den herrlichsten Costümen geschmückt, Gruppen dar=stellen, in welchen Kunst und Natur Alles aufbieten, dem Auge zu schmeicheln.

Ja diese Figurantinnen, meint Asmodeus, die haben Recht; jede derselbe hat die Maitresse in der Tasche, um auf ein bekanntes Sprichwort anzu=spielen. Seide und Gaze, Sammt und Perlen werden übrigens nicht gespart, und was Geschmack anlangt, so hat's Carl Eugen so weit gebracht, daß meine lieben Pariser bei ihm in die Schule gehen müssen. Meister Boquet, der Costümezeichner der

Pariſer Oper ſitzt ſchon wieder da drüben und ſieht ſich den Schnitt ab, um ihn mit heim zu nehmen.

Die Oper „Dido" von Jomelli folgt. Metaſtaſio hat den Text dazu geſchrieben. Die Oper wird vom Componiſten ſelbſt dirigirt. Die Ouverture iſt in den gewöhnlichen drei Sätzen, allein die Genialität ihres Schöpfers weiß ſie dennoch durch geſchickte Wechſel zwiſchen forte und piano intereſſant zu machen. Der Charakter der Muſik iſt ſüß ſinnlich, angenehm erregend, ohne tiefere Empfindungen zurückzulaſſen. Dieſes Creſcendo und Diminuendo, welches Jomelli zuerſt in die Muſik eingeführt hat, übt faſt eine magiſche Kraft auf die Zuhörer; wenn der Ton wächſt, hebt ſich Mancher empor, und mit dem ſinkenden Tone läßt er ſich wieder nieder.

In Betrachtung des berühmten Componiſten verſunken, deſſen Ruhm Europa erfüllte, höre ich die Stimme des Asmodeus.

Den brauchſt Du nicht zu ſchildern, den hat Lavater gezeichnet, wiſpert er mir in die Ohren. Lies! Und ich leſe. „Ein Kopf, der allenfalls Genie iſt, wenigſtens ſein kann, wenig ruhiger, forſchender, ſtill auseinanderleſender Verſtand, mehr Feuer als Genauigkeit, mehr Pomp

als Eleganz, mehr hinreißende Gewalt als sanft-anziehende Zärtlichkeit, die Stirne nicht schwer suchend, vorergreifend. Muthiges, festfassendes, ganz zurückgebendes Auge; Nase ohne Adel und Feinheit; Mund voll sinnlichen Gefühls; Kraft unter'm Munde, Reichthum und Ueberfluß, leicht zurückgegebene Gefühle am Kinn."

„Nur noch ein Geschichtchen zu dieser Physiognomik. Der Maestro soll schon Jemand erstochen haben. Die Welt sagt's. Das ist so ein eignes Ding um die Künstlerleidenschaft. Die Oper des Portugiesen Terradella gefiel in Rom und Jomelli's Armide wurde ausgepfiffen; jedenfalls hat das unsern Meister gewurmt, und da hat denn irgend wer den Terradella mit einem Dolch für immer zum Schweigen gebracht." —

Die Musik und der Gesang, beide fesselten zu gleicher Zeit das Ohr, während die Handlung den Verstand, die reiche Dekoration das Auge gebannt hielten. Im Orchester sitzen lauter Virtuosen; da ist Rodolphi, ein eben so geschickter Componist als trefflicher Hornbläser; der Livorneser Nardini, jener ausgezeichnete Geiger, dessen Adagio's zu Aller Herzen sprechen; man glaubt nicht mehr die Stimme eines Instrumentes, man meint die sanftesten, ge-

wimmendſten Töne einer Sängerin zu hören, wenn ſein Bogen leicht und gewandt über die Saiten dahinfährt. Neben ihm ſitzt Lolli, der Bergameſer. Sicherlich nicht lange können dieſe beiden Rivalen mit einander gut thun. Sanft wie Nardini's iſt ſein Spiel kräftiger und phantaſtiſcher wie das ſeines Nebenbuhlers.

Ja der drückte Nardini fort; ein ganzes Jahr lang hat er ſich eingeſchloſſen, nachdem er einmal ſeinen Rivalen gehört, um ihm gleich zu kommen. Ja ſpielen kann er; aber Geſchichtchen, Geſchichtchen, lachte Asmodeus, ließen ſich da erzählen, wenn ich die duftigen billets-doux alle recitiren und ihre Schreiberinnen nennen wollte, die Monſieur Lolli ſo ein Jährchen durch erhielt. Siehe nur, dieſe Dame dort, ſteht nicht in ihrem ganzen Geſichte geſchrieben: Wie ſchön iſt der! Und blicke einmal jene an, der wird ſogar das Auge feucht, wenn der „Luftſpringer“ mit ſeinen Händen auf dem Griffbrett dahin fährt und unter ſeinem Bogen Phantaſieen erklingen, ſo wild, ſo bizarr und ſo mächtig ergreifend, daß ſie Allen den Verſtand wegſingen und zu Muthe machen, als hätten ſie von dem Trank meiner Großmutter gekoſtet. Es iſt freilich kein Wunder, wenn Alles durch ihn närriſch wird, iſt er doch ſelbſt ein Narr oder, um mit ſeinen eigenen

Worten zu reden: Wir ſind in Bergamo alle geborene Narren und ich bin einer der erſten unter ihnen. Doch nicht allein närriſch ſpielen, auch närriſch ſchwätzen kann er Einen, der Geiger; denn er iſt bei alldem fein und hat Manieren. S'iſt halt ein Original. Aber da ſitzt neben dem Italiener ein Deutſcher, Florian Teller, ein luſtiger Kumpan, der es nicht mit den Salons, ſondern mit den Kneipen zu thun hat und ſich die Begeiſterung zu ſeinen Compoſitionen am liebſten aus einer, manchmal auch aus mehreren Flaſchen Wein holt. Dann geht es aber auch beſſer und geſchickter, wenn er als eine ganze Nacht in den Partituren geblättert und ſtudirt hat, die wie Mauern mannshoch um ſein Bett herumſtehen. Huſch! fliegt die Hand über das raſtrirte Papier weg und allerliebſte Notenköpfchen gucken aus ihm hervor und ſingen ſo ſchöne Sachen, daß, wenn's nur Einer einmal gehört hat, es ſchon die ganze Stadt kennt; Einer ſpielt's, pfeift's, leiert's, ſingt's dem Andern nach. Der Rattenfänger von Hameln war ſo eine Art Teller, und wenn ich einmal die Lieferung für die Unterwelt bekomme, ſchaffe ich mir einen Orpheus an, der Teller'ſche Compoſitionen vortragen muß, um mir brav Seelen herbeizulocken.

Du denkst: „Da hat doch einmal ein Deutscher Glück gemacht", plauderte Asmodeus weiter, indem er richtig die Worte meiner Gedanken gelesen. Du irrst dich; der stirbt noch im Elend, ganz wie's einem deutschen Componisten gehört, im Krankenhaus, bei den barmherzigen Schwestern; der Gerstenberg unter den Musikern, wie man ihn nennt, hätte in München den hungrigen Ugolino in Musik setzen können."

Und weiter sitzen in der Reihe der Virtuosen die Spanier Plas, Meister auf der Oboe. Siamesische Zwillinge würde man im neunzehnten Jahrhundert sagen, wenn man die Liebe der beiden Brüder und ihr Zusammenspiel hören würde. Die Verschwisterung der Töne, das Schwellen und Sinken derselben hat Niemand auf diesem Instrumente besser ausgedrückt als sie. So wie ihr Spiel haben ihre Compositionen etwas unbeschreiblich Anmuthiges, das zu Aller Herzen dringt. Mitten in einem reizenden Solo, welches sie begonnen, grinzte mich Asmodeus an.

Was willst Du?

„Ich sehe den hippokratischen Zug an dem einen Bruder"

Und der andere?

Wird dann in Spanien verdorren.

An die Plas reiht sich Spat, Sämann, und so

geht's fort alle die Muſikpulte hinunter, wie ſie im Orcheſter aufgeſtellt ſind.

Würdig des Orcheſters ſind die Sänger und Sängerinnen. Beſonders erregte das Entzücken des Publikums Madame Maſi und Aprile, der Kaſtrat, der die Bewunderung ſeiner Zeit erregt; ſein Vortrag iſt immer neu und dieſelbe Arie erſcheint in jeder Wiederholung anders durch die geſchmackvolle Ausſchmückung, die er ihr zu verleihen verſteht.

„Heut iſt's einmal recht voll im Theater, das wird dem Herzog gefallen, meinte Asmodeus; denn obwohl freier Eintritt iſt, hat doch bis jetzt der deutſche Magen die ſchönen italieniſchen Sächelchen noch nicht recht hinunterſchlucken wollen, da wird denn auf's Commando das Theater gefüllt und ganze Compagnieen Soldaten marſchiren auf Ordre in Civilkleider geſteckt in's Parterre, wo ſie ſich manchmal, während ſie die Fußkünſteleien Lepi's und Balletti's bewundern müſſen, ihre Füße erfrieren. Der Herzog ſelbſt ſpielt im Theater Theater; er iſt überall und nirgends; bald auf der Gallerie, bald im Parterre, bald im Orcheſter bei den Muſikern, mit denen er über Kunſt ſchwätzt, und bald in den Balkonlogen bei den Damen du jour. Am vollſten noch iſt das Haus, wenn ein großes Spektakelſtück

losgelassen wird, so eine Kriegsaffaire; da werden hinten die Thüren der Bühne geöffnet und halbe Reiterregimenter in's Gefecht geführt. Das ist doch etwas, was die ganze Welt verstehen kann."

Der Vorhang rollt herunter, und die Gesellschaft verfügt sich in einen andern Saal, um von hier aus das Feuerwerk in Augenschein zu nehmen. Das verlegene Gesicht des Herzogs, die verlegneren seiner Gäste, das Lachen des Asmodeus und der finstere Himmel, der zuweilen einzelne Regengüsse schickt, zeigen nur zu deutlich, daß es kein Wetter für ein Feuerwerk sei; aber es war gemacht, und der verzweifelte Genovini, der seinen ganzen Ruhm in dasselbe gesetzt hat und nun doch einmal zeigen will, daß er seinen bedeutenden Gehalt, den er jährlich bezieht, auch verdient, muß bongré malgré dasselbe abbrennen.

„Da verpuffen zweiundfünfzig tausend Gulden, ohne daß sie, wie es doch sonst die Liebhaberei des Herzogs ist, nur einen Glanz von sich geben," rief mir Asmodeus zu, während die Raketen, Sonnen und Rosen, halb verlöscht, einzelne Funken entsenden.

Um drei Uhr früh fuhr der Hof nach Stuttgart zurück; den fürstlichen Gallawägen folgte in beschei-

dener Entfernung eine Equipage, die gleichfalls aus den herzoglichen Remiſen genommen war. „Weißt Du, wer darin ſitzt? fragte mich Asmodeus. Ein dicker, wohlbehäbiger Mann iſt's, der Hiſtoriograph der Württemberger Geburtstags- und Namenstags-feierlichkeiten, Monſieur Uriot. Ich ſtehe dafür, daß er über das heutige Feſt ein ganzes Buch ſchreiben wird."

Noch ſieben Tage lang währte der Feſtestaumel. Am erſten Tragödie; Voltaire's Zaïre ergötzte die, welche eben Franzöſiſch verſtanden; ſchon glänzte Mademoiſelle Du Gazon an dem Theater- wie an dem Maitreſſenhimmel der württembergiſchen Haupt-ſtadt; und wer es überſah, daß ſie das R nicht aus-ſprechen konnte, wer durch die Energie und Kunſt der Darſtellung ſich für die innere Wärme entſchä-digen ließ, die ihr durchaus mangelte, konnte in ihr eine große Schauſpielerin finden. Caſanova war einmal ſo galant, ihr in einer Nacht um einen ein-zigen Kuß alle Worte mit R aus ihrer Rolle mit andern zu vertauſchen; der Schalk wußte wohl, daß er dadurch allen Dramendichtern, denen das Un-glück beſchieden, eine Partie in ihrer Dichtung durch Mademoiſelle Du Gazon oder, was ſie ſpäter war, Madame Veſtris, vertreten zu ſehen, einen argen

Streich ſpielte, denn nun wollte ſie jedes R aus der Sprache verbannt wiſſen.

Uebrigens ging ſeit vier Jahren zum Erſtenmal wieder ein Trauerſpiel über die Stuttgarter Bühne. Der Herzog liebte dieſe Art von Dramen nicht.

Tags darauf große Jagd und Concert; auf einer Anhöhe bei Degerloch hatte man einen See graben müſſen, und ringsum waren die Bauern aufgeboten worden, um fünf tauſend Stück Wildpret in ein eignes hierzu errichtetes Gebäude zuſammenzutreiben. Einzeln durch eine Thüre wurden ſie herausgelaſſen; die Jäger ſtanden und warteten auf das arme Opfer des edlen Weidwerks, und wenn es dann getroffen ſich zu retten ſuchte, ſtürzte es in den See, auf dem ſieben ſchön geſchmückte Gondeln herumſchwammen.

Große Oper am andern, großer Ball am zweiten, Concert am dritten, Ballet am vierten bis endlich ein großes Carouſſel am fünften Tage, an dem Alles Antheil nahm, was auf den Namen eines Cavaliers Anſpruch machen konnte, die Feier beſchloß.

18. Das Land.

„Wer bietet mehr!“ Vor einem ſtattlichen Hauſe in Ludwigsburg ſteht das Volk in dichten Haufen; man drängt ſich dort wie auf dem Jahrmarkte zu Schramberg im Schwarzwalde, und bis in den zweiten Stock hinauf reiht ſich auf den Treppen Mann an Mann. „Wer bietet mehr!“

Es iſt hier großer Ausverkauf. Der Verkäufer heißt Lorenz Wittleder; die Waaren ſind die Aemter in dem geſegneten Lande Württemberg.

Wir ſind im Verlaufe unſrer Darſtellungen der Schmach des Dienſthandels ſchon mehrmals begegnet. Einmal als er von einer unwürdigen Buhlerin, das zweitemal als er von einem habſüchtigen Juden betrieben wurde. Aber ſolche Höhe der Schande, einen ſolchen Grad von Schamloſigkeit, mit der man feilſchte, erpreßte, die Profitchen theilte, offen und ohne Scheu verfuhr, hatte er noch nie erreicht, wie dießmal, wo er von Herzog Karl, Montmartin und Wittleder en compagnie betrieben wurde. Der Entrepreneur, um bei dem techniſchen Ausdrucke zu

bleiben, war letzterer, Kirchenrathsdirektor des Herzogthums Württemberg.

Als im Jahre 1748 der Herzog an der Seite seiner Gemahlin die Truppen die nach dem preußischen Exerzitium eingeübt wurden musterte, stand, wie wir wissen, der Lieutenant Wittleder in der von Larischen Compagnie. Früher Thüringer Handwerksbursche und dann preußischer Korporal hätte der Lieutenant mit seinem Schicksale zufrieden sein können, aber sein Ehrgeiz strebte höher.

Im Militär war ihm, dem Bürgerlichen und obendrein Unwissenden, die Aussicht auf Carriere so ziemlich verschlossen. Versuchen wir es in einer andern Branche, mochte er denken, und richtig brachte er es noch in demselben Jahre dahin, zum kirchenräthlichen Pfleger in Gültstein ernannt zu werden. Noch besser wurden seine Aussichten, als ein adeliges reiches Fräulein in seiner Nachbarschaft sich von ihm entführen ließ und nach kurzer Ehe die Gefälligkeit hatte, zu sterben und ihm ein bedeutendes Vermögen zu hinterlassen. Nun ging das Avancement rasch; besonders da man bereits in seiner niederen Stellung die gehörige Befähigung zu dem damaligen Raub- und Erpressungssysteme in ihm entdeckt hatte. Bald

wurde er Expeditionsrath und Verwalter des Kirchenkastens, das ist des gesammten württembergischen Kirchenvermögens. Damals ging der Herzog gerade mit dem Plane um, die Besoldungen der italienischen Sänger und Sängerinnen, die denn auch zuweilen bei dem Gottesdienste mitwirkten, der Kirchenkasse aufzubürden. Der Direktor sträubte sich dagegen, Wittleder denunzirte ihn und erhielt als Belohnung — seine Stelle.

Der olim Gerbergeselle und Korporal war noch nicht lange in seiner neuen Funktion, als er schon bewies, daß man sich in ihm nicht geirrt hatte. Eine Summe von viermalhunderttausend Gulden war gegen gute Sicherheit von der Kirchenverwaltung ausgeliehen worden. Carl bedurfte diese Summe, und der Direktor machte daher seinen Räthen den Vorschlag, sie zu kündigen und dem Herzoge zu leihen. Die Kirchenräthe vernahmen mit sauren Gesichtern die Proposition. Sie wußten wohl, daß ein dem Herzog gemachtes Darlehen, mit dem Volke zu reden, am Nimmermehrstage zurückbezahlt werden würde; aber sie wagten nicht zu protestiren, zuckten die Achseln und schwiegen. Nur einer unter ihnen hatte den Muth, offen und gerade seine Meinung zu sagen. Der brave Sohn des braven Vaters, Carl Moser,

fürchtete ſich nicht, obgleich gerade er am meiſten Urſache hatte, Beſorgniſſe zu hegen, wenn er an den geliebten Greis dachte, den der Kerker von Hohentwiel umſchloſſen hielt. Der Proteſt Moſer's hatte in dieſer Angelegenheit zwar, wie natürlich, keine Folge, für ihn ſelbſt aber die, daß er kurze Zeit darauf ſeine Entlaſſung erhielt. Und damit allein nicht zufrieden, verhinderte man ihn ſogar, in fremde Dienſte zu treten. Erſt nach vier Jahren wurde ihm durch das Urtheil des Reichskammergerichts Gerechtigkeit und ſein bis dorthin verfallener Gehalt.

Wittleder, der große Handelsmann Württembergs, ſitzt im ſchwarzſeidenen Ornate in ſeinem Amtszimmer zu Ludwigsburg. Die geiſtliche Kleidung ſticht grell ab mit dem rohen Ausdrucke der Züge ſeines kupferrothen Geſichts, mit den gemeinen und brutalen Manieren, die ihm eigen ſind. Vor ihm liegen Briefe und Aktenſtöße. Er hatte noch nicht lange in ihnen geblättert, als ein herzoglicher Lakei ein Schreiben der Durchlaucht überbrachte. Es lautete: „Mir wär's lieb, wenn bald wieder einige rechte Poſten ſich meldeten; könnt's wohl brauchen, beſonders zum Bauweſen auf der Solitude.“ Er kann's immer brauchen, brummte Lorenz in ſich hinein, aber Halbpart muß er ſich denn doch ge-

fallen lassen. Er griff zur Schelle und die Audienzen begannen.

Käufer an Käufer kamen und gingen. Die zum ersten Male mit ihren Angeboten erschienen, durften nicht hoffen, sobald handelseinig zu werden, denn Wittleder war ein guter Steigerer, der so lange zögerte, als er noch Hoffnung hatte, einen Gulden mehr zu erhaschen. Seine Verfahrungsweise war dann die, wie wir sie jetzt sehen. Mit plumper Freundlichkeit ergreift er den Kundmann vertraulich am Arme und eröffnet ihm, es thue ihm leid, aber der und der habe bereits mehr geboten, und wenn er nicht wenigstens dieselbe Summe daran wagen könne, müsse er schon dem Andern den Vorzug geben. Der Kandidat schweigt, rechnet bei sich im Stillen, findet es unmöglich, größere Opfer zu bringen, blickt auf das lauernde fühllose Gesicht Wittleder's, seufzt und — schlägt ein. Es wird nun doch wohl Jemand das Fehlende vorschießen, denkt der Bewerber, und vergißt, daß er bei der kargen Besoldung hiedurch den Grund zu einer Reihe von Verlegenheiten gelegt, die von nun an über ihn und seinen Hausstand hereinbrechen.

Dabei stand Lorenz, um mit den Ausdrücken eines seiner Helfershelfer, des Kabinetssekretärs Gegel,

zu reden, niemals wie ein anderer Kaufmann für die Dauer oder Haltbarkeit seiner Waaren gut. Er ging noch weiter. Er verkaufte morgen noch einmal, was er bereits gestern zugeschlagen hatte; Niemand war in seinem Amte sicher, jeden Tag konnte die Post das lakonische Briefchen bringen: „Seine Durchlaucht haben sich bewogen gefunden, Ihn zur Ruhe zu setzen", und damit war dem treuen, im Dienste ergrauten Beamten mit Frau und Kindern der Stuhl vor die Thüre gestellt. Von Pension war natürlich keine Sprache. Es galt noch als eine Gunstbezeugung, wenn man den Beamten, für dessen Stelle sich ein Liebhaber gemeldet, bei Zeiten davon in Kenntniß setzte, damit er mit einigen hundert Gulden mehr den Concurrenten ausstechen konnte.

Aemter aller Art, hohe und niedere, Staats- und Gemeinde-Aemter konnte man in Wittleder's Bude erstehen. Sogar der Nachtwächters- und Fallmeistersdienst fehlten nicht in seinem Waarenverzeichnisse. Bestimmte Preise gab es keine, je mehr je besser war das Losungswort, und das Vermögen des Käufers die Elle, die man beim Messen brauchte. „War der Käufer reich", berichtet Gegel, „so waren alle Güter im Preise erhöht, wenn sich gleich öfters

werthloſe Ladenhüter darunter befanden.“ Auf Befähigung, ja ſogar auf das Alter des Dienſtkäufers wurde nicht geſehen; der Herzog ſelbſt ſagt in einem Briefe an Wittleder: „Obwohl er nicht viel Talente hat, ſo iſt er doch ein ehrlicher Mann, und viertauſend Gulden eine ſchöne Summe Geldes.“ Man machte den Dummkopf zum Rath, Unteroffiziere zu Verwaltern, Jägerburſche zu Expeditionsräthen und ſogar Knaben zu Oberamtleuten. Dieß veranlaßte einen Spottvogel, einen Bruder Langohr, der den Zettel mit den Worten: „Ich ſuche einen Dienſt“ um den Hals trug, an Wittleder's Haus anzubinden. Die Magd, welche Morgens die Thüre öffnete, war ſehr erſtaunt, ſo frühe ſchon einen ſo gelehrten Dienſtcompetenten anzutreffen, und weil es ſich für eine Magd nicht geziemt, dem Herrn einen Kunden ungehört fortzuſchicken, ſo hielt ſie es für gut, da ſich der Käufer nicht vorführen laſſen konnte, die Supplik ihrem Herrn in des Eſels Namen zu überreichen. Die Magd hatte vielleicht nichts ſo ſicher geglaubt, als daß er einen Dienſt erhalten würde, allein Competent wurde mit Entrüſtung abgewieſen, wahrſcheinlich weil er über die zu gebende Summe ſich nicht beſtimmt erklärt hatte.

Wenn es an feilzubietenden Dienſten fehlte, ſo

ſchuf man neue; das Uebel der württembergiſchen Schreiberherrſchaft, welches bis auf dieſe Stunde noch nicht völlig ausgerottet iſt, wurde hiedurch begründet. Es kam ſo weit, daß die Kanzlei drei und vierfach beſetzt war, und ein Collegium, in dem ordnungsmäßig acht Räthe beſchäftigt waren, deren vierundzwanzig zählte. Die Sekretariate wurden ſo überzählig, daß die ihnen angewieſenen Lokale nicht mehr reichten und im Prinzenbaue neue eingerichtet werden mußten. Man bedachte dabei nicht, daß, abgeſehen von der Immoralität dieſes Handels, er auch in finanzieller Beziehung große Nachtheile brachte, indem des augenblicklichen Gewinns willen die Zahl der Beſoldungen in's Ungeheuere und zuletzt der Art ſtieg, daß ſie den vierten Theil aller herzoglichen Revenuen wegnahmen. Spekulativer war die andere Maßregel Wittleder's, für gewiſſe Gewerbe Privilegien zu creiren; ſo zwang man, um nur eines aufzuführen, ganze Ortſchaften, bei beſtimmten, patentiſirten Müllern mahlen zu laſſen. —

War man Handels einig, ſo mußte der Käufer folgenden Schein ausſtellen: „Wenn Se. herzogliche Durchlaucht unterthänigſt Unterzogenem N. N. Bedienung gnädigſt zu conferiren geruhen werden, ſo offerirt ſich derſelbe zu unterthänigſten Ehren die

Summe von N. N. Gulden ſogleich baar zu bezahlen. In Urkund dieſer eigenhändigen Unterſchrift."

Von dieſer Summe hatte der Kirchenrathsdirektor in der Regel ein Zehntel — dem Klerus gebührt ja der Zehnt — öfters den vierten, zuweilen aber auch bei weitem den größten Theil, wie er denn einem Bewerber einſt ſchrieb: „Wenn Er mir viertauſend Gulden gibt und dem Herzoge fünfhundert, ſo kann Er das Dekret abholen."

Wollte endlich Jemand, ehrlich genug, den geraden Weg gehen und ſeinen Verdienſten eine Stelle danken, ſo waren des Direktors Gehülfen bald hinter ihm drein. Ungefähr folgendes Briefchen lag für ſolche Fälle ſchon bereit. „Ich höre, Sie ſuchen eine Stelle; finden Sie ſich nur ohne Verzug bei mir ein, dann brauchen Sie keine Supplik an den Herzog, die Sache ſoll gleich abgemacht ſein", und ſelten hatte Jemand den Muth, dieſe unzweideutige Einladung auszuſchlagen, was überdieß ein Riegel für jedes fernere Fortkommen geweſen wäre.

Wie wir hier ein Spiegelbild der Süßiſchen Periode gegeben haben, ſo laſſen ſich noch mehrere Parallelen zwiſchen beiden unglückſchweren Verwaltungen ziehen. Selbſt Einzelne der Männer tauchen wieder auf, welche in der Camarilla des jüdiſchen

Finanzministers Sitz und Stimme gehabt. Jener Hallwachs, der in der verhängnißvollen Todesnacht Carl Alexander's mit Mühe den Händen des Pöbels entraun, war nach Württemberg zurückgekehrt, und sein Projekt, gegen Erlegung einer Taxe die Trennung der Lehensgüter zu gestatten, fand „favorable" Aufnahme. Auch jüdische Monopolisten fangen wieder an, bedeutende Rollen zu spielen. Nathanael Seidel aus Bayreuth prangt bereits in Amt und Würde als württembergischer Staatsdiener. Er ist wirklicher Rentkammer-Expeditionsrath und Münzdirektor. Der Salzhandel wurde an die Brüder Aaron und Elias Seligmann aus Leimen in der Pfalz verpachtet. Sie begründeten den ersten Flor der Familie Seligmann, die nun unter dem Namen von Eichthal sich zu dem Adel Bayerns zählt.

Nathanael Seidel wiederholte die Münzmachinationen seines Vorgängers. Wie er, so ließ auch dieser das Geld devalviren, war aber schlau genug, es in's Ausland zu schicken. Namentlich waren seine Fünfzehnkreuzerstücke überall berüchtigt, und als eine Sendung hievon in der Pfalz ankam, ließ Carl Theodor sie in Mannheim geradezu konfisziren. Der Herzog machte zwar Vorstellungen und schickte Gegel zum Churfürsten, doch vergebens. Das Silber zu

der Münze lieferte Seidel ſelbſt, und obwohl er hierin gewiſſenhaft und, wie behauptet wird, ehrlich verfuhr, brachte er es doch in kurzer Zeit ſo weit, daß er, der in einem abgetragenen Kleide in Württemberg erſchienen war, binnen ſechs Jahren ſich ein ſo großes Vermögen erworben hatte, daß er damit ein ganzes Dorf für einmal hundertzwanzigtauſend Gulden kaufen konnte.

Das war dem Herzoge zu viel, und daher wurde Seidel eines Morgens nach Ludwigsburg citirt, wo Carl, ohne viel Umſtände zu machen, ein Darlehen von fünfzehntauſend Gulden verlangte. Vergebens waren die Ausflüchte des Juden. Der Herzog ließ ſich nicht abweiſen, und alles, was Seidel erlangen konnte, waren zwei Stunden Bedenkzeit. Nathanael eilte nach Hauſe. Kaum dort angelangt, überraſchen ihn herzogliche Huſaren, zwei Mann mit bloßen Säbeln poſtiren ſich vor die Thüre, zwei in's Zimmer. Als er hierauf vorſtellte, daß er das Geld ſo zu Hauſe eingeſchloſſen auf keine Weiſe aufbringen könne, erhielt er zweimal vierundzwanzig Stunden Friſt, während welcher ihn ſeine Bedeckung keinen Schritt außer Augen ließ, bis er endlich das Zwangsanlehen geleiſtet.

Da dieſe Manipulation ſo trefflich gelungen,

verſuchte ſie der Herzog bald wieder. Man drohte dem Juden mit einer Kriminalunterſuchung, wenn er dießmal nicht mit vierundzwanzigtauſend Gulden herausrücke, und die unvermeidlichen Huſaren erſchienen abermals. Seidel verweigerte die Zahlung und verlangte die ſtrengſte Unterſuchung. Allein auf einen Kriminalprozeß war es ja gar nicht abgeſehen. Man hielt ihn ſo lange gefangen, bis er mürb wurde, und, jedoch unter der Bedingung der Dienſtentlaſſung und eines freien Abzuges, auch dieſe Summe erlegte. Kaum war er frei, ſo beeilte er ſich, ein Land zu verlaſſen, in dem er zwar ein hübſches Vermögen erworben, aber auch ſo viele Angſt hatte ausſtehen müſſen. Ob bei den Brüdern Seligmann dasſelbe Schröpfſyſtem angewendet worden, konnten wir nicht ausfindig machen; doch läßt ſich dieß bei dem Vortheile, den das Salzmonopol gewährte, allerdings ſchließen. Früher hatten die Gemeinden den Salzhandel, und dieſe Verpachtung koſtete dem Lande auf die Dauer des Vertrags über vier Millionen. Das Lotto, welches Carl am Anfange ſeiner Regierung abgeſchafft, wurde nun auch wieder eingeführt ja Gemeinden, Zünfte und fromme Stiftungen genöthigt, an dem unheilvollen Glückſpiele Theil zu nehmen. Der Landſchaft offerirte man

zweihundert Loose als Antwort auf ihre Klagen über dieſe Beutelſchneiderei, und als ſie natürlich dieſelben „allerunterthänigſt“ refüſirte, mußte ſie wenigſtens dulden, daß in ihrem Gebäude die Ziehungen ſtatt fanden.

Nun, und da ſogar trotz aller dieſer Finanzkunſtſtückchen ein neuer, den ſtändiſchen Beitrag auf faſt anderthalb Millionen erhöhender Militärplan, natürlich nur „zur wahren Wohlfahrt, Flor und Aufnahme Württembergs“ auf's Tapet gebracht wurde, glaubte der ſtändiſche Ausſchuß keine Zeit mehr mit unnützem Widerſpruche und „wehmüthigen“ Klagen verſäumen zu dürfen, und unternahm zwei Schritte von der höchſten Wichtigkeit. Er berief ſich auf einen Landtag und recurrirte unterdeſſen an den Kaiſer.

Carl fühlte, daß er in das Verlangen des Ausſchuſſes, einen Landtag zu berufen, willigen müſſe. Allein dem ungeachtet entſagte er ſeinen Plänen nicht. Nicht die Frage, *ob* die Militärſteuer aufgelegt, ſondern *wie* ſie aufgebracht werden ſolle, machte er zum Berathungs-Gegenſtande der Stände, die man auf alle mögliche Weiſe einzuſchüchtern ſuchte. Montmartin war raſtlos thätig. Mit ſämmtlichen Abgeordneten wurde tête à tête unterhandelt und Lockm-

gen und Drohungen nicht verschmäht, um sie an „Animositäten und Violenzen“ zu verhindern. Besonders suchte man sie dahin zu bringen, den Schritt bei dem Kaiser „zu redressiren.“ Den landschaftlichen Consulenten Hauff, einen der gewichtigsten Männer, nahm der Minister ganz besonders in's Gebet; mit aufgehobenem Finger bedeutete er ihm, er werde wissen, durch wen er auf diesen Posten gekommen; wenn man fortführe, solche Nebenwege zu betreten, würde sie die Hand des Herrn schwer drücken und selbstgefällig meinte er, so lange er Serenissimo zur Seite stehe, solle diesem kein Haar gekrümmt werden, vielmehr werde derselbe mit gloire herauskommen.

Der Landtag begann sein Wirken damit, die Beschwerden, die von allen Theilen Württembergs einkamen, zu sammeln und zu rubriziren. Dieß behagte dem Herzoge nicht, und er schickte deshalb nach kaum zweimonatlicher Diät die Deputirten nach Hause.

Während man aus der nun erfolgten Zurücknahme der Militärsteuer — der größere Theil war freilich schon eingetrieben — im Lande auf einige Besserung der Verhältnisse schließen wollte, verbreitete auf einmal das Gerücht, Carl werde mit Umgehung der Landschaft das Projekt seines Vorgängers,

eine allgemeine Vermögenssteuer, einführen, Angst und Schrecken durch ganz Württemberg. In Eßlingen, sagte man sich, würde bereits die Instruktion gedruckt, Amtsversammlungen würden anberaumt werden, denen man das Reskript, natürlich nur zum Scheine, denn auf dessen Billigung konnte man bei dem Einflusse der herrschaftlichen Diener wohl sicher zählen, zur Zustimmung vorlegen wolle. Und es war so. Die beiden Geheimräthe Georgii und der ältere Ring, geachtete Männer, auf welchen bis jetzt noch die Hoffnung der Rechtschaffenen geruht, nahmen plötzlich, vom Minister mit diesem Plane überrascht, der „ausgeführt werden müsse", ihre Entlassung. Die Oberamtsleute bearbeitete der Herzog selbst. Auf seiner Frühjahrstour durch das Land sparte er keine Kunst der Ueberredung, sie willig zu machen, und auch auf das Volk suchte er einzuwirken, das aber, schon zu oft getäuscht, dießmal gegen das gewinnende populäre Wesen Carl's kalt blieb. Desto wärmer wurden dagegen die Beamten; Comerell, der Oberamtmann zu Kirchheim, gerieth dermaßen in Entzücken, daß er in einer Anrede an den Minister in die Worte ausbrach: "Dieß ist der Tag, den der Herr gemacht hat, lasset uns freuen und fröhlich sein." Was Comerell aus dem Bibli-

schen also übersetzen mochte: „Dies ist der Tag, an welchem ich zum Geheimrath reif werde", eine Uebersetzung, die auch nicht Lügen gestraft wurde.

Anders benahm sich der Oberamtmann von Tübingen, Regierungsrath Huber. In Gegenwart des Herzogs erklärte er, daß er der gegebenen geheimen Instruktion, bis zum Zusammentritte der Amtsversammlungen den Magistraten den ganzen Plan zu verheimlichen, als seinen Pflichten zuwider, nicht Folge leisten könne. Umsonst versuchte es Montmartin, ihn zu überreden. „Ich werde meine Pflicht thun als redlicher Beamte" war seine letzte entscheidende Antwort.

Er that sie. Am letzten März 1763 fand die Amtsversammlung in Tübingen statt. Huber ermahnte sie, ohne Rücksicht auf seine Person, nur der Pflicht zu gedenken, die sie dem Lande schuldig sei. Sie gedachte ihrer, und der Steuerplan wurde verworfen. Bebenhausen, Sulz, Calw und noch mehrere Amtsbezirke, selbst Stuttgart, thaten dasselbe, und auf diese Beispiele hin widerriefen andere die bereits gegebene Einwilligung. Maßlos war der Zorn des Herzogs, als er auf einen so unerwarteten Widerstand in allen Theilen des Landes stieß. An ihn abgeordnete Bürger, welche es wagten, vom

Vaterlande zu reden, warf er zornschnaubend die schon oft von ihm gebrauchte Phrase hin: „Was Vaterland, ich bin das Vaterland“ und drohte ihnen mit den schärfsten Strafen. Diese blieben auch nicht aus, zumal als man sich sogar an vielen Orten weigerte, die nach dem alten Plane ausgeschriebenen Steuern zu entrichten.

Executionen drangen in die widerspenstigen Orte, deren noch so gegründete Entschuldigung nicht gehört wurden. Tübingen wurde förmlich in Belagerungsstand erklärt und vollständig militärisch besetzt. Grenadiere mit gezogenen Säbeln waren in der Oberamtei postirt, auf dem Markte standen sie mit geladenen Gewehren und Husaren sprengten durch alle Straßen. Der Bürgermeister Steub, zwei Glieder des Rathes, Kaufmann Lenz, der Chirurgus Rapp und der kranke Huber wurden in eine Kutsche gebracht; zwanzig Grenadiere zu Pferd vor, zwanzig hinter dieselbe postirt und fort ging's auf dem Wege nach Ludwigsburg. Wehe dem Bürger, der sich am Fenster zeigte, um die wackern Männer scheiden zu sehen, er stand in Gefahr, von der Soldateska niedergeschossen zu werden. Oberstlieutenant von Vizthum, der den Zug kommandirte, entblödete sich nicht, die Unglücklichen durch wohlfeile Beleidi-

gungen zu kränken. Rohe Flüche, die Worte Spitzbuben und Rebellen, massakriren und todtschießen saßen beständig auf seiner Zunge. Als man sich Stuttgart näherte, luden die Soldaten ihre Gewehre; sie fürchteten den Widerstand der Bürger. Eine Stunde über dasselbe hinaus trennen sich die Straßen nach Ludwigsburg und dem Hohenasperg. Es wurde Huber freier um's Herz, als der letztere Weg eingeschlagen wurde, denn ihm bangte weniger vor der Festung als vor dem Grimme des erzürnten Gebieters. Auf Hohenasperg fand er Theilnahme und Freunde. Dem Benehmen Vizthum's entgegengesetzt waren es zumeist Offiziere, die ihm hier jede Erleichterung gönnten, die sich mit ihren Pflichten vereinigen ließ.

Dieß war der Höhepunkt von Carl's Gewaltschritten und Montmartin's Tyrannei. Die Stände reichten nun förmliche Beschwerde bei dem Kaiser ein, und der Gesandte desselben sowie die der drei Mächte, welche die Reversalien Carl Alexander's garantirt hatten: der hannöverische Geheimrath von Ulpheim, der dänische, Baron von Eyb, und der Staatsminister von Schulenburg von Seite Preußens hielten es nun an der Zeit, auf diplomatischem Wege gegen die Fortsetzung dieser Willkürherrschaft zu warnen. Während so in den höchsten Kreisen

das Verhältniß ein gespanntes wurde, da und dort spitze Reden fielen, und endlich es so weit kam, daß der Herzog seinen Geheimräthen den Umgang mit den fremden Gesandten förmlich verbot, war die Gährung im Volke fortwährend gewachsen, und abermals wie zur Zeit des Süß suchte es sich in beißenden Satyren und Schmähschriften aller Art Luft zu machen. Der Herzog selbst wurde nicht geschont, und besonders Gegel, ein untergeordnetes, charakterloses Werkzeug Montmartin's, der mit der Steuereintreibung beauftragt war, hart mitgenommen. Man apostrophirte ihn:

„Gegel,
Flegel,
Fahr' zum Teufel!
Ohne Zweifel
Wird er dich holen,
Weil du Fürst und Land bestohlen."

Der diplomatische Verkehr mit Preußen wurde noch durch eine andere Angelegenheit verbittert. Es betraf dieß Elisabeth Sophie, die unglückliche Gemahlin des Herzogs, und auch uns dürfte eine Erinnerung an dieselbe interessiren. Die Tochter des Markgrafen von Bayreuth mußte es entgelten, daß

ihr Vater den allmächtigen Minister Württemberg's einst aus dem Lande verwiesen hatte. Montmartin wußte es dahin zu bringen, daß ihr ihre jährlichen Sustentationsgelder zurückgehalten wurden. Sie war auf das Aeußerste entblößt, ihre Leute hatten keine ganze Livree mehr, und in Neustadt an der Aisch, wo sie ihren Sitz genommen, wagte es das „Geschmäß", Bäcker und Metzger, ihr den Credit zu weigern. Selbst den Spott neben dem Unrecht konnte, wie so oft auch hier wieder, der Minister nicht lassen; er hatte ihr einen Oberhofmeister gegeben, der taub, ganz kontrakt und also völlig außer Stand war, für etwas zu sorgen. Für den Augenblick schaffte der preußische Gesandte, der Tag für Tag dringend und dringender den Herzog mahnte, einige Erleichterung. Gegel, Montmartin's Factotum, brachte die Schulden in Ordnung, entwarf aber einen genauen Plan, wie die Herzogin mit der ihr bewilligten Rente ihre Ausgaben bestreiten solle, um sich nicht wieder in neue Verlegenheiten zu stürzen. Aber wie Gegel selbst klagt, bei dem besten Willen der Fürstin konnte das nicht geschehen; — die Rente blieb aus. So starb im Jahre 1780, man könnte sagen fast in Dürftigkeit, die Herzogin, ein scharf abstechendes Gegenstück zu dem Glanze, der solange

noch an dem Hofe ihres Gemahls herrschte. Manche italienische Tänzerin, die Tochter dieses oder jenes Gondelführers oder Bettlers verpraßte zu Ludwigsburg mehr, als die Fürstin des Landes zu ihren nothwendigsten Ausgaben nicht erlangen konnte.

Noch unangenehmer als das Gesicht des ewig drängenden preußischen Gesandten, dessen gute, durch Friedrich II. eingegebenen Rathschläge man verlachte, war dem Herzog ein Schreiben des Reichshofrathes, in welchem ihm die Klagschrift der Landschaft mitgetheilt und er angewiesen wurde, Moser seiner Haft zu entlassen, alle verfassungswidrigen Geldforderungen, sowie militärischen Executionen einzustellen und sich mit der Landschaft zu vergleichen.

„Aus Ehrfurcht für den Kaiser" wurde der Landtag nun auf den Oktober 1764 einberufen, obwohl der Herzog in öffentlichen Staatsschriften sowohl wie in seinen Handlungen auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren schien.

Ludwigsburg spielt auch jetzt wieder seine Rolle als Schmollwinkel der Herzoge von Württemberg. Es wurde, weil Stuttgart um Verschonung mit der neuen Kriegssteuer gebeten, zur beständigen Residenz erklärt. „Ich will Stuttgart meine Gnade entziehen", sprach Carl zu den Deputirten dieser Stadt,

die herübergeeilt waren, ſeinen Entſchluß wankend zu machen, „und auf's Empfindlichſte will ich es die Wirkungen hievon fühlen laſſen. Daß es die Unſchuldigen mit den Schuldigen entgelten, haben ſie ſich ſelbſt zuzuſchreiben, warum haben ſie ſich von den Schuldigen verführen laſſen. Er aber, Herr Bürgermeiſter Schweitzer," er wandte ſich dabei zu dem Sprecher, „iſt einer der Aergſten, ich kenne ihn wohl und werde es wiſſen zu merken."

Das war nun wieder ein Leben und Treiben in den Straßen Ludwigsburg's. Man baute, verſchönerte, die Karlsſtraße wurde abgeſteckt und an den alten Bau der Reſidenz von Retti ein neuer gefügt. Die Stadt zählte damals über 11000 Einwohner.

17. Carl Friedrich Daniel Schubart.

In den Sälen des Generals von Wimpfen traf ſich an den Geſellſchaftsabenden Alles, was in Ludwigsburg auf guten Ton Anſpruch machen konnte. Schon war es in der franzöſiſchen Hauptſtadt zur Mode geworden, dem Geiſte und der Gelehrſamkeit, der Kunſt, der Routine des Abentheurers Eintritt zu gewähren in die Geſellſchaften, in denen bis jetzt der Adel und die Offizierswelt ſich abgeſchloſſen hielten, und das pariſer Vorbild hatte, wenn auch langſamer als bei andern minder löblichen Sitten, Nachahmung in Deutſchland gefunden. Dennoch befanden ſich dieſe verſchiedenen Elemente, obwohl durch die Aufklärung der Zeit zuſammengebracht, noch durchaus unvermiſcht nebeneinander. So konnte man zuvörderſt bei Wimpfen deutlich die unterſcheiden, die gekommen waren, um *ſich* unterhalten zu laſſen, von denen, die geladen waren, um *andere* zu unterhalten. Die große Schaar der Künſtler gehörte zu den Letztern und fühlte ſich, obgleich ſie den Zweck ihrer Anweſenheit

nicht verkennen konnte, geſchmeichelt und erhoben in der Gegenwart ſo vieler Ordenskreuze, Stammbäume und Portepées. Zwiſchen dieſen Beiden ſtanden die Beamten, mehr geduldet als geſucht, in der Regel beſcheiden und demüthig mit ihren Frauen in den äußerſten Ecken und Winkeln Platz nehmend, und in ſteten Bücklingen vor Vornehmen und Vorgeſetzten begriffen, oder auch ebenſo arrogant als prahleriſch ſich hervordrängend; ſelten aber mit der gehörigen Kunſt begabt, die richtige Mitte zu halten. Den ſcheuen, befangenen Blicken des ſchwerfälligen Gelehrten, die er nur von Zeit zu Zeit unter der langen Perücke aufzuſchlagen wagte, ſieht man es an, daß ſie mehr gewohnt ſind, in Folianten zu leſen, als in den Augen der ſchönen Damen, mit denen ihn hier die Gene zuſammengebracht hat. Sicher nun fühlt ſich in dieſen Zirkeln der „Spezial," der dieſes Haus, in dem es ſittſam und anſtändig hergeht, ſeines Beſuches würdigt und auch hier mit gewohnter Feſtigkeit auftritt.

Die Honneurs macht der Herr des Hauſes, ein liebenswürdiger Cavalier, der erſt vor Kurzem die franzöſiſchen Dienſte verlaſſen hatte und in jene des Herzogs von Württemberg übergetreten war. Seine Gemahlin und Schweſter ſtanden ihm zur

Seite, beide treffliche Damen, wiewohl ganz verschiedenen Charakters. Die Reize der Generalin belebte ihr gebildeter Geist, der sich in den besten Werken der schönen Literatur Nahrung geholt hatte, und ihr treffender Witz, welcher nie ruhte. Der General hatte seine Frau gegen ein Auge eingetauscht. Mademoiselle de Goy, die Tochter eines französischen Refugiés, bei dem Wimpfen zu Frankfurt im Quartiere lag, war schon lange dem schönen Offizier gewogen, und in dem Augenblicke des Abschiedes vor der Schlacht von Bergen' versprach sie ihm ihre Hand, wenn er als Sieger zurückkehren würde. Der wackere Mann kam zwar siegreich zurück, aber entstellt von einer Wunde, die ihn des Auges beraubte. So glaubte er nicht auf das liebliche Mädchen seine Rechte geltend machen zu dürfen, und gab ihr noch an demselben Abend ihr Versprechen zurück. Sie jedoch warf sich an die Brust ihres Bräutigams, den ihr diese aufopfernde Liebe nur noch werther gemacht hatte, und wenige Monate später wurde sie im Lager bei Jesberg mit ihm getraut. Frau von Königseck, die Schwester der Generalin, war dagegen von einfachem, schlichtem Wesen. Aber es lag eine eigene gewinnende Anmuth in diesem Gesichte, aus dem, wie aus einem klaren Spiegel,

die innere Harmonie ihres ruhigen, gütigen Charakters hervortrat.

Wie überall, so hatten sich auch hier je nach Neigung und Alter nach den ersten Begrüßungen verschiedene Kreise gebildet. Am Spieltische saß die Diplomatie. Wir sehen da die Gesandten des englischen, dänischen und preußischen Hofes; Herr von Moßheim, der Vertreter Königs Georg, trägt schon in seinem Aeußern das Gepräge seiner Würde, eine imponirende Gestalt mit scharfen Zügen, welche durch die Lebhaftigkeit des Barons noch mehr gehoben werden. Graf von Schulenburg ist feiner, bedächtiger, in Allem zurückhaltender, aber dabei ein äußerst liebenswürdiger Gesellschafter. Von Eyb steht zwar bereits im Greisenalter, aber aus seinen Augen spricht noch ein jugendlich frischer Geist. Der kleine Mann, den seine gebückte Haltung noch kleiner erscheinen läßt, erfährt von allen Seiten Beweise der Hochachtung, die minder seiner wichtigen und einflußreichen Stellung als seinem persönlichen Charakter gelten, der sich durch Mildthätigkeit und Frömmigkeit auszeichnete.

Die Offiziere unterhielt der General mit einem Plane, den er schon damals in sich herumtrug, der aber erst sechs Jahre später, 1774, dem Herzoge vorgelegt wurde; mit dem Projekt nämlich, die Reductionen der

Art vorzunehmen, daß doch im Nothfall die Truppen ſchnell auf zwanzig tauſend Mann gebracht werden könnten. Der ehemalige Generalmajor von Wöllwarth wollte gar nichts von einer Reduction wiſſen, die ihn ſelbſt ſo hart getroffen hatte, und von Reitzenſtein und Gemmingen, ſeine beiden Leidensgenoſſen, ſtimmten mit ihm überein. Es iſt hart, meinte der Letztere, wenn man auch mit den Wünſchen der Landſchaft in Vielem übereinſtimmen kann, daß man gerade beim Militär anfängt, Erſparniſſe zu machen. Sie wiſſen, meine Herren, außer uns Beiden ſind allein zweihundert und fünfundzwanzig Offiziere auf einmal entlaſſen worden. Und noch geht man fortwährend damit um, alte, verdiente Krieger von Brod und Dienſt zu treiben. Auch von einer andern Seite, meinte Obriſt von Montolieu, einer der Adjutanten des Herzogs, dürfte Ihr Plan, Herr von Wimpfen, Widerſpruch erfahren, nämlich bei dem Herzoge ſelbſt. Sie wollen ſeiner Garde zu Leibe gehen und ſie in andere Regimenter ſtecken; dazu wird er nie und nimmermehr ſeine Einwilligung geben. Daß übrigens Sereniſſimus auf jeden Fall noch eine Verminderung des Militärſtandes vornehmen wird, kann ich verſichern. Und im Hof- und Theaterperſonale ſind doch auch ſchon bedeutende

Ersparungen erzielt worden. Sämmtliche Mitglieder der französischen Schauspielertruppe, neun und siebenzig Hoftrabanten wurden entlassen und das Balletcorps auf acht und zwanzig Personen herabgesetzt.

Das aber immer noch ein und neunzig tausend Gulden per Jahr kostet, meinte Wöllwarth.

Montolieu zuckte die Achseln.

So wird denn wahrscheinlich auch an den alten Werneck die Reihe der Reduction kommen, sagte der ehrwürdige Invalid. Meinetwegen, der Herzog wird mir bezeugen können, daß ich, wo es galt, mit Leib und Leben für ihn einstand, und nun bin ich alt geworden und Ruhe und Einsamkeit sollen mir wohl thun. —

Die jüngern Offiziere pflogen eine weniger ernste Unterhaltung. Sie, wie überhaupt die Jugend der Gesellschaft, hatte sich im Ballsaale versammelt, wo eben bei der Menuette à la reine all die Grazie entwickelt wurde, die dieser Tanz vor allen andern zuläßt. Dort bildeten sie mit den Kavalieren detaschirte Observationskorps, die mit Raschheit und Genauigkeit alle Begebenheiten und Gesprächsvorfälle in den Sälen einander mittheilten. Da flatterten Anekdoten, nicht immer der feinsten Art, fortwährend hin und wieder. Von jeder Dame kam, ob mit Recht oder

Unrecht, ob wahr oder unwahr, wenigstens ein Geſchichtchen zum Vorſchein, das dann von hier aus ſicherlich ſeinen Weg in alle Kaffeeviſiten und Tabagien fand. Die Hauptrolle ſpielte ein Franzoſe, ein gewandter Mann, das muß wahr ſein, der Jedem etwas anzuheften verſtand, vom Kleinſten bis zum Größten, und der auch Geiſt genug hatte, Dichtung und Wahrheit geſchickt zu verweben. Monſieur Maubert, ein entlaufener Kapuziner, hat bekanntlich ſelbſt den Herzog nicht geſchont, der hier einmal einen nichtsnutzigen Ausländer nicht protegirte, und „la pure verité“ gibt uns in grellen, mitunter charakteriſtiſchen Zügen ein wahres Schaudergemälde vom württembergiſchen Hofe. Carl hat das Werkchen zwar aufgekauft, allein wie das ſo häufig geht, bis zur Stunde iſt es im Originale und in Ueberſetzungen nicht ſelten. Das Geſchichtchen, das in dieſem Augenblicke Maubert erzählte, war von ihm um ſo pikanter gewürzt worden, als es einen ſeiner Hauptfeinde, den Grafen Montmartin betraf. Der Exminiſter, — denn vor zwei Jahren hatte endlich Carl, nachdem die Beſchwerden und Reclamationen immer dringender geworden, ihm unter den gnädigſten Ausdrücken ſeine Entlaſſung ertheilt — war ſo knickerig gegen den Exkapuziner geweſen, daß dieſer

ihm dafür ewigen Groll geschworen. Fräulein von Montmartin, die zufällig von Tirnhofen bei Dinkelsbühl, wohin sich ihr Vater zurückgezogen, auf dem Balle anwesend war und eben im Begriffe stand, den Herrn von Thürheim zu heirathen, gab dem Franzosen die passende Gelegenheit, seine scandallustige Zunge in Bewegung zu setzen.

Wenn nur der Bräutigam nicht wieder so ein hergelaufener Herr von Bethune ist, witzelte Maubert. Ja, ja, das mag dem Herrn Grafen ziemlich gewurmt haben, und wie einst Augustus ausrief, gib mir meine Legionen wieder, so hörte man einige Tage nichts als die Worte: „mein Geld, mein armes Geld!"

Aber so erzählen Sie doch ordentlich, rief es von einigen Seiten.

Was, Sie wissen unsere Geschichte nicht? Nun ich will sie Ihnen haarklein berichten:

Als Ihro Durchlaucht bei der französischen Armee, ein zweiter Mars, Heldenthaten ausführten, zeigte sich hier ein junger Mann, der zwar keinen ganzen Rock auf dem Leibe, dafür aber eine ziemliche Dosis Unverschämtheit und Mutterwitz mitbrachte.

Will uns Maubert ein Geschichtchen von sich selbst erzählen? witzelte Einer hinter ihm. —

Der Patron nannte ſich Graf von Bethune und behauptete—nichts Geringeres, als Neffe des Marſchalls von Belle Isle zu ſein, der ihn, weil er die Hand der Gräfin von Giſors ausgeſchlagen, in allerlei Verlegenheiten verwickelt habe, bis er in den pariſer Schuldthurm gekommen; dem ſei er nun entſprungen. Dort der dicke Mann, der ſich ſo behaglich im Saale umſchaut und eben das gewaltige Stück Torte verzehrt, ließ ſich die ganze Geſchichte aufbinden und führte ihn auch bei dem Miniſter ein. Kaum hatte aber der Pſeudo-Bethune ſeine zweite Viſite gemacht, als er das unbedeutende Darleihen von hundert Louisd'or verlangte. Das hieß Montmartin auf der empfindlichſten Seite anpacken, und trotz aller Devotion vor dem Marſchall von Belle Isle und deſſen Familie zuckte er die Achſeln und ſprach ein allerdings ſehr höfliches, aber doch entſchiedenes Nein. Uriot aber, wie bekannt, ein eben ſo großer Narr als Redner, bot alle ſeine Suade auf — ſprach ſogar von etwaigen Familienverbindungen mit dem jungen Bethune und machte endlich den papiernen Grafen— das war Maubert's Lieblingsbezeichnung für Montmartin — ſo kirre, daß er richtig in die Falle ging. Schnell ließ nun der Avanturier anſpannen, angeblich um den Herzog in Fuld aufzuſuchen, verſicherte

auf dem Kutſchentritte Uriot noch einmal ſeiner Gnade, und — fort iſt er pour toujour.

—Das Geld mag ihn allerdings gewurmt haben, denn die Habſucht ſchaute bei ihm aus jedem Knopfloche heraus. Freigebig war er nur mit Worten und Projekten, und ſelbſt ſeine Maitreſſe —

Hat er denn eine ſolche gehabt? fragten Einige. —

Natürlich, eine Franzöſin, — hat über den Knauſer geklagt. Denken Sie, meine Herren, als er für den Herzog in Wien war, ließ er ihr das Eſſen aus dem Wirthshauſe holen. Mittags zwei, Abends drei Schüſſeln, ſo beſtellte er es im Voraus, damit ja keine überflüſſige Depenſe gemacht würde. Und der eiferſüchtige Narr hielt ſie überdieß noch hinter Schloß und Riegel.

Eiferſüchtig darf man freilich an unſerm Hofe nicht ſein, wenn man nicht närriſch werden will. Wie ging's doch jenem armen Tänzer, der —

St! St! tönte es von mehreren Seiten.

Die Herren fürchten ſich, lächelte Maubert, kommen Sie mit mir abſeits, dann will ich Ihnen den Hergang erzählen, ſagte er zu dem neugierigen Fremden. 's iſt überdieß gar nichts Beſonderes. Er — Sie verſtehen mich — hatte Gefallen an einer neuen Schauſpielerin gefunden, die Eltern weigerten

ſich, das Mädchen wurde heimlich überredet, Nachts bei einem Balle entfernt und ihrem Bräutigam, jenem Tänzer nämlich, wurden Tags darauf die neuen blauen Schuhe recht vorſätzlich vor die Augen geſtellt. Endlich, nachdem man ihrer ſatt geworden, ward ſie dem Tänzer wieder aufgezwungen. Er mochte nicht eben ſehr erfreut über die doppelte Vermehrung ſeines Hausſtandes geweſen ſein. Doch haben Sereniſſimus bei dergleichen Affairen ihre beſtimmte Norm. „Fünfzig Gulden ein für allemal," das iſt ſo gewöhnlich die glänzende Ausſtattung für die Kinder ſeiner Laune. Und da kann es ſich dem leicht treffen, daß Sie einem zerlumpten und barfüßigen Bettelprinzen in den Straßen von Ludwigsburg einen Kreuzer mit dem Portrait ſeines Herrn Papa zuwerfen.

Uebrigens, fuhr Maubert fort, die Eiferſucht des Herzogs mußte auch der bekannte Caſanova erfahren, als er anno ſechzig hier ſein Glück beim Pharo und den Damen probiren wollte. Schon ſein Debut war intereſſant. Er und Mademoiſelle Toscani kamen zu gleicher Zeit und in derſelben Kutſche hier an. Abends war Theater, und Caſanova, der den größeren Theil ſeiner Abentheuer hinter den Couliſſen und durch ihre Helden gefunden hatte, fehlte begreiflicher Weiſe nicht. Bei einer Arie, ich glaube von

Aprile fängt er an zu klatschen. Denken Sie sich das Erschrecken im Saale, da das Verbot Sr. Durchlaucht, daß Niemand Aeußerungen des Beifalls oder Mißfallens erlaubt seien, männiglich bekannt ist. Richtig tritt alsobald eine Ordonnanz zu dem galanten Venetianer, sagt ihm das Verbot und fragt nach seinem Namen. Der Herzog, dem sogleich derselbe rapportirt wurde, schickt auch eben so schnell die Erlaubniß, der Italiener möge sich ganz sans gêne seinem Enthusiasmus überlassen. Unterdessen hatte er jedoch schon seine Jugendgefährtin, die Gardela, als Madame du jour ausspionirt, und flugs war er auch bei ihr und gab sich für ihren Cousin aus. Mama, für das Fortune der Tochter besorgt, verbot ihm das Haus, und drei Offiziere lockten den Chevalier in ein Spielhaus, wo bei Wein und Frauen er bei weitem mehr verlor, als er bei sich hatte. Als er sich nun zu zahlen weigerte, drohte man, ihn in ein württemberger Regiment zu stecken. Nur durch die Vermittlung des österreichischen Gesandten, bei dessen Maitresse er ein augenblickliches Unterkommen fand, und durch heimliche Flucht entzog er sich diesem beneidenswerthen Glück.

„Ich meine aber ihn erst kürzlich hier gesehen zu haben?“ —

Richtig. Während der Herzog neulich in Frankfurt war, kömmt der Schalk hier durch und sprengt aus, die Durchlaucht habe ihn zu ihrem Privatsekretär ernannt. Die Bücklinge der drei Offiziere hätten Sie sehen sollen, die ihn damals so scharf dazwischen genommen. Casanova wohnte bei Balletti, machte der Vestris die Cour und — fuhr in demselben Augenblicke zum einen Thore hinaus, als der Herzog zum andern hereinkam.

Während Maubert schadenfroh und hämisch seine Anekdoten erzählte, unterhielten sich auch zwei ältere Herren über den Zustand der Gesellschaft.

Alle diese Komödianten und Ausländer, sagte der Eine, Baron von Rechberg, zu dem Andern, dem Grafen Puttbus, sind die Pest unsers Landes. Das Militär hat man reduzirt, meritirte Offiziere sind so weit gebracht, daß sie sich mit der Heugabel ihr Brod verdienen müssen, und diese Schmarotzerpflanzen, die nur zu gut gedeihen auf dem fetten Boden Württembergs, will Er immer noch nicht mit Stumpf und Stiel ausreißen. Durch sie wurden unsere sonst so schlichten einfachen Schwaben vergiftet und verdorben, so daß es jetzt leider auch unten aussieht wie oben.

Ich habe genug, entgegnete Rechberg, mich zieht's aus diesen rauschenden Ergötzlichkeiten auf mein Gut

Ballenberg, wo ich den geſchmückten Hofmann von mir werfen und dagegen Weltbürger werden kann. Ich bin ſatt des Dunſtes und will einmal Weſen.

Dunſt und kalte Komplimente, entgegnete der Hausmarſchall, das iſt nun ſo einmal die Atmoſphäre, in der man ſich hier con amore bewegt. Theuer bezahlte Titel putzen den Mann, theuer bezahlte Toilette die Frau, der Hochmuth und die Lüge wird den Kindern bereits in der Wiege eingepfropft. Lachen Sie nicht, ich kenne ſechsjährige Knaben, die ſich nach dem Ceremoniell einander anmelden laſſen. Freundſchaft iſt hier ein hohles Wort geworden, Offenherzigkeit eine Larve, die man vornimmt, wenn man Jemand betrügen will. Statt kräftiger Natur oder Bildung trifft man ein geſchnörkeltes, gezwungenes, abgezirkeltes Weſen, das Niemand anſprechen kann als jene Menſchen, die ſich daran gewöhnt haben, wie Marionetten zu agiren. Und dabei herrſcht eine gränzenloſe Verſchwendung oder ihr Extrem, der ſchmutzigſte Geiz. Dort jener Kammerrath in der Ecke hat ſein Amt für fünftauſend Gulden gekauft und braucht noch jährlich wenigſtens eben ſo viel. Wo er es hernimmt, weiß man, aus den Kaſſen, die er zu verwalten hat. Hier der Baron, der ſich noch ſchmeichelt, erſter Miniſter zu werden, gibt Bälle

und Gastereien, man hört Musik von früh bis in die Nacht und dabei ist er so verschuldet, daß ein ganzes Heer von Gläubigern stets seine Thüre belagert und kein Tag vergeht, ohne daß einige die Stiege hinab geworfen werden.

Eine Unruhe entstand in der Gesellschaft. Man vernahm die Klänge eines Flügels und der größte Theil der Anwesenden eilte in das Konzertzimmer, aus dem jene Töne herüberkamen. Am Flügel saß ein Mann, in dessen scharfem hellem Blick jeder Menschenkenner das Siegel des Genies gewahrte. Die leuchtenden Augen überdeckte eine hohe gewölbte Stirne, hinter der man nur den Sitz einer reichen, üppigen Gedankenwelt vermuthen konnte. Wenn man aber diese Wahrnehmung auch in den Zügen des übergroßen Gesichtes bestättigt finden wollte, so täuschte man sich. Die hochgerötheten Lippen hingen schlaff herunter, und wenn ja ein Charakter aus dieser Physiognomie bezeichnend hervortrat, so war es der der Charakterlosigkeit. Der Träger des jedenfalls interessanten Antlitzes war ein breitgebauter aber dabei hagerer Mann. Ihn auf der Bratsche begleitete ein Herr, dessen Aeußeres zwar nicht den Ausdruck so hoher Geisteskraft, aber desto mehr den innerer Zufriedenheit, Feinheit und Liebenswürdigkeit trug. Der am

Claviere war Daniel Schubart, der Andere der Marquis von Clauſonet, der franzöſiſche Geſandte, der viele von den Tugenden, wenige von den Fehlern ſeines Volkes hatte.

Schubart's, des gediegenen Muſikers, des genialen Dichters, Spiel entzückte die Verſammlung, und Lobſprüche, gegen die der eitle Künſtler durchaus nicht gleichgültig war, folgten jeder Nummer. Nur der Spezial Zilling äußerte in ſeiner gewohnten ſchroffen Weiſe ſeine Unzufriedenheit mit dieſem Menſchen, der weder Religion noch Sitte habe, und dem jeder Gläubige ein Gegenſtand des Spottes ſei. Es wäre wohl beſſer, er wäre in Aalen geblieben, meinte er, und hätte Krägelchen, ſchwarzes Kleid und Mantel behalten, ſtatt daß er ſie mit dem bordirten Rocke, dem Treſſenhute und dem Degen vertauſchte. Mich ärgerte er immer, wenn ich ihn auf der Orgel hörte; das war kein Organiſt der Kirche, ſondern ein Organiſt der Weltluſt, der die Schnurrpfeifereien der Italiener bei dem ernſten Choral nicht laſſen kann. Doch damit hat es nun, Gottlob, ein Ende. Die Kirche hat den Schandmenſchen excommunizirt, und hoffentlich wird man ihm bald ganz und gar den Laufpaß ſchreiben.

Vielleicht dürften Sie ihn doch etwas zu hart beurtheilen, entgegnete der Präsident von Gemmingen mit seinem sanften freundlichen Gesichte.

Sie vertheidigen aber auch Alle und zumal, wenn ein solcher Patron mit seinen windigen poetischen Phrasen Sie zu gewinnen weiß, polterte Zittel heraus.

Abgesehen davon hat Schubart seine guten Seiten. Sie sollten ihn nur sehen, wie er mit Jedem herzlich fühlt, mit dem Bürger und Bauern sich freuen kann, und das ist doch gewiß ein trefflicher Charakterzug. Dabei ist er offen und gradaus. Daß er schwach und leichtsinnig ist, damit muß ja die Langmuth eines milden Geistlichen am ersten Nachsicht haben.

Auch ich, nahm nun der Professor des Gymnasiums, Balthasar Haug, das Wort, muß es wagen, für Schubart zu reden, da gewissermaßen auf mir die Schuld liegt, daß er sich in Ludwigsburg befindet. Aber ich glaubte, bei unserm kunstliebenden Fürsten dürfte ein Mann, der eben so gewandt in der Musik als in der Poesie ist, willkommen sein. Schubart ist wirklich ein Talent. Verse schüttelt er nur so aus dem Aermel, und ein Hochzeitgedicht macht er beim Glase Wein.

Weiß es, Herr Magister, brummte Zilling, denn wann er es auch macht, das Weinglas wird nie fehlen.

Doch von etwas Anderm. Wie ſteht's mit des Herzogs Bibliothek.

Seine Durchlaucht haben die Bücherſammlung des Herrn Uriot acquirirt und durch neue Schätze ſo vermehrt, daß ſie bereits über 10000 Bände zählt.

Ich habe geſtern in unſerer Leſegeſellſchaft davon gehört, daß aus England eine ſchöne Sendung angekommen ſei, fügte Gemmingen bei. Warum waren Sie nicht anweſend, Herr Magiſter?

Das ſchwäbiſche Magazin nahm mich in Anſpruch.

Man hat dort viel von Ihren neueſten Arbeiten geſprochen, und beſonders iſt man auf Ihre Abhandlung über die Literarhiſtorie der Alten geſpannt.

Sehr obligirt, ſchmunzelte unter Händereiben der Profeſſor. Und wann wird die empfindſame Welt ſich wieder eines Produktes Ihrer Muſe zu erfreuen haben, Herr Präſident?

Vielleicht in Kürze. Eine Auswahl poetiſcher und proſaiſcher Stücke liegt zum Drucke bereit. —

Unterdeſſen hatte Schubart geendet. Aber ſtatt, wie gewöhnlich, den munterſten Theil der Geſellſchaft aufzuſuchen, ſtatt, wie man doch ſonſt immer an ihm zu bemerken gewohnt war, in übermüthiger Laune Impromptus, biſſige Epigramme, gefällige

Liedchen zum Beſten zu geben, zog er ſich trüb und mißgeſtimmt in einen Winkel des Saales zurück. Das Spiel ſchien nur auf Minuten eine düſtere Stimmung bewältigt zu haben, die jetzt wieder mächtig in ihm hervorbrach. Das beſſere Gefühl, das durch die wilde Leidenſchaft, der er unterthan geweſen, gefeſſelt war, hatte doch noch ſo viel Gewalt, ihm das Unglück zu zeigen, welches er über ſich und ſeine Familie heraufbeſchworen, und ſeine Phantaſie lieh dem Bilde ſeines Elendes und ſeiner Schuld die lebhafteſten Farben.

Es litt ihn nicht länger unter frohen Geſichtern, unter Menſchen. Dieſe Luft ekelte ihn an, die Geſellſchaft mahnte ihn an ſeine Vergangenheit, die Klänge der Muſik riefen in ihm die Erinnerung an all das Leiden wach, welches ſeine muſikaliſche Laufbahn ihm gebracht; er ſtürzte hinaus in's Freie. Im dickſten Dunkel einer Allee warf er ſich heulend nieder und ſchrie gen Himmel: „Vater, Richter, donnere mich nieder oder erbarme dich meiner!“ Stunden lang lag er ſo zerknirſcht oder, um mit ſeinen eigenen phantaſievollen Worten zu reden, „durchbohrt von einem von Gottes Sehne abgeſchoſſenem Pfeile“ auf den Knieen dahingeſtreckt. Auch hier ließ es ihn nicht mehr und er ſtürmte nach Hauſe; es drängte ihn,

dem ihn überwältigenden Gefühle Worte zu geben. Er ſchrieb ſein Bekenntniß.

Dort erſcheint uns Schubart als ein Spielball der wildeſten Leidenſchaften; Extreme der verſchiedenſten Neigungen kreuzen und begegnen ſich in ſeinem Selbſt, das im Grunde gut, nur zu empfänglich für die Außenwelt und ihre Eindrücke war. „Laidions Seele war die meine, ich wollte nur empfinden, nur in Roſen- und Zimmetdüften wie Tiber in ſeinem Bade zu Caprä ſchwimmen, Nektar ſaugen und in wohllüſtigen epileptiſchen Entzückungen hinſchmachten. Leichtſinn und Gedankenloſigkeit waren die gaukelnden Dämonen, die mich in's Verderben ſtießen, Wein und Weiber die Scylla und Charybdis, die mich wechſelweiſe in ihren Strudel wirbelten. Mein ſteter Umgang mit deutſchen und welſchen Virtuoſen war," — ſo ruft er an einer Stelle in ſeiner Autobiographie über dieſen Zeitpunkt aus — „beſtändiger Oelguß in mein ſchon ohnehin wildloderndes Feuer, ich ſtürzte von Schande zu Schande, die Briefe meiner Eltern und Freunde warf ich ungeleſen weg, mein Weib verſank in düſtere Schwermuth und ſeufzte ſtumm gen Himmel: „Warum ſoll Ein Menſch mehrere unglücklich machen!"

Den ſchrecklichen Foltern ſeines Gewiſſens folgte

bald auch die äußere Strafe nach. Einige Tage darauf finden wir Schubart im Gefängniſſe, in demſelben Thurm, auf demſelben Stroh, auf dem kürzlich ein Mörder ſeine letzten Lebenstage dahinſeufzte. „Waſſer, Brod, Kälte und faules Stroh fand ich hier zur Pflege. Rechts tobte eine Raſende, links raſſelte ein Dieb mit ſeinen Ketten, und unter mir ſangen, heulten, fluchten und weinten eingefangene Freudenmädchen, die damals Ludwigsburg zu einem wahren deutſchen Lampſac machten.“

Aber ſelbſt in dieſer fürchterlichen Umgebung, in dieſer entſetzlichen Lage hatte Schubart ſeinen alten Leichtſinn wieder errungen. Flaſche an Flaſche wurde durch das Eiſengitter des Kerkers von ſeinen Zechgenoſſen, Freunden und Schülern zu ihm hinuntergelaſſen, ſie ließen ihm keine Zeit zu langen melancholiſchen Unterſuchungen, er trank, bis er hinſank und entſchlief. Nach der wiedererrungenen Freiheit, — eine unbedeutende Liebesgeſchichte war die Urſache ſeiner Haft geweſen — erwartete ihn eine erſchütternde Scene in ſeiner Wohnung. Sein treues unglückliches Weib ſchloß ihn mit Thränen in ihre Arme, ſein erſt von ſchwerer Krankheit geneſenes einziges Söhnchen hielt ſich am Tiſche und bewillkommte ihn mit einem herzzerſchneidenden Papa, Papa.

Seines Weilens in Württemberg war nun fürder nicht länger, denn Schubart's Vorgesetzte, längst seiner müde, hatten ihm den Abschied gegeben. Der nächste Grund seiner Entlassung war ein Spottgedicht auf einen Höfling und eine Parodirung der Litanei. Sein Schicksal zog ihn nach Mannheim, München, Augsburg und Ulm, und von dort riß es ihn abermals in Ludwigsburg's Nähe, diesmal aber nicht zu Freude und Vergnügungen, sondern zu langjährigen Kerkerleiden in den Verließen einer Veste. Endlich hatte die Zeit den Mann mürb gemacht, und als herzoglich württembergischer Hofpoet und eifriger Pietist verlebte er seine letzten Tage. Doch ist es uns vergönnt, im Laufe unserer Erzählung ihm noch einigemale zu begegnen.

Die Sonne Ludwigsburg's war schon wieder im Sinken begriffen. Seit 1765 war Carl mit der alten Hauptstadt ausgesöhnt und sie den Winter über die regelmäßige Residenz des Herzogs.

19. Franziska.

Dasselbe Jahr 1770, in welchem endlich der Friede zwischen Carl und seinem Lande geschlossen wurde und der sogenannte Erbvergleich zu Stande kam, dasselbe Jahr brachte für Württemberg noch ein anderes Ereigniß, das in seinem Erfolge mindest eben so heilbringend war als das erste. Der Erbvergleich setzte zwar formell die Landstände wieder in ihre Rechte ein, allein in der That dauerte, wenn auch nicht in so großer Ausdehnung, die Willkührherrschaft des Herzogs immer noch fort. Carl und der Ausschuß verstanden sich nun mit einander; aus der geheimen Truhe deckte man die Summen, die der Hof verlangte, und dafür ließ dieser den Ausschuß walten, wie er nur wollte, und von einer Zusammenberufung der Stände war keine Rede. Dagegen übte Franziska auf den Charakter ihres herzoglichen Liebhabers den wohlthätigsten Einfluß. Nachdem seine Sinne so lange von Genuß zu Genuß in fortwährender Trunkenheit getaumelt, hatte endlich auch sein Herz,

das bisher immer unbefriedigt geblieben, Nahrung gefunden. Aus dem Strudel der Vergnügungen hob sich der rettende Arm Franziska's, Carl faßte ihn, und an ihrer Seite lernte er erst das wahre Glück der Liebe kennen.

Doch von dem mächtigen Einflusse, den sie erringen, von dem wohlthätigen Zauber, den sie einst über Carl ausüben würde, hatte die neue Geliebte in diesem Augenblicke wohl noch keine Ahnung. In dem einsamen Gemache des Ludwigsburger Schlosses, in das sie durch ihren Entführer, dem sie halb willenlos, halb willig gefolgt, gebracht worden war, konnten sie nur düstre Bilder der Zukunft beschäftigen. An Unglück gewöhnt, in Dürftigkeit aufgewachsen, an die Seite eines Mannes gefesselt, dessen Aeußeres häßlich, dessen Geist weit unter dem ihrigen war, hatte sie doch bisher noch den Stolz ihrer Tugend, die Zufriedenheit ihres Gemüthes bewahrt. Nun, da auch diese getrübt und sie sich mit Scham gestehen mußte, daß sie nichts Besseres geworden als jene Vielen, die vor ihr und — vielleicht auch nach ihr — den kurzen Glanz in diesen Gemächern gegen eine lange schuldbewußte Zukunft eintauschten: wie konnte sich da ein freudiger, fröhlicher Gedanke in ihrer Seele emporringen? — Aber hatte nicht vielleicht

damals ſchon Franziska in ihrer reichen Gemüthswelt gerade in dem Vorſatze Erleichterung gefunden, daß ſie ihre Stellung zum Nutzen Württemberg's gebrauchen, ein Engel ihm werden wollte, den das Land um ſo mehr ſegnen würde, als es bisher an dieſem Platze nur Teufel zu ſehen gewohnt war?

Noch in den Zeiten ihrer größten Macht, in jenen Tagen, wo das Land mit Stolz und Freude ſie an der Seite ſeines Herrſchers ſah, denkt ſie mit Thränen an die ſchmerzlichen Stunden zurück, in welchen ſie zwiſchen Tugend und Leidenſchaft, zwiſchen Sitte und Liebe wählen mußte. „Das Gefühl der Schuld will mich nie verlaſſen," rief ſie in einem Briefe an Niemeyer 1786 aus, „für meinen Schmerz gibt es keinen ausreichenden Troſt, keine völlige Beruhigung."

Franziska iſt die Tochter des Herrn von Bernardin, eines Adeligen, deſſen ganzes Beſitzthum in einem Theile des Schloſſes Adelmannsfelden in der Nähe von Aalen beſteht. Das Fräulein zeichnete ſich nicht durch blendende Schönheit aus, dagegen waren aber ihre Züge, ihre Haltung und ihr Geſpräch mit dem ſanften Zauber der Anmuth erfüllt. Es war ein unbeſchreibliches Etwas in ihrem Weſen, das jeden feiner Fühlenden gewann und anzog oder,

im Style der damaligen Zeit zu reden, Amor schoß nicht spitze Pfeile aus ihren Augen, daß der Getroffene im Moment seine Wunde fühlte, sondern unsichtbare Fädchen hingen sich leise an den Gebannten, daß er erst seine Fesseln erkannte, wenn er sich losreißen wollte. Ihr Geist ist hochgebildet, ihr Charakter ein Abglanz jeder weiblichen Tugend. Und diese Frau mit so vielen Vorzügen hat das Schicksal, einem mißgestalteten, dummen Gatten, dem bayreuthischen Kammerherrn von Leutrum, aufgeopfert zu werden, um, wie man zu sagen pflegt, ihre Versorgung zu finden;—denn der Kammerherr war reich.

Auf einer Reise berührte der Herzog Pforzheim, wo sich der Adel der Umgegend versammelt hatte, ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen. Unter ihm war auch der Herr von Leutrum mit seiner jungen Gemahlin. Carl, der feine Kenner liebenswürdiger Frauen, fühlte sich von der ersten Unterhaltung mit Franziska schon so mächtig hingezogen, daß er Herrn von Leutrum zu seinem Reisemarschall ernannte. Die neue Würde legte diesem sogleich die Verpflichtung auf, seine Gemahlin zu verlassen und dem Herzoge vorauszueilen, während sie, die nun allein, wie natürlich,

ihren Platz in Carl's Kutsche fand. In Ludwigsburg ahnte der Herr Reisemarschall bald den Grund seiner plötzlichen Erhebung. Das spöttische Lächeln, das Achselzucken in der Gesellschaft klärte ihn hierüber vollends auf und bestimmte ihn, sich auf seine Güter zurückzuziehen

Den feurigen Bewerbungen des Herzogs hatte Franziska nicht die Kraft für die Dauer zu widerstehen. „Niemand weiß wohl besser als ich," äußert sie selbst, „was die Ueberredung und Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat. Ohne Erfahrung, ohne Weltkenntniß, mir ganz allein überlassen, trat ich in die Welt mit Scenen umgeben, die ich gar nicht kannte." Es klingt rührend und ist ein Zeichen ihrer hohen Seele, daß sie noch als Herzogin, statt sich zu entschuldigen, sich anklagt: „Die Eitelkeit brachte mich dahin, wo ich mir längst so sehr mißfallen habe. O, hätte ich einen treuen warmen Freund in meiner Jugend zum Rathgeber gehabt!" Es ist mein ernster Wille, im Lande gut zu machen, was ich im Lande verschuldet habe.

Wer hat den Muth, nach solchen Bekenntnissen, nach so vielen Beweisen, daß diese Gesinnung sie wirklich beseelte, Franziska zu einer Pompadour, Grävenitz oder nur Maintenon zu werfen?

20. „Vivat nach Ostindien."

Auf! auf! Ihr Brüder, und seyd stark!!
Der Abschiedstag ist da.
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heisse Afrika.

— — —

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand.
Den kosen Bruder, Schwester, Freund,
Und alles schweigt, und alles weint,
Todtblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geist schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum.
„Willst mich verlassen, liebes Herz
Auf ewig?" — Und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen stumm.

Iſt hart! — D'rum wirble du Tambor
Den Generalmarſch d'rein.

— — —

Ja wahrlich 's iſt hart, ſcheiden müſſen von Eltern und Weib, von Bruder und Kind, verkauft werden vom eigenen Fürſten, der die ſchönſten Reden über Menſchenliebe und Menſchenerziehung anhört oder ſelbſt zum Beſten gibt; verhandelt werden in ein Klima, das den Deutſchen den gewiſſen Tod bringt. Aber dieſer Menſchenhandel war ja damals Mode; „faſt alle deutſchen Fürſten, bemerkte Feuquieres in ſeinen Memoiren, ſind marchands d'hommes und wenden ſich an die Macht, die ihnen die Menſchen am beſten bezahlt und am leichteſten abnimmt." Mit dem Blute nach Amerika verhandelter Landeskinder war der Mörtel gemiſcht, welcher die Mauern des Wilhelmsbades zuſammenhalten ſollte. Von der Brücke von Ochſenfurt aus konnte man Carl Alexander, den philanthropiſchen Markgrafen von Ansbach, ſehen, wie er, gehüllt in ſeine Wildſchur, die geſpannte Büchſe in der Fauſt, auf dem Schiffe ſtand, in welchem geknebelt, wie Schlachtthiere, ſeine Unterthanen liegen, die gleichfalls, nach Amerika verſchachert, ihrem ſchrecklichen Looſe durch die Flucht entrinnen wollten. Der ſichere Tod aus des Landes-

vaters eigener Büchse ereilte den, der etwa Luſt in ſich verſpüren ſollte, den Fluchtverſuch zu wiederholen.

Die Sendung Unterthanen, welche Carl Eugen ſoeben wohlconditionirt für ſeinen Abnehmer Holland abgehen läßt, iſt nach dem Kap der guten Hoffnung und Oſtindien beſtimmt. Es waren tauſend Mann, die am vierundzwanzigſten Februar des Jahres 1787 unter dem Kommando des Obriſt von Hügel und des Obriſtlieutenants und ſeitherigen Flügeladjutanten von Franquemont aus den Thoren von Ludwigsburg zogen. Und wer durfte ſich beklagen? War doch unter dieſen Söhnen Württemberg's ſo mancher, mit dem der Herzog im wahren Sinne des Wortes ſein eigen Fleiſch und Blut den Holländern verſchachert hatte. Das holländiſche und württembergiſche Wappen, erſteres oben, prangten auf den Schilden ihrer Kaskets, ſo die Waare kenntlich zeichnend. Zweckmäßiger Weiſe hatte man ihnen auch den Putz erlaſſen, in welchem ſonſt alle württembergiſche Soldaten erſcheinen mußten, die Gemeinen trugen weder friſirte Haare noch Puder.

Dieſer Seelenhandel iſt einer der Flecken, welcher die ſpätere Regierungsperiode des Herzogs verdunkelt, und merkwürdiger Weiſe iſt der, deſſen Mißhandlung ebenfalls dieſer Regierungszeit Carl's Eugen zur Laſt fällt, der offizielle Poet und Beſchreiber des Auszugs.

Schubart, welcher unterdessen gräßliche Jahre unter dem eisernen Regiment des, zum krassesten Pietisten gewordenen Rieger's auf dem Hohenasperg verlebt hatte, war nun nach zehnjähriger Haft so schwach an Geist und an Gesinnung geworden, daß der Herzog ihn bald darauf für würdig hielt, ihn zum Theaterdirektor und Hofpoeten zu ernennen. Der alte Schwung aber herrschte in den Kapliedern, deren Anfang wir an die Spitze unseres Kapitels stellten.

Die Hoffnungen, die diese Verse in den abmarschirenden Soldaten zu erwecken bestimmt waren, ging jedoch keineswegs in Erfüllung.

„Und führt uns der Himmel nach Teutschland zurück,
So bringen wir Ruhm und Dukaten und Glück."

läßt er sie ausrufen. Mehr als solche Dichtungen hatte die Glückträume der Abziehenden ein Brief rege gemacht, den schon vor einiger Zeit General von Wimpfen erhalten hatte. Schwaben, die von jeher — auffallender Weise — die ruhige Hütte der Heimath gerne mit der unsichern Ferne tauschten, seien schon, so wird in jenem Schreiben berichtet, in ziemlicher Zahl auf dem Kap angesiedelt. Ueber dreihundert fänden sich dort, meist Bäcker, die einen außerordentlichen Reichthum erworben und Häuser besäßen von sechzigtausend Gulden

Werth. Manche, aus der Solitude desertirte Soldaten, einen ehemaligen württembergischen Hauptmann und noch mehrere Andere hatte der Briefsteller da getroffen.

Minder glücklich ging es der eben abgehenden Schaar. Stürmisches Wetter begleitete sie schon an den ersten Tagen. Als das Regiment in's Badische hinübergekommen, nahmen die Desertionen überhand, denn wie ein Offizier des Corps schreibt: „Jeder Bade, der einen von uns zu beherbergen hatte, erbot sich von selbst, ihm zur Desertion zu verhelfen." In Ittlingen, Iffertsheim und Wintersdorf ging man sogar so weit, trotz dem Befehle des Markgrafen, die Durchsuchung der Häuser, in denen sich Württemberger verborgen hielten, zu verweigern. Dadurch waren die Offiziere genöthigt, die Nächte durch abwechselnd selbst zu patrouilliren. In Fort-Louis war der Herzog anwesend und ließ die Revue passiren. Von da aus begannen die Krankheiten im Corps überhand zu nehmen. Hundert bis hundertfünfzig Mann mußten auf Wägen nachgeführt werden. In Holland hatten die Truppen mit der Schlechtigkeit der Schiffskapitäne und dem Ungemach einer gefahrvollen Küstenfahrt zu ringen. So stachen sie, schon bedeutend in ihren Hoffnungen herabgestimmt,

von Vliſſingen aus endlich im Juni in die hohe See. Dort wartete ihrer erneuter Jammer, und nur wenige hatten das Glück, nach Krankheiten und Kämpfen in ihr Vaterland zurückkehren zu können. Nicht einmal der verſprochene Sold wurde ihnen ehrlich ausgezahlt. — Unter den ſpät Zurückkehrenden befand ſich auch der damalige Lieutenant Friedrich von Franquemont, nachdem er die mannigfaltigſten Schickſale erlebt hatte. Vom Kap war er in das peſthauchende Batavia, von da nach Trincomale und wieder weiter nach Ceylon gewandert. Hier fiel er, bereits Hauptmann, 1795 in die Hände der Engländer und wurde von ihnen zuerſt nach Madras und dann nach Großbritannien geſchleppt. Nach dreizehn Jahren endlich betrat er wieder den Boden der Heimath, wo ſeiner noch die größten Ehrenſtellen harrten.

21. Ludwig Eugen.

Herzog Carl war in die Gruft gesunken, als die französische Revolution ihre beleuchtenden und versengenden Fackeln in die Welt schleuderte. In diesem gefährlichen Zeitpunkte der Aufregung aller Gemüther, des Kampfes zwischen den altherkömmlichen und den von dem Schimmer einer neuen Philosophie umstrahlten Ideen trat Ludwig Eugen an die Spitze der württembergischen Herrschaft. Ihn kennen zu lernen, wollen wir unsere Leser an zwei Orte führen, die zwar die deutsche Sprache ziemlich ähnlich lautend geschaffen hat, welche aber dem Begriffe nach so weit auseinander liegen: in die Kirche und in die Küche.

Sehen wir zuerst das eine Bild. In der katholischen Hofkapelle zu Ludwigsburg kniet der herzogliche Greis andächtig im Gebete versunken, und ihn umgeben fromme, aber auch glaubenseifrige Geistliche, die der protestantische Württemberger nur mit scheelen Blicken betrachten kann. Die Merey, Werkmeister und andere Prediger Herzog Carl's waren entfernt

worden, und die religiösen Ansichten, welche unter diesem, um mit Pahl zu reden, „nur noch eine leichte Färbung von christlichem Glauben an sich trugen," hatten sich bei Hof gewaltig geändert, der dogmatisch strengsten Religionsrichtung Platz machen müssen. Der Württemberger sieht die ihm verhaßten Kutten, die ihm freilich gar oft aus den sein Land rings umgebenden Klöstern zu Gesicht gekommen, nun wieder mitten in demselben heimisch werden. Franziskaner und Kapuziner gehen bei Hof aus und ein, eben jetzt halten die fürstlichen Personen wieder eine Wallfahrt. Dort vor jenen Seitenaltären sind Priester zu immerwährenden Gebeten für das herzogliche Haus verpflichtet, und während in den Mauern der Kirche noch die Wallfahrt dauert, sind die Diener im Schlosse oft beschäftigt, die Betschemel herzurichten, da Abends die Andacht wieder erneuert werden wird. In einem Lande, wo die katholische Lehre so viele und heftige Gegner hatte, zu einer Zeit, wo man über religiöse Dinge mehr als frei zu denken begann, und nach einer Regierung, welche diese Freigläubigkeit so sehr begünstigte, mußte eine so plötzliche Reaktion Unzufriedenheit und Spott erregen. Schon glaubte man eine intolerante Kälte gegen die Bekenner der ketzerischen Landesreligion zu gewahren,

und wie ſich ein Zeitgenoſſe ausdrückt „das Benehmen des Herzogs betrübte die Schwachen, reizte den Spott der Starken und empörte die Patrioten, denen die Ehre des Landesherrn heilig war.“

Wer aber unter dieſer religiöſen Hülle Heuchelei oder Scheinheiligkeit ſuchen wollte, würde weit irren. Ludwig Eugen war ein vortrefflicher Privatmann, und ein Herz ſchlug in ſeiner Bruſt, das wahrhaft für die Tugend glühte. Blicken wir zurück auf ſeine Vergangenheit, ſo tritt uns durchaus tadelfreier Wandel entgegen.

Auch er hatte wie ſein jüngerer Bruder Friedrich frühe ſchon die Waffen zu tragen gelernt. Merkwürdiger Weiſe war es gerade bei dem Volke, gegen welches er ſpäter, alle übrigen Rückſichten hintanſetzend, ſo energiſch rüſtete, bei den Franzoſen, wo er ſeine erſten Feldzüge machte. Als achtzehnjähriger Prinz trat er aus beſonderer Vorliebe für Frankreich in die Dienſte Ludwig's XV., in deſſen Nähe er mehrere Jahre zubrachte und 1756 den Zug nach Minorca mitmachte. Im ſiebenjährigen Kriege finden wir, während der dritte Bruder unter den Fahnen des Preußenkönigs kämpfte, Ludwig als General im öſterreichiſchen Heere. Noch war der Friede nicht geſchloſſen, als ſchon der Fürſt das Leben der Cam-

pagne mit dem häuslichen vertauſchte. Die Liebe zu der Fräulein Sophie Albertine, Reichsgräfin von Beichlingen, hatte ihn nicht nur vermocht, den Ruhmeskränzen zu entſagen, die ihm noch winkten, ſondern ihr zu Gefallen gab er auch alle Hoffnungen auf, je in ſeinen Nachkommen über das württembergiſche Land zu herrſchen. Er reſignirte für ſeine Kinder auf die Nachfolge, ſich ganz den Freuden der Häuslichkeit, des Landlebens und der Wiſſenſchaft hingebend. Auf ſeinem Gute bei Lauſanne, an den entzückenden Ufern des Genferſees, fanden alle Gelehrte freundliche Aufnahme, und bei dem Zuſammenfluſſe geiſtreicher Köpfe, welche durch Voltaire's Aufenthalt zu Ferney, damals in der franzöſiſchen Schweiz, veranlaßt wurde, mochte es an den verſchiedenſten geiſtigen Anregungen durchaus nicht fehlen. Die Richtung, der von den ſchönen Geiſtern damals gehuldigt wurde, und die, welche die Herrſchaft des Herzogs bezeichnete, ſind jedoch ſo divergirend, daß es auffallend iſt, wie Ludwig Eugen gerade in dieſen Zirkeln Vergnügen finden konnte. Als Mitglied der helvetiſchen Geſellſchaft und in Begleitung ſeiner beiden Töchter, — eine dritte war ihm früher geſtorben, — verließ er 1768 die Schweiz und bezog ein anderes Gut, Waſſerlos bei Hanau. Während der Regierung

ſeines Bruders Carl war er einer der eifrigſten Vertheidiger der Rechte der Stände, ein Feind des Dienſthandels, der Verſchwendung und ſo ſehr Gegner aller ſeiner Maßregeln, daß die fortwährenden Zerwürfniſſe zwiſchen Beiden erſt in dem letzten Lebensjahre Carl's gehoben wurden.

Man kann ſich denken, mit welcher Freude Ludwig Eugen von dem Volke begrüßt wurde, als er am 3. November 1793, feierlich eingeholt von berittenen Bürgern, in Stuttgart einzog.

Wahrhaft denkwürdig und dem freieren Geiſte entſprechend ſind die Inſchriften der dem Schloſſe gegenüber errichteten Ehrenſäule, ganz verſchieden von jenen flachen Complimenten und allegoriſchen Spielereien, denen wir bei ähnlichen Gelegenheiten unter den frühern Fürſten begegnen.

„Willkommen in unſern Mauern Württemberg's gröſ'rer Chriſtoph; auf Gerechtigkeit, Milde, Volksliebe wirſt du als auf ehernen Säulen gründen das Wohl des Staates" hieß es unter anderm. Die vier Altäre, welche die Säule umſtanden, trugen — man glaubt die äußerſten Schwingungen von dem Strudel der franzöſiſchen Revolution zu verſpüren — die Worte: Verehrung der Gottheit, Liebe dem Fürſten, Eintracht den Bürgern, Gehorſam den Geſetzen.

Doch auch dieſer Jubel ſollte nicht nachhaltig ſein, und zufriedene Mienen ſah man bald nur in den Mauern des Schloſſes, wo freilich von Ludwig Eugen das aufkeimende Mißbehagen des Landes nicht an den behaglichen Geſichtern und feiſten Bäuchen der Hofherren und Hofdiener bemerkt werden konnte.

Der Herzog hält in Ludwigsburg, ſeinem Sommeraufenthalte, offene Tafel; offene Tafel, weil den glücklichen Unterthanen geſtattet iſt, ihren Fürſten an Leckerbiſſen aller Art ſich ergötzen zu ſehen, offene Tafel, weil Jeder, der nur immer mit dem Hofe zu thun hatte, irgend etwas von den Delikateſſen wegſtipitzen konnte. Eben fährt ein Faß mit Auſtern in den herzoglichen Schloßhof und wird von dem halbangetrunkenen Küchenperſonale in Empfang genommen. Gleich nach dem Faſſe kommt in einer altmodiſchen, von vier erbärmlichen Pferden gezogenen Kutſche irgend ein Duodezfürſtlein der Nachbarſchaft angefahren. Die paar in abgeſchoſſene Livree gehüllten Heiducken, das geſammte Dienerperſonale des reichsfreien Gebieters, ſpringen vom Hintertritte eilig herunter, den Schlag zu öffnen, und eine lange hagere Figur mit ausgehungerten Zügen wird halb freundlich, halb ſpöttiſch von dem Hofmarſchall bewillkommt. Der Gaſt findet, ſobald er nur in den Speiſeſaal

tritt, eine Menge Bekannte; —war doch Ludwig's Eugen Hof der Sammelplatz für alle Adeligen und Aebte des schönen Schwabenlandes geworden, die trefflich speisen, weidlich trinken und dabei ihre Börse schonen wollten. Da sitzen sie, in dem angenehmen Geschäfte begriffen, die Meisterstücke der Küche, die Prachtwerke der Conditorei, die Seltenheiten des herzoglichen Kellers verschwinden zu machen. Ludwig Eugen gibt seinen Gästen ein gutes Beispiel, und bedenklich schüttelt der Hofmedikus, der übrigens seinerseits es auch nicht fehlen läßt, den Kopf, denn mehr wie einmal hatten solche Tafelfreuden für den alten Herrn mißliche Folgen.

Nicht so vergnügt waren die Landeskinder, denen es vergönnt war, diese vergnügten Gesichter zu sehen. Die große Menge rechnet im Stillen, wie viel da aus der Kasse des Landes zu den materiellsten Genüssen verschwendet wird, und Gevatter Maurer und Steinhauer denken an die schönen Zeiten Carl's zurück, wo doch mindestens das Geld unter die Leute kam und etwas Ordentliches dafür ausgeführt wurde. Die ständischen Mitglieder vergleichen diesen Aufwand mit der Behauptung Ludwig's Eugen, daß er alle Kassen leer gefunden, und überlegen, wie in dieser schweren Zeit die Tausende, welche man hier weit-

hinaus über den Kammerplan vergeudet, beſſer angewendet werden könnten. Die Beamten ärgert die Menge der Adeligen, welche nun wieder in alle Rechte und Prätenſionen eingeſetzt worden ſind, und überdieß ſind es wiederum meiſtens Fremdlinge, die die beſten Stellen im Lande erhaſchen.

Traurig und bekümmert, in einem verſchoſſenen Hofkleide, lehnt dort ein ſolcher Beamte in der Fenſterniſche, er erwartet nur den Schluß der Tafel, um dem Herzog noch einmal ſeine unglückliche Lage vorzuſtellen.

Nun wie geht's? fragt ihn eben ein Freund und College.

Der Angeredete zuckte die Achſeln: Ich werde wohl meinen Stab einen Schritt weiter ſetzen müſſen, meinte er, heute will ich's noch einmal probiren.

Iſt denn gar keine Hoffnung vorhanden?

Für die Carlsſchule gar keine, für ihre Beamten allerdings wenn man ſich fügt und Luſt hat, nach Tübingen zu gehen. Im Angeſichte dieſer Vergeudung behauptet man, die Akademie habe zu ſchwer auf dem Lande gelegen. Würde der Herzog nur einen Monat im Jahre ſo leben, wie der Verſtorbene jahrelang in der letzten Zeit, ſo würde man gut ausreichen. Aber wie immer in der Geſchichte ge-

fällt ſich eben auch hier der Nachfolger darin, mit dem Schlimmen das Gute ſeines Vorgängers niederzureißen. O wenn der Selige wüßte, wie in den Zimmern ſeiner Lieblingsſchöpfung die niedrigſte Klaſſe des Hofgeſindes ſich herumtreibt, daß man in der Kirche Wälſchkorn dörrt, die Bibliothek und die Schulſäle zu Remiſen und Materialkammern benützt, ich glaube, er würde d'reinſchlagen, wie er's in der kräftigſten Zeit ſeiner Herrſchaft gethan.

Was wollen Sie: olim musis nunc mulis! Der Spaßvogel hatte Recht, als er die biſſige Inſchrift an das verlaſſene Schulgebäude anſchrieb.

Und hätte er ſie nicht angeſchrieben, es wären wirklich Pferdeſtälle daraus gemacht worden. Wahr iſt's, Carl hat Hunderttauſende hinausgeworfen, aber es war doch Genialität darin, er vergeudete, doch mit Geiſt; aber dieſer ſanfte, fromme Herzog ſchafft aus lauter Bonhommie und Gerechtigkeitsliebe Unglückliche in Hülle und Fülle.

Die Gerechtigkeitsliebe muß jedoch gar oft der Bonhommie weichen. Ich kann Ihnen ein artiges Pröbchen davon mittheilen. Der Schlingel von Kammerhuſar, der dort hinter dem Abt von Zwiefalten poſtirt iſt, hat vor einigen Tagen, wie mir der Hofkoch erzählte, einen großen, raren Fiſch unter

seinem Mantel fortpraktiziren wollen. Der Herzog liegt, im Verdauungsgeschäfte begriffen, im Fenster, sieht, wie der Bursche über den Hof schleicht, unten am Mantel aber auch den Kopf des Fisches hervorsehen läßt. Wollte er sich nach Tische nicht ärgern. oder war es seine angeborne Gutmüthigkeit: statt den kecken Dieb augenblicklich fortzujagen, ruft er ihm zu: „Hör er, Mosje, wenn er mir wieder einen Fisch stehlen will, so nehm er einen kleineren, oder ziehe er einen längern Mantel an.“

Von dieser Gutmüthigkeit sehe ich aber in der neuen Maßregel gegen den Dienstthandel keine Spur. Es ist schon recht, daß man endlich einmal diesem verderblichen Aemterverkauf ein Ende macht, aber alle Jene schonungslos absetzen wollen, die auf diese Weise ihre Stellen erhalten, ist nicht allein unsinnig, es ist grausam. Wir alle wissen, daß unter Herzog Carl es eben nicht möglich war, auf andere Weise unterzukommen.

Darüber lassen Sie sich kein graues Haar wachsen. Es liegt ganz in der Natur solcher Charaktere, wie der des Herzogs, wenn einmal der erste Anlauf vorüber ist, so weitausgreifende Prozeduren ruhen zu lassen. Ist er doch, wie man sagt, sogar zu bequem, seinen Namen zu unterschreiben, und hat dafür einen

Stempel machen lassen; woher soll er Thätigkeit und Energie für eine so ungeheure Umänderung nehmen, die zudem seinem Herzen sehr wehe thun müßte. Wären wir nur mit unserer Carlsschule nicht schlimmer daran. Uebrigens damals hat man seine Stelle gekauft, und jetzt bekömmt man sie durch Geburt oder Protektion; am Ende ist nicht viel Unterschied. —

Was folgt daraus?

Daß ein gutmüthiger aber schwacher Fürst oft eben so schlimm für ein Land ist, als ein energischer, der zuweilen seine Tyrannenlaune hat. An uns, lieber Freund, haben Sie zu diesem Satze eine demonstratio ad hominem. Doch die Tafel ist beendet, ich will gehen, zu bitten vor dem Betenden, und wünschen Sie mir Glück — ich glaube nicht mehr daran.

Während aber ein halb klösterliches halb Schlaraffenleben in den Hofgemächern von Stuttgart und Ludwigsburg herrschte, drangen die Sturmklänge von jenseits des Rheines immer mahnender und vernehmlicher herüber. Von der Politik Carl's, der 1791 selbst in Paris gewesen und, um Mömpelgard zu retten, sogar die Nationalkokarde aufsteckte, hatte der ehrliche, gerade, wenn auch befangene Sinn Ludwig Eugen's keine Ahnung. Seine An-

hänglichkeit an Deutſchland und das Reich, ſeine Freundſchaft für das franzöſiſche Königshaus, ſein Abſcheu vor den Grundſätzen des Tages, die man in Mainz nicht mehr gar fern hatte; alles dieß rüttelte den ſonſt ſo friedliebenden Mann ſo mächtig auf, daß er als einer der feurigſten Kämpfer für die Sache Deutſchlands das Schwert ergriff. Durch ihn wurde ein Beſchluß des ſchwäbiſchen Kreiſes erwirkt, der die vielfach verſtärkten Contingente einrief und überdieß eine vierzigtauſend Mann ſtarke Landmiliz auf die Beine brachte. In Württemberg ſelbſt hatte die Begeiſterung des Herzogs mächtigen Wiederhall gefunden. In allen Kirchen des Landes hörte man von den Kanzeln patriotiſche Aufrufe zur Vertheidigung des Vaterlandes, zwei tauſend Rekruten wurden ausgehoben, das Forſtperſonale im Vorpoſtendienſte eingeübt, die Päſſe des Schwarzwaldes befeſtigt, und eine vierzehntauſend Mann ſtarke Landmiliz organiſirt. Der Herzog ſelbſt gelobte, an die Spitze des Aufgebots zu treten.

Unterdeſſen war von den Republikanern die Vertheidigungslinie der Kaiſerlichen im Elſaß durchbrochen und die Pfalz überſchwemmt worden. Alles, was nur in Württemberg der Fahne folgen konnte, eilte an die Gränzen, und ſelbſt die Hauptſtadt war von

Militär ſo entblöſ't, daß nicht einmal die nöthigen Wachen für das herzogliche Reſidenzſchloß übrig blieben. Ludwig glaubte ſich ſicher unter den Seinen, und ſein Zutrauen täuſchte ihn nicht. Die einſt beim feierlichen Einzuge des Herzogs zur Erhöhung des Feſtglanzes ihn eingeholt hatten, jene Bürger — die reichſten und angeſehenſten der Stadt — bildeten nun eine berittene herzogliche Leibwache, ihren Fürſten zu ſchützen. Sie nannten ſich die Ludwigsritter und bewaffneten und kleideten ſich ſelbſt.

Am fünfzehnten April 1794 rückte das Corps in den Schloßhof. Blaue Röcke mit gelben Knöpfen und goldenen Epauletten, gelbe Weſten, gelblederne Hoſen und Reiterſtiefel waren ſeine Uniform. Die Kaufleute trugen nur Säbel, die Andern auch Karabiner. Der Herzog dankte ihnen für ihre Aufopferung und Liebe und gab ihnen den Obriſtwachtmeiſter von Gemmingen zum Befehlshaber. Bald auch prangte an der Spitze des Corps eine von dem Fürſtenpaare geſchenkte Fahne, die auf weißem Atlas die Inſchrift „pro deo et patria“ und „gratorum sedula nutrix“ und den herzoglichen Namenszug trug. — Auch eine Bürgerartillerie war errichtet worden.

Ein Rheinübergang lag aber damals nicht im Plane der Franzoſen. Das Vergebliche ſeiner leider

nur zu vereinzelten Anſtalten ſollte Ludwig Eugen nicht mehr ſehen. Er ſtarb, vom Schlage getroffen, auf einem Spazierritte im Mai 1795.

22. Friedrich Wilhelm.

Noch waltete Herzog Carl im württemberger Lande, als der Sohn ſeines Bruders, Friedrich Eugen, 1790 ſeinen Sitz zu Ludwigsburg aufſchlug. Carl, der mit den Meiſten ſeiner Verwandten im Hader lebte, ſah ſehr ungern einen Prinzen in ſeiner Nähe, deſſen geiſtige Eigenſchaften eben ſo hervorſtachen, als er kräftigen Willens und raſcher That war.

Bald gingen in dem Palais der Fürſtenſtraße Leute aus und ein, die dem regierenden Herzoge gar nicht genehm waren, und Geſpräche wie Perſonen dort waren der ſtete Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit.

Der Prinz, der den Argwohn ſeines Oheims ſo ſehr auf ſich zog, hatte frühe ſchon Gelegenheit gehabt, einen Schatz von Erfahrungen auf dem Schlachtfelde wie im Kabinette zu ſammeln. Zuerſt am Hofe Friedrich's II., unter deſſen Fahnen er im bayeriſchen Erbfolgekriege diente, folgte er 1782 dem Großfürſten Paul, der ſeine Schweſter Marie als Gemahlin heimführte, nach Rußland. Hier am Hofe der nor-

dischen Semiramis lernte er, sich in größeren Verhältnissen bewegen, und erwarb sich den richtigen Blick für jene bedeutenden politischen Konstellationen, für die ihn sein späteres Schicksal bestimmt hatte, und jene geistige Ueberlegenheit, welche Napoleon veranlaßte, ihn als einen der tüchtigsten Regenten Europa's zu bezeichnen. Hier aber auch, auf einem Boden, wo stets eiserne Gewalt und kleinliches Mißtrauen Hand in Hand gehen, mochte ihm jene Strenge und Rücksichtslosigkeit eigen geworden sein, die gepaart mit seiner natürlichen Heftigkeit den Grundzug seines Charakters bildeten. Wie energisch er selbst der allgewaltigen Czarin gegenübertrat, bezeugt Masson, der uns den schönen Zug erzählt, daß der Prinz den Muth hatte zu verweigern, was der Großfürst die Schwäche hatte zu bewilligen, die Ueberlieferung der Kinder an Katharina. Dieß, vielleicht auch ein hitziger Streit mit seiner Schwester, den das Gerücht selbst bis zu Thätlichkeiten ausarten läßt, bestimmte ihn, Rußland zu verlassen, wo er Gouverneur von Finnland und später von Cherson gewesen. Auch er wandte sich gleich Ludwig Eugen, seinem Oheim, in die Nähe von Lausanne und verlebte hier auf seinem Landhause Monrepos einige Jahre. In dieser Zeit, am siebenten Geburtstage seines Aeltesten, starb ihm

seine erste Gemahlin Caroline, eine braunschweigische Prinzessin. Wenn man die Reihe der fürstlichen Familienbilder im Ludwigsburger Schlosse durchschreitet, so wird das Auge unwillkührlich durch Auguste Caroline gefesselt. Selten begegnet man lieblicheren Zügen. Wie sie abgebildet ist, in einem weißatlasnen Gewande, einer Rosaschärpe, die sich ätherisch um die niedliche Figur schlingt, macht sie mit ihrer interessanten Physiognomie, ihren hochblonden, in leichten Locken aufgeschlagenen Haaren einen fast romantischen Eindruck auf den Beschauer, und unwillkührlich schafft sich eine lebhafte Phantasie vor diesem Bilde Dichtungen und Träume aus der Geschichte ihres Herzens.

Das Wetterleuchten, das während Ludwig's Eugen Regierung am politischen Horizonte Württemberg's sich zeigte, war unter Friedrich Eugen, des Prinzen Vater — wir werden ihn in der Geschichte von Hohenheim näher kennen lernen — als verheerendes Gewitter über das Land hereingebrochen. Der Erbprinz stand 1796 an der Spitze der Württemberger bei Freudenstadt den Franzosen gegenüber. Der Kniebiß wurde genommen und bald folgte die Flucht der herzoglichen Familie nach Ansbach. An der Seite einer zweiten Gemahlin, der Kronprinzessin von

Großbritannien Mathilde, kehrte er im Mai 1797 dauernd in das Vaterland zurück, um im Dezember desselben Jahres den Thron zu besteigen. Freudig empfing in ihm Württemberg wieder den ersten protestantischen Fürsten. Freudig vernahm es seine vielverheißenden Versicherungen und, was mehr noch, die Kunde, daß ihnen Thaten folgten. Der ungemessene Vorzug der Fremden und Adeligen bei den Anstellungen verschwand, die Steuern wurden gemindert oder doch billig vertheilt und manches Regale aufgehoben. Man glaubte, die Vorsehung habe einen zweiten Christoph dem Lande beschieden, aber nicht allein dem Namen, auch der That nach war es ein zweiter Friedrich, dem die Herzogskrone geworden. — Alle Lustschlösser von Württemberg, behauptet Memminger, wurden gebaut, um Luft zu schöpfen, physisch, moralisch, sozial. Sie wurden auch, kann man passend hinzusetzen, immer von den Fürsten aufgesucht, wenn sie Luft schöpfen wollten. Als Friedrich Ludwigsburg bezog, war der Zwist im Innern schon wieder losgelassen, und von Außen tobten die Stürme des Krieges.

Von einzelnen Momenten aus jenem vielbewegten Leben sollen uns jetzt dieses Palastes Gemächer erzählen. Betrachten wir ein Freundespaar. Für-

wahr ein seltener Anblick: ein Fürst, der seinen Diener Freund nennt, ein Diener, der hochherzig und uneigennützig genug ist, wahre Freundespflicht gegen seinen Fürsten zu erfüllen. Carl von Zepplin war schon seit Jahren durch alle Fahrten in Leid und Freud der unzertrennliche Gefährte des neuen Herzogs. Jetzt eben wieder vermag er allein es, mit seinen sanften Worten die aufwallende Gluth des Zornes zu besprechen, die seinen fürstlichen Freund durchtobte. „Meine redlichsten Absichten mißkannt, bittere Unannehmlichkeiten mein tägliches Loos, die, welche mir am nächsten sein sollten, kränken mich unausgesetzt, — nein, ich kann nicht unempfindlich sein gegen diese Peinigungen," ruft Friedrich aus, „und es muß mich bekümmern, daß in der Landtagsversammlung ein Geist und ein Sinn überhand nimmt, der keiner meiner Erwartungen entspricht."

Zepplin wußte wohl die Stimmung des Herzogs zu mildern, allein in der Hauptsache des Streites selbst konnte er um so weniger dem Fürsten Unrecht geben, als seine eigene Ueberzeugung mit der seines Freundes übereinstimmte. Es galt vor Allem den Krieg gegen Frankreich. Englische Subsidieen, und mehr noch die Anhänglichkeit an den Kaiser veranlaßten den Herzog, trotz des Friedens mit der Republik

den Kampf auf's Neue zu beginnen. Nach dem Siege der österreichischen Truppen bei Stockach wurde diese Absicht zum festen Entschlusse. Auch außerdem war die Sachlage zwischen dem Fürsten und den Ständen der Art, daß früher oder später ein feindlicher Zusammenstoß erfolgen mußte. Diese benahmen sich, als ob sie die Mitregenten des Landes wären, und der Herzog — stolz und rechthaberisch — hatte zwar die besten Absichten, wollte aber alles Dargebotene als Gnade angesehen wissen. Zudem war der Staatskörper in manchen seiner Theile verknöchert, und hergebrachter Schlendrian und verderbliches Kotterieweſen hemmte den Organismus. —

Die Thüren öffnen sich, und die Deputation des engern Ausschusses der Landstände bringt die Bitte vor, der Herzog möge an der Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich keinen Theil nehmen, und mahnte daran, daß Württemberg mit der Republik im Frieden stehe. Nicht Friedrich Wilhelm, nur sein Minister nimmt das Wort. „In wenigen Monaten," antwortet Zepplin, „wird es der König von Frankreich schwerlich übel nehmen, daß wir mit der Republik Frankreich den Frieden gebrochen." So sicher rechnete selbst der umsichtige Herzog auf den Sieg der neuen Coalition.

Friedrich Wilhelm präſidirt dem geheimen Rathe. Dieſelbe Frage, die ſo eben kategoriſch entſchieden wurde, beſchäftigt auch dieſen. Treue, erfahrene Räthe ſprechen für die Neutralität; da fährt im Unmuthe der eigenſinnige Herr von ſeinem Stuhle auf: „Schreiben!“ rief er dem Präſidenten von Hofmann, den Miniſtern von Wöllwarth und von Urkull zu. Beſtürzt folgten ſie dem herzoglichen Befehle, und — allen Dreien diktirte er ihre Entlaſſung. Zeppelin wurde erſter Miniſter.

Kuriere kommen und gehen, die Stadt, ſelbſt das Schloß hat ein kriegeriſches Anſehen. Am ſieben und zwanzigſten Auguſt erſchreckt die Nachricht, die Franzoſen rückten gegen Knittlingen vor; Tags darauf beſetzen ſie Heilbronn, ſelbſt bis unter die Mauern von Ludwigsburg ſtreifen die Vorwachten Ney's. Von allen Seiten des Landes treffen Unglück kündende Depeſchen ein. Hier plündern die Franzoſen unter dem Namen der Freiheit und Gleichheit, und dort hauſen die Oeſterreicher, die ſich die Beſchützer des Landes nennen, nicht milder. Am neunten September kamen die Letzteren. Zwiſchen Stuttgart und Ludwigsburg, bei Kornweſtheim, breitet ſich ihr Lager aus, und zwei Tage darauf begrüßt Friedrich Wilhelm den Mann, auf den da-

mals alle Hoffnungen Deutſchlands gerichtet waren, den Erzherzog Carl, in ſeiner Reſidenz. Nur wenige Stunden weilt der Held in den Mauern Ludwigsburg's, und noch vor Abfluß des Jahres hat er die Republikaner über den Rhein zurückgetrieben.

Der Landtag, der die Kriegsmittel verweigert, iſt aufgelöſt. Die Spannung mit dem Herzoge wächſt täglich. Abermals wird der Reichshofrath angegangen, doch die Zeiten haben ſich geändert, und die Proteſtirenden werden als ungehorſame Unterthanen abgewieſen. Ueber ſolche hatte nun der Herzog freie Hand. Der Landſchaftskonſulent Batz, der von den Ständen nach Wien geſchickt worden war, wurde gefangen von dort zurück und auf den Aſperg gebracht. Lieferungen, neue Steuern, Rekrutirungen, Arreſtationen folgten ſich Schlag auf Schlag, und als im April 1799 ein neuer Landtag eröffnet werden ſollte, waren die Konſulenten Abel und Kerner entlaſſen, der willige Prälat Wild mit der wichtigen Prüfung der Vollmachten betraut. Für Eigenmächtigkeiten dieſer Art war aber die Zeit ſchlecht gewählt. In den Straßen von Stuttgart zeigten ſich bedenkliche Symptome, das Volk rottete ſich zuſammen, und bis in die Vorgemächer des Ludwigsburger Schloſſes drang der Ruf der Unzufrie-

denheit. Flugschriften erhöhten die erbitterte Stimmung. „Seht da," rief's, wenn man einen der Offiziere mit den hohen preußischen Stiefeln vorübergehen sah, „das sind die Rekommandationsstiefel, die freilich mehr gelten, als die bescheidenen Strümpfe und Schnallenschuhe unserer Landtagsdeputirten." „Beim Carl Herzog haben es die blauen Schuhe, bei dem die hohen Stiefel gethan," meinte ein Anderer. Gewahrte man eine Hofequipage, so hieß es: „Da fährt unser Geld hin, da werden unsere Steuern vergeudet. Ist es erlaubt in so bedrängten Zeiten 20000 fl. für eine Kutsche auszugeben?" —

„und sechzigtausend Gulden für Hoflivreen? Und, sollte ich meinen, man kann schöne Leute genug in Württemberg finden, was braucht der Herzog die zwei wüsten Mohren hintendrauf."

Am meisten aber erregten den Haß des Volkes der Konsulent Stockmayer, der Landtagsspion, der nach jeder Sitzung regelmäßig in's Kabinet rapportirte. „Das ist einer der Hauptspitzbuben," meinten Viele, „die den Herzog immer hetzen, und es muß arg sein, daß selbst sein eigener Sohn gegen ihn auftrat und sich laut vor den Ständen ausließ, wie man ihnen den Alten aufgedrungen."

„Geht mir mit Euren Ständen, ihren langen Beschwerden und Reden," war die Antwort, „die taugen auch nichts und sorgen nur für ihren Beutel und den ihrer Sippschaft."

Mitten unter diesen Mißvergnügten, die doch mindestens bestimmte Gebrechen ihres Landes vor Augen hatten, zeigten sich da und dort die Verehrer der Revolutionszeit, die Phrasenmacher, die in hohlklingenden Worten dem gaffenden Pöbel Vorlesungen über die Freiheit hielten. „Freunde," perorirte so Einer, „wir lassen uns nicht durch Stellen abfangen, wir wollen weder Waldvögte noch Vicepräsidenten werden, weder herzogliche Lieutenants ohne, noch viel weniger mit Rekommandationsstiefeln; man wirft euch Sand in die Augen; wir wollen Bürger eines Staates sein, in dem das Gesetz Herr ist, einen Thron von freien Bürgern umringt, gleiche Vertheilung der Gewalten haben" — und wie die vielbekannten Schlag- und Losungsworte der damaligen Zeit alle hießen.

Unterdessen waren die dreifarbigen Fahnen wieder siegreich über den Rhein gezogen. Das jungfräuliche Hohentwiel fiel durch die Unentschlossenheit seiner Kommandanten und das zweizüngige Benehmen Friedrich's, der es damals schon liebte, die Verant-

wortung auf andere Schultern zu wälzen. Am ersten August 1800 waren statt des Herzogs, der seit dem Juli mit allen Kassen nach Erlangen geflüchtet, die Franzosen wieder die Herren im Ludwigsburger Schlosse.

Es ist häßlich, daß er noch aus der Ferne her mit dem ausgesaugten Lande hadern konnte, wer die sechs Millionen Livres Brandschatzung zahlen sollte, er, der die vollen Kassen mitgenommen, oder das Land, welches der Feind ausgesaugt. Aber schön und würdig klingt auf den Vorschlag Paul's: Württemberg an Bayern und Baden gegen das Kurfürstenthum Hannover abzutreten, seine Erklärung: „Ich will lieber gar Nichts, als mit freiem Willen auch nur ein Dorf des Herzogthums herausgeben."

24. Die Königskrone.

Wer nach Ereigniſſen die Zwiſchenzeit meſſen wollte, die von den Begebenheiten des letzten Kapitels an bis zu dem des gegenwärtigen ſich zugetragen, der würde nicht anders glauben, als dieſe Fülle von unerwarteten überraſchenden Dingen hätte nicht weniger Jahre, nicht einzelner Dezennien, nein, Jahrhunderte bedurft, um zur Erſcheinung zu kommen. Und dennoch, nur ein halbes Jahrzehent war nothwendig, dieſen Berg von Thatſachen aufzuhäufen, zu untergraben, was für viele Menſchenalter gebaut ſchien, und zu geſtalten, was vielleicht für eben ſo viele geſichert iſt. Es erſcheint überflüſſig, hier Begebenheiten ausführlich zu erzählen, welche in der ganzen geſelligen wie ſtaatlichen Phyſiognomie der Gegenwart geſchrieben ſtehen. Unſre Väter waren es, welche gefeſſelt dem Siegeswagen des gewaltigen galliſchen Imperators folgten; unſre Väter, die endlich mit von Vaterlandsliebe geſtählter Hand in die Speichen desſelben griffen, daß er niederſtürzte und den Helden unter ſich begrub. Sie haben ſie von Auge zu Auge

geſchaut, dieſe größte Tragödie, die ſeit den Tagen der Völkerwanderung auf dem Welttheater abgeſpielt wurde, und wir können uns nicht erwehren, wir müſſen daran glauben, ob es gleich wie ein Mährchen klingt aus den Heldengeſängen der Griechen, aus den Gigantenkämpfen der homeriſchen und heſiodiſchen Zeit.

Gerade auf dem Höhenpunkte der napoleoniſchen Macht, ein Jahr, nachdem der Sohn der Republik im Vertrauen auf die Allmacht ſeiner Kraft und die Treue ſeines Glücks undankbar der Mutter den Rücken gekehrt und die Kaiſerkrone auf ſein Haupt geſetzt — treten wir wieder in die Prunkgemächer des Ludwigsburger Schloſſes. Doch ſtand es unterdeſſen nicht verödet, jeden Sommer war es wenigſtens einige Zeit erfüllt von dem Glanze des Hoflagers. Aber walten im Württemberger Land nicht mehr ſeine Herzoge? Hat der Krieg auch ſie daraus verdrängt, daß nun ein Kurfürſt im Schloſſe gebietet? Wohl ein Kurfürſt, doch iſt es keiner von den Kriegsgenoſſen oder Vettern des machtumkleideten Feldherrn. Während der Lüneviller Friede ringsum Throne niederwarf und Szepter zerbrach, hat er an Friedrich Wilhelm den

Glanz dieſer neuen Reichswürde und mit ihm eine bedeutende Bereicherung ſeines Gebietes verliehen. Nach allen Seiten hin ſtreckten ſich weit über die Gränzen des alten Württembergs jene des nunmehrigen Kurfürſtenthums. In allen den Ländern und Ländchen des Krummſtabs, welche das alte Stammland umlagern, herrſcht jetzt der württembergiſche Szepter, und ſo manche Städte und Städtchen des Schwabenlandes mußten den Reichsadler gegen die Hirſchgeweihe vertauſchen. Ellwangen mit ſeinem fürſtenmäßigen Gebiete, die reichen Abteien Zwiefalten, Komburg und Schönthal, wo der eiſerne Götz ruht, huldigten nun Friedrich. Aalen ſtets freundlich, wie Reutlingen ſtets feindlich gegen Württemberg, nun ſind beide ihm vereint. Neue Perlen in ſeiner Krone ſind: das fleißige Heilbronn, die alte Römerſtadt Rottweil, das herrlich gelegene Eßlingen, Hall mit den Schätzen ſeiner Natur, Weil, wo Keppler's Wiege ſtand, und endlich Gingen, das die blutige Niederlage des Brandenburger Achilles geſehen.

In der That der größte Theil deſſen, was der Herzog im Sinne hatte, der Kurfürſt kann ſagen: Es iſt vollbracht. Unabhängigkeit nach Innen, Macht nach Außen, dieß waren die Zielpunkte, die er im Auge hatte, die ſein rückſichtsloſes Streben

erreichte. Manches Schlechte, alt und mürb Gewordene, hat sein eiserner Wille gebrochen, aber mit ihm sanken die festesten Säulen der württemberg'schen Verfassung in den Staub.

Auch in dieser Beziehung war das Erscheinen des Imperators in Württemberg für dieses von Bedeutung, und dies ist der Moment, wo wir Ludwigsburg wieder sehen.

Der dritte Krieg zwischen Napoleon und Oesterreich war ausgebrochen. Während Friedrich noch mit Preußen der Neutralität wegen unterhandelte, überschwemmten bereits österreichische Truppen von Bayern aus Oberschwaben und die württembergischen Lande. Da schritten unerwartet die Franzosen zum viertenmale über den Rhein und bald standen mehr als 80,000 Mann von dem Heere Napoleon's in der Nähe von Stuttgart. Trotzdem war der Kurfürst noch unentschlossen; selbst die Erwerbungen, welche die Friedensschlüsse Württemberg gebracht, vermochten seine Liebe zum Vaterlande nicht zu mindern, vermochten nicht, ihn für Napoleon's Sache günstig zu stimmen. „Ich habe das Alles mit meinem guten Gelde bezahlt, äußerte er öfters, und es repugnirt meinen Gefühlen von Pflicht und Ehre, ein Bündniß mit einer auswärtigen Macht gegen den Kaiser zu

ſchließen.“ Die Zügelloſigkeit der öſterreichiſchen Armee in Schwaben, die ganze Rückſichtsloſigkeit des kaiſerlichen Abgeſandten von Steinherr, der dem Kurfürſten ſchon früher als ein Bedränger der Württemberger verhaßt, nun, nachdem man vorher Friedrich lange ohne Antwort gelaſſen, im letzten entſcheidenden Augenblicke mit unmöglichen Forderungen auftrat, endlich die drohende Stellung der Franzoſen entſchieden, zwangen ihn, eine Politik aufzugeben, die gewiß im Herzen und der Geſinnung des Kurfürſten gewurzelt war. Friedrich Wilhelm befand ſich, wie Pahl mit Recht ſagt, in der Lage eines wehrloſen Wanderers, dem der Räuber die Piſtole auf die Bruſt ſetzt. Er iſt nicht im Falle, die Parthie zu nehmen, ſie wird ihm gegeben.

Der Widerwille gegen die Fremdlinge war im letzten Moment größer wie je. Er hatte ſich eingebildet, ſeine Hauptſtädte müßten von jedem Truppendurchzuge unberührt bleiben, und auf einmal erſchien Marſchall Ney, der Sohn eines Bäckers, mit aller Indolenz dieſer republikaniſchen Emporkömmlinge, ihm, dem ſtolzen Sprößlinge des alten Hauſes der Teck gegenüber, und ließ trotzig ſeine Kanonen vor dem Ludwigsburger Thore Stuttgarts auffühven, während die Huſaren des Generals Duprel ſogar in die kurfürſt-

lichen Marſtälle einbrachen und mit Säbelhieben die herrſchaftlichen Diener verwundeten. Vergebens waren die Gegenanſtalten des alten Generals von Hügel, die Franzoſen rückten am erſten Oktober in Stuttgart ein. Am zweiten hielt Ney eine große Revue über das Armeecorps. Drei Mann hoch bildete ſich eine Linie von der Leimengrube an durch die ganze Stadt zum Ludwigsburger Thore hinaus bis zum Galgenſteig. Obwohl nicht, wie der Moniteur pomphaft verkündete, Württemberg die Franzoſen als ſeine Befreier empfing, ſo war doch die ganze Stadt und Umgebung auf den Beinen, um die gefürchteten Helden zu ſehen. Aber mit noch höherem Intereſſe ſtrömte am Abende Alles nach Ludwigsburg, wo man den Kaiſer ſelbſt, vom Kurfürſten eingeladen, in der Nacht erwartete. Die ganze Stadt war glänzend beleuchtet. Prinz Paul, der zweite Sohn des Kurfürſten, empfing Napoleon zwei Stunden von Ludwigsburg. Hundert Kanonenſchüſſe verkündeten endlich der Menge die Ankunft des gewaltigen Imperators. Friedrich ſelbſt harrte am Eingange der Stadt, um ihn durch die Spaliere der kurfürſtlichen Garde unter Trommelwirbeln, fortgeſetztem Donner der Kanonen und Glockengeläute in das Schloß zu geleiten. Noch lange weilte das Volk

auf den Straßen, theils um durch die Fenster des Schlosses wenn auch nur den Schatten des kleinen, finstern Mannes zu erspähen, in dessen Händen abermals das Schicksal Europa's lag, theils die prächtigen und seltsamen Uniformen seines Gefolges, unter denen besonders die dunkeln Gesichter der Mameluken Aufsehen erregten, anzustarren.

Am folgenden Tage entfaltete der Hof bei einer großen Cour seinen vollen Glanz. Wenn sich die Blicke der württemberg'schen Großen vor allem auf den mächtigen Gast ihres Kurfürsten richteten, der jetzt in dem einfachen welthistorischen grünen Rocke in ihrer Mitte weilte, so waren die Blicke vom Gefolge Napoleon's kaum minder durch die ungeheure Korpulenz Friedrich's Wilhelm überrascht, wenn auch vorher die Fremden weislich von den Kammerherrn auf eine solche abnorme Erscheinung vorbereitet waren. Es ist eine merkwürdige Wahrnehmung, daß so viel Verstand und Energie in einem Körper walten konnten, der zu Trägheit und Phlegma wie geschaffen schien. Herzog Paul, der zweite Sohn des Kurfürsten, der erst vor fünf Tagen die schöne und liebenswürdige Prinzessin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen heimgeführt, war beständig in des Kaisers Nähe. Die Kurfürstin suchte durch ihr

freundliches, ſanftes Weſen das allerdings Geſpannte dieſer Situation auszugleichen. Unter den jüngern Fürſtinnen mochte wohl vor allen die anmuthige Prinzeſſin Katharina die Aufmerkſamkeit Napoleon's erregt haben, da ſich vorausſetzen läßt, daß er ſchon damals mit dem Plane umging, das Haus Würtemberg dem ſeinigen näher zu verbinden. Uebrigens wird der ſonſt ſo trockene „Moniteur" bei der Schilderung dieſer Damen fein und galant, ganz nach Sitte ſeines Landes. Sagt er doch: „Sie ſind alle ſehr liebenswürdig und Viele davon außerordentlich ſchön." Aus der Suite des Kaiſers ragte vor allen der Schwager desſelben, der tapfere Murat, der unwiderſtehliche Sieger im Felde wie in den Boudoir's, hervor. Die Generale Ney, Lannes, Oudinot, Baraguay d'Hilliers, lauter Namen, welche die Bulletins jener Tage ſo oft nennen, ſtanden ihm zur Seite. Auf wenige Fuße Raumes waren hier die Reſultate der neuen Geſchichte zuſammengedrängt: hier die Nachkommen der älteſten Häuſer Europa's, dort im Gefolge des Advokatenſohnes aus Korſika die Kinder eines Gaſtwirthes, Bäckers, Färbers, Krämers, welche ſich mit dem Schwerte ihre gebietende Stellung erkämpft hatten.

Nach der Cour hatten die beiden Fürſten eine

zweistündige Unterredung. Noch zeigen die alten Diener im Schlosse zu Ludwigsburg das Zimmer, noch die Fensternische, wo eines der wichtigsten Schicksale des Landes entschieden wurde. Napoleon war nicht der Mann des Zauderns und langer Umschweife. Ernst und entscheidend sprach er das verhängnißvolle Wort: Sein oder Nichtsein aus. „Wer nicht für mich ist, ist wider mich," entgegnete er auf die Bedenklichkeiten des Kurfürsten und verfehlte nicht, mit der ihm so sehr zu Gebote stehenden Beredtsamkeit all die Vortheile aufzuzählen, die ein Bündniß mit ihm bringen müsse. Die Aussicht auf die Königswürde, volle Souveränität, bedeutende Gebietsvergrößerung — waren allerdings reizende Lockspeisen für den ehrgeizigen und eigenwilligen Fürsten. Noch zögerte er und stellte dem Kaiser die Schwierigkeiten vor, von den Landständen die nöthigen Summen zu erlangen. Da warf Napoleon, wie einst Brennus, das Schwert der Gewalt in die sinkende Wagschale, und sein Wort: „chassez les bougres" löste für immer die alte vielhundertjährige Verfassung Württembergs.

Der Aufenthalt Napoleon's verflicht auch für immer den Namen Ludwigsburg mit der Weltgeschichte. Von hier aus ist die Kriegserklärung gegen

Oeſterreich erlaſſen worden; die beiden Geſandten dieſer Macht wurden ſogar auf einige Stunden unter polizeiliche Aufſicht geſtellt und von Wachen umgeben.

Nachdem der Kaiſer am vierten Stuttgart und Abends daſelbſt die glänzende Oper beſucht, in der das Meiſterwerk unſers Mozart, Don Juan, gegeben wurde, verließ er am folgenden Tage das württembergiſche Hoflager. Zwölf Tage darauf war die öſterreichiſche Armee bei Ulm gefangen, ſechs Wochen ſpäter die Kaiſerſchlacht bei Auſterlitz geſchlagen und, noch ehe das Jahr ſeinen Lauf vollendet, am 26. Dezember, der preßburger Frieden geſchloſſen, in welchem Napoleon's Wort zur Wahrheit, die Königskrone ihres Herrn und die Vermehrung ſeines Gebietes um einmalhunderttauſend Seelen die Beute der württembergiſchen Krieger wurde, welche an der Seite der Franzoſen gefochten.

So weit es an dem Kurfürſten lag, ließ auch er Napoleon's Worte nicht unerfüllt. Der dreißigſte Dezember iſt der merkwürdige Tag, an welchem des Kaiſers Lehre „chassez les bougres“ ihre Früchte getragen. Zum letztenmale war der Ausſchuß der Landſtände in ſeinem Saale verſammelt; Friedrich

bestieg den Thron und kündigte ihm persönlich den Umsturz der beschwornen Verfassung an. Kassen und Archive wurden weggenommen und der unbedingte Eid der Treue und Unterthänigkeit gegen den Souverän gefordert.

Als die Mitglieder von dem Landschaftshause über den Schloßplatz in düstrer Abendstunde gingen, ein langsam schwankender Zug dunkel gekleideter Männer mit gesenkten Blicken, konnte, so erzählt Pfister, ich mich nicht erwehren, an einen Leichenzug zu denken.

Es ist der Brauch beim Militär, mit dumpfen, traurigen Tönen die Leiche zum Grabe zu geleiten; fröhliche Weisen erklingen, wenn der Zug zurückkehrt. So wollen auch wir dieses Kapitel schließen. Der Divisionsgeneral Marois, Napoleon's Adjutant, hatte die offizielle Kunde von der Verleihung der Königswürde nach Stuttgart gebracht, und der erste Tag des Jahres 1806 sah die feierliche Annahme des neuen Titels. Herolde verkündeten allerorten Friedrich Wilhelm als den ersten König von Württemberg.

25. Drei Jahre.

Es ſind freilich nur einzelne Gruppen, die uns, nach dem Plane dieſes Werkes, aus dem großen, reichen Welttheater zu ſehen vergönnt ſind; es iſt freilich nur ein einziges Schloß, in das uns Clio geführt hat, aber auch hier können wir das gewaltige Brauſen der Stürme vernehmen, die Europa erfüllten; hie und da leuchtet ein Blitz durch die Säle des Ludwigsburger Palaſtes, der uns weithin erkennen läßt, was außen vorgeht, und manchmal auch ſchlägt er zündend und vernichtend in unſerer Nähe nieder.

Als ſolches Opfer der Zeitenſtürme ſehen wir den Brigadegeneral Carl Friedrich Graf von Normann-Ehrenfels, einen der tapferſten Offiziere der württembergiſchen Armee, in die Ungnade ſeines Herrn fallen. Eben unterſchreibt der König die Beſtättigung des kriegsgerichtlichen Urtheils, das den Grafen zur Kaſſation verdammt. Friedrich Wilhelm hatte nur den militäriſchen Standpunkt, nur den ſtrengen Gehorſam des Kriegers im Auge, als er eine ſo entehrende

Strafe über den hochverdienten Führer ſeiner Truppen ausſprach. Dieſer hatte wohl nicht daran gedacht, von ſeinem Könige mit dem gewöhnlichen Maaße gemeſſen zu werden, als er, begeiſtert für die Sache des Vaterlandes, geleitet von den höchſten politiſchen Rückſichten, da der Uebertritt der Rheinbundfürſten als unausweichbare Maaßregel bevorſtand, auch ſeine Brigade am achtzehnten Oktober vom franzöſiſchen Heere weg und den deutſchen Brüdern zuführte. Fern vom Vaterlande aber wieder im Kampfe für eine ſchöne, erhebende Idee, für die Freiheit des griechiſchen Volkes fiel Normann neun Jahre ſpäter auf den Trümmern von Miſſolunghi.

Die ſchwere Zeit ging nicht vorüber, ohne auch im eigenen Hauſe des Königs tiefe Wunden geſchlagen zu haben.

Das, was Deutſchland von einem Ende zum andern mit Jubel erfüllt, was das Volk mit nie erhörter Begeiſterung beſeelt, die Freude über den Sturz der Napoleoniſchen Herrſchaft: in Katharinen's Herzen klingt der allgemeine Freudenruf nur Wehmuth erregend nach. Der Sturz des Koloſſes ſcheint auch ihr Glück zertrümmert zu haben, und auch ihr

droht das Schickſal Marie Louiſen's, getrennt vom Gemahl der Politik hingeopfert zu werden. Die Staatsraiſon des unbeugſamen Vaters führte ſie 1807 in die Arme Jérome's; damals gebot ihr die Kindespflicht, zu gehorchen; durfte ſie aber jetzt, wenn der Vater Trennung befiehlt, jetzt, nachdem Bande der Religion, Pflicht und Liebe ſie mit Jérome's ſieben Jahre lang vereinigt, noch einmal gehorchen? Ihr ganzes Inneres ſprach nein, und die Tochter Friedrich's Wilhelm hatte von ihrem Vater Kraft genug überkommen, ſeinem Willen den ihren entgegenzuſetzen.

Kaum war Katharina nach dem ſchnellen Falle des ſchnell erbauten Königreichs Weſtphalen in Ludwigsburg angelangt, als eine Hofdame unter vielen Theilnahmsbezeigungen ſich erlaubte, der Prinzeſſin einen guten Rath zu geben. Es werde, meinte ſie, der Majeſtät wohl anſtehen, dem Beiſpiele Marie Louiſen's zu folgen und für ihre Familie nicht weniger als Jene zu thun.

„Ich begreife Sie nicht," erwiederte die entthronte Königin, „obgleich ich weiß, daß man grauſam genug iſt, die Erzherzogin an Erfüllung von Pflichten zu hindern, die ihrem Herzen theuer ſind und wozu ſie Ehre und Glaube auffordern." Auf weiteres

Andringen der Hofdame fuhr sie fort: „Jérome ist unglücklich, allein ich bin seine Gattin und muß also sein Mißgeschick theilen, so will es Gott.“ Ein treffliches Denkmal ihres Herzens ist folgender Brief, den sie an ihren Vater schrieb und den der Graf de la Garde im Congrès de Vienne, aufbewahrt hat:

„Ich will nicht versuchen, hier das Glück zu schildern, welches ich demjenigen, den mir staatliches Interesse zum Gemahle gab, seit sieben Jahren verdanke. Gesetzt aber auch, er wäre für mich der schlechteste der Gatten gewesen, so würden Sie selbst, mein theurer Vater, demgemäß, was mir die Grundsätze der Ehre befehlen, zugeben müssen, daß ich ihn nicht verlassen darf, jetzt, da er unglücklich wird, und vorzüglich, da er sein Unglück nicht verschuldet hat. Mein erster Gedanke, mein erster Wunsch war, mich, jedoch nur mit ihm, dem Vater meines Kindes, in Ihre Arme zu werfen, wo wäre außerdem meine Ruhe, dürfte ich sie nicht mit demjenigen theilen, dem ich jetzt mehr als je meine Tröstungen verdanke.“

Lange wankte Friedrich Wilhelm; das Andringen Oesterreichs auf Trennung der Ehe war zu bestimmt. „Unterwirf Dich,“ sagte er zu seiner Tochter, „die großen Mächte verlangen es.“ — „Aber,“ erwiederte Katharina, „wollen Sie denn ganz Europa gestehen,

daß Sie nur aus Furcht oder Ehrgeiz in meine Heirath willigten und die Ehre Ihrer Tochter einem Königstitel opferten? War ich nicht die Gattin des Königs von Westphalen, so bin ich also seine Konkubine gewesen."

Diesen beredten Gründen — und wann ist wahres Gefühl nicht beredt? — wußte der König keine Einwendungen entgegenzusetzen, er gab den Bitten seiner Tochter um so leichter nach, als seinem eigenen stolzen Geiste die Wahrheit dieser Bemerkung nicht entging.

Der ritterliche Sinn Kaisers Alexander macht die Worte, welche ihm, als von dieser Angelegenheit die Rede war, in den Mund gelegt werden, sehr wahrscheinlich: „Es ist dieß ein Gewissensfall," soll er geäußert haben, „über den Niemand eine Entscheidung zusteht, als der Prinzessin selbst."

Der Congreß von Wien mit seinen Staatsverhandlungen und seinen Festivitäten, mit seinen Kämpfen und Allianzen, war noch lange nicht beendet, als der König, den man immer nur mit sorgenvoller oder mürrischer Miene dort erblickte, unzufrieden über den schleppenden Gang, mit welchem der wahre Zweck dieses Fürstenvereines verfolgt wurde, und erbittert, daß man von einer Wiederherstellung des heiligen

römiſchen Reiches und der freien Ritterſchaft, ja ſogar von einer Beſchränkung der Vorrechte der Souveräne ſprach, plötzlich Wien verließ. Es erregte in dieſen Kreiſen der ſtrengſten Etikette und des glatteſten Hoftons große Senſation, als der König in ſeinem Zorne aufſprang und den Tiſch, der zufällig nicht mit dem Einſchnitte verſehen war, den, ſeiner Korpulenz wegen, alle für ihn beſtimmten haben mußten, mit lautem Gepolter umwarf. Dieſer Umſtand mehrte noch den Verdruß Friedrich's, und am andern Morgen hieß es, er ſei abgereiſ't.

Als er am erſten Januar 1815 plötzlich ohne Empfangsfeierlichkeiten in Stuttgart erſchien, war eine ſeiner erſten Regentenhandlungen die Wiederherſtellung der conſtitutionellen Verfaſſung. Wie durch Napoleon's Einfluß der letzte Schlag der Axt an die Eiche der ſtändiſchen Freiheit geführt wurde, ſo war es durch Oeſterreichs Einfluß, daß ein neues Reis an die Stelle des umgeſtürzten Baumes in den fruchtbaren Boden Württembergs geſenkt ward. Immer aber galt ſein Handeln der theuerſten Errungenſchaft ſeiner Regierung, der Souveränetät. Wenn er damals die Eiche fällte, um daraus die Pfoſten ſeiner königlichen Macht zu zimmern, ſo war er jetzt deßhalb ſo raſch, den neuen Baum zu pflanzen, weil

er fürchtete, ein anderer Sämann möchte ihm zuvorkommen. Oesterreich, so hieß es, wolle die Verfassungen diktiren, die den Staaten des zu gründenden deutschen Bundes zu Theil werden sollten. Das Unabhängigkeitsgefühl des Königs sträubte sich dagegen, und so sah Europa das seltsame Schauspiel, wie der, gewiß eigenwilligste seiner Herrscher der erste war, der sich eines Theiles dieser Herrschaft zu entäußern eilte. Doch wollte der Württemberger nicht dieses neue ihm bewilligte Geschenk, er bestand auf seinen alten Rechten und beharrte darauf, sie durchzusetzen, nicht achtend der Rücksichten, welche die geänderten Verhältnisse erheischten. Friedrich Wilhelm hatte Mißtrauen gesät, und nun, da er mit dem redlichsten Willen in den Kreis seines Volkes trat, mußte er es ärnten. Die Mediatisirten, die protestantische und die altwürttembergische Partei — Alles eiferte gegen die Verfassung. Die fast einstimmige Protestation der Versammlung gegen die neue Constitution war bereits erfolgt, Flugschriften, unter denen einige der heftigsten sogar einen Verwandten des regierenden Hauses, den Prinzen Heinrich, zum Verfasser haben sollten — der König, erzürnt darüber, sagte zu seinem Bruder: „Du hast mir meine Bauern aufgehetzt" — hatten das Volk schon mannigfach auf-

gereizt, als Ludwigsburg, die Sommerreſidenz, in den erſten Tagen des Mai den König empfing.

Es iſt uns von hier aus eine Rundſchau auf die verſchiedenartigſten Scenen vergönnt, welche damals das Land bewegten. Bald nach der Ankunft des Königs erfüllen Trommelwirbel die Stadt, und Friedrich Wilhelm, umgeben von den Generalen ſeines „Reiches," hält Revue über die in's Feld rückenden Truppen des württembergiſchen Heeres. Neun und zwanzig tauſend Mann, hatte ſich der König verbindlich gemacht, gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu ſtellen. Doch lag die Laſt ihres Unterhaltes nicht ganz auf ihm, da Subſidien, dießmal für eine gute Sache, von Seite England's reichlich floſſen. Für den Mann wurden eilf Pfund bezahlt.

Kaum waren die Märſche der abziehenden Regimenter verklungen, als den Bewohnern Ludwigsburgs das fortwährende Hin- und Herreiſen fürſtlicher Perſonen ſtetes Intereſſe bot. Da kamen die Erzherzoge von Oeſterreich, Schwarzenberg der berühmte Feldherr, ſpäter der Großherzog von Baden, dann die Prinzeſſin Katharina mit ihrem Gemahle und Katharina, die Großherzogin von Oldenburg. Betrachtete man die erſten vier mehr mit Neugierde, ſo fühlte man wahrhafte Theilnahme für die unglückliche

Königin von Westphalen, die nun mit ihrem Gemahle vorläufig in Göppingen residiren sollte. Die größte Aufmerksamkeit wurde aber der Großherzogin gewidmet, da bereits das Gerücht unter das Volk gedrungen, daß sie dem Lande bald näher angehören würde. Auch der Anblick der gefeiertsten Monarchen sollte Ludwigsburg werden. In der Mittagsstunde des zweiten Juni fuhren sie unter den üblichen Empfangsfeierlichkeiten in die königliche Residenz ein. Wer auch keines der tausende von Porträts gesehen hätte, die damals von den „drei Befreiern Europas" in aller Händen waren, hätte democh sogleich an den gutmüthigen Zügen des vorwärts Sitzenden den Kaiser Franz, in dem männlich schönen Gesichte und der edlen Gestalt des rückwärts Sitzenden den Kaiser Alexander erkennen müssen. Die Herrschaften kamen von Stuttgart, wo sie Abends vorher einem Balle beigewohnt hatten. Es war ein Umstand, der bemerkt wurde, daß Alexander nur mit fürstlichen Personen tanzte. Noch in derselben Nacht reiste der Kaiser von Oesterreich ab, während Alexander noch einmal nach Stuttgart zurückkehrte, um in der Begleitung des Königs das Atelier des berühmten Danneckers und eine der Lieblingsschöpfungen Friedrichs, seine Menagerie, zu bewundern, die als Zeuge seiner

großen Neigung zur Naturkunde wohl einzig in Deutschland dastand. Der Aufführung des Ferdinand Cortez, welche mit seltener Pracht vor den Fürsten statt hatte, werden wir bei Monrepos gedenken.

Nachdem der Czar auch noch die Revue der württembergischen Garde, eine theuere Liebhaberei des Königs, abgenommen, schied er, von demselben bis Besigheim begleitet, nach dreitägigem Aufenthalte nicht ohne die damals so besonders brillanten Souvenirs zurückzulassen. Tausende flossen in die Tasche der Hofdienerschaft, Tabatière im Werthe von fünf- bis sechstausend Gulden wurden an die Generale ausgetheilt und die Kammerherren von Dosen und Dillen schmückte der Annenorden erster Klasse. Die freudige Stimmung, welche damals in Europa Fürsten und Volk beherrschte, hallte auch in solchen Einzelnheiten nach.

Alle die Festlichkeiten konnten aber die innere Gährung nicht beschwichtigen, die wegen der Verfassungsfrage angeregt war. Das Te Deum in Ludwigsburg, das für den Sieg von Waterloo angestimmt wurde, ward von einer Bevölkerung gefeiert, die noch ihren besondern Sieg erfechten wollte. Noch galt es den Kampf um das alte Recht, an dem

die „gute" Stadt Ludwigsburg lebhaften Antheil nahm. Die Stände wichen keinen Fuß breit, und als man sich sogar über die Ausschüsse nicht vereinigen konnte, wurden sie Ende Juli nach Hause geschickt. Aber das machte die Sache nicht besser. Volksbewegungen entstanden fast aller Orten, Petitionen zirkulirten, die Deputirten wurden feierlich empfangen und eine Schrift, angeblich vom Hofrath Leypold, zur Vertheidigung der Regierung von unbekannter Hand an den Galgen geschlagen. Vergebens bot die Polizei fünfhundert Gulden, um die Thäter zu ermitteln. „Die soll sie nicht ausgeben," höhnte die Menge, „der Wisch hat der Regierung ohnehin schon zweihundert Dukaten Douceur gekostet."

Eines Morgens wurden die Bürger Ludwigsburgs durch militärische Anstalten überrascht. Die Truppen traten unter's Gewehr, man sperrte die Thore. Einige meinten, Napoleon wäre auch von St. Helena entkommen, aber — der ganze Rumor galt nur der Versammlung einiger Deputirten, welche in Kornwestheim stattgefunden und die auf erhaltenen Befehl sogleich friedlich auseinander ging.

Eine andere Bewegung herrschte im Schlosse, als man vernahm, Graf Waldeck — einer der Mediatisirten, der am heftigsten gegen die Verfassung pro-

testirt und sogar erklärt hatte: „daß das hochgräflich limpurgische Haus die Abdication des römischen Kaisers noch nicht angenommen" — wäre nach Paris abgereis't. Da wollten die Hofleute schon ausgemacht haben, die Landstände hätten ihn hingeschickt und er würde dort mit dem Kronprinzen konferiren. Deßwegen galt es auch als ein arges Verbrechen, daß man ihm ein Vivat gebracht, und von nun an wurde alles Vivatrufen verboten, ein Befehl, den man sogar den Gymnasiasten publizirte.

Damals war es, wo der wackere Uhland in seinen „vaterländischen Liedern" sang:

„Zu retten gilt's und aufzubauen,
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlen und Vertrauen
Und Eintracht zwischen Volk und Herrn.
Der Deutsche ehrt in allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf;
Doch liebt er, frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf."

Auch dieser Sturm legte sich, nachdem Anfangs Oktober die Stände auf's Neue einberufen worden und man unterdessen mehrfache Beschwerden abgestellt hatte. Der vermittelnde Einfluß des geistvollen Wangenheim, jenes Staatsmannes, der durch

Kretschmann aus Coburg vertrieben worden, und die liberalen Prinzipien, die der neuen Verfassung zu Grunde gelegt werden sollten, wirkten so günstig, daß die Vergleichsvorschläge die erfreulichsten Aussichten boten. Da überraschte am dreißigsten Oktober Württemberg die Nachricht vom Tode Friedrich's Wilhelm, den man sechs Tage vorher noch bei einem Conzerte der Catalani mit seiner gewohnten Rüstigkeit und in voller Gesundheit im Theater gesehen, und von dessen Krankheit selbst die Hauptstadt fast gar keine Kunde hatte. Eine leichte Erkältung bei'm Besuche einer Höhle nächst Kannstatt, in welcher Mammuthsknochen gefunden worden, zog ihm in seinem dreiundsechzigsten Jahre an demselben Tage den Tod zu, an welchem dem Kronprinzen seine neue Gemahlin eine Tochter schenkte.

Als man am ersten November den ersten König von Württemberg in die Gruft seiner Väter senkte, sah man nur wenige betrübte Gesichter. Das Volk fühlte keinen Schmerz über den Tod eines Herrn, der es mit Strenge zu regieren gewohnt war, und es vergaß darüber das viele Gute, welches der Verstorbene theils selbst dem Lande bereitet, theils als Saatkorn der Zukunft ausgestreut hatte.

26. Freude und Schmerz.

Ein Bild der Freude und ein Bild der Trauer erübriget uns noch aus der Geschichte des Ludwigsburger Schlosses zu schildern. Der Kampf, der in allen den Szenen, die wir erblickt, bald im Vordergrunde, bald im Hintergrund, aber immer sichtbar war, hat ausgetobt, und das letzte Tableau zeigt uns Fürst und Volk in froher Vereinigung. Es ist die Göttin der Freiheit, welche die Friedenspalme trägt, und unter ihrem Schutze erhebt sich stolz und sicher das Gebäude der neuen Verfassung.

Trotzdem, daß König Wilhelm schon durch seine ersten Regentenhandlungen bewies, daß er die Liebe und das Vertrauen seines Volkes, die ihm schon als Kronprinzen geworden, verdiene, wollte es dennoch mit dem Verfassungswerke nicht zum erfreulichen Abschlusse kommen. Ein von Wangenheim redigirter, freisinniger Entwurf hatte das Schicksal seines Vorgängers, er wurde verworfen, und auf's Neue tobte die erregte Stimmung, erhitzt durch Flugschriften, Adressen und Versammlungen, wild empor. Selbst

eine Volksbewegung brach in der Hauptſtadt aus, wurde aber nicht wie unter König Friedrich durch die Bajonette, ſondern durch den bloßen Anblick des geliebten Fürſten vereitelt. Er ließ ſatteln, und nur von einigen Adjutanten begleitet, durchritt er die Straßen, in denen ſich das Volk zuſammen gerottet. — Lautes Vivat empfing ihn, und man ging ruhig aus einander.

Das einzige Denkzeichen dieſer Emeute war ein alter Käsleib, den man Wangenheim in's Fenſter geworfen, und den er noch lange aufbewahrt hat.

Der Landtag ging auf den königlichen Entwurf abermals nicht ein, und wurde im Sommer 1817 aufgelöſ't, nicht ohne die Erklärung des Monarchen, daß mit Ausnahme der Repräſentation alle Rechte der Verfaſſung ſchon jetzt giltig' ſeien. Noch zwei Jahre lang dauerte der Hader.

Den 25. September 1819, kurz vor Mittag, fuhr der König nach Ludwigsburg. In ſeinem Thronſaale, umgeben von den Großen Württembergs, empfing er eine Deputation der Stände. Endlich war die Einigung zu Stande gekommen. Die Kunde von dem ſchweren Unwetter, welches von Karlsbad aus den freiſinnigen Verfaſſungen Deutſchlands drohe, hatte dem Streite ein Ende gemacht, und die Depu=

tation überreichte dem Fürſten das ſtändiſche Exemplar der konſtitutionellen Urkunde. In dem, vom harrenden Volke dicht erfüllten Ordensſaale, den der König nun unter dem donnernden Hoch der Menge betrat, erwarteten ihn die Stände, und hier ſprach er vom Throne aus die feierliche Beſtättigung der Verfaſſung.

Aber es iſt uns nicht vergönnt, mit dieſem erhebenden Schauſpiele, mit dieſem denkwürdigen Akte, die Geſchichte des Ludwigsburger Schloſſes zu ſchließen. Noch ſchulden wir die traurige Pflicht, eine edle Frau, eine geliebte Mutter ihres Landes zu Grabe zu geleiten.

Fragt in Teinach, fragt in Ludwigsburg nach, ob nicht der Name Mathilde noch jetzt dankbare Erinnerung im Gedächtniſſe der Einwohner weckt. Man wird Euch erzählen, wie herablaſſend ſie gegen Jedermann war, wie ſie Jedem zu helfen verſtand, nicht etwa mit Almoſen, das den Ehrenhaften drückt und den — vornehmen oder geringen — Gewohnheitsbettler ermuntert, ſondern durch raſches und umſichtiges Eingreifen in ſeine Lage. Dem ſchaffte ſie Arbeit, Jenem ließ ſie die Kinder erziehen, dem Dritten deckte ſie läſtige Schulden und wieder Andern ſchaffte ſie die Mittel, den Kreis ihrer Kenntniſſe

zu erweitern. Vor Weihnachten verwandelten ſich ihre Gemächer in einen wahren Chriſtmarkt. Sie, die ſelbſt kinderlos, hatte ſich doch das reinſte Gemüth für die Kinder bewahrt. Tagelang ſaß ſie über der Arbeit, um nur den Kleinen Freuden zu bereiten, und ſcheute keine Mühe, um Alles zu vollenden. So freigebig gegen Andere, ſo ſparſam war ſie gegen ſich. „Wenn ich nicht an mir ſpare, wie könnte ich genug für Andere thun!“ rief ſie öfter aus.

Nachdem Mathilde im Jahre 1828 noch einmal ihre heimathliche Inſel beſucht, nahten der ſchon lange Kränkelnden die letzten Tage. An ihrem Geburtsfeſte, den 29. September, entſchlüpfte ihr eine Bemerkung, welche ganz ihre Seelenſtimmung verrieth. „Nun lebe ich“ ſagte ſie „ſchon ſieben Tage länger als mein ſeliger Gemahl.“ Und wieder ſieben Tage ſpäter ſchlummerte ſie ſanft in das Jenſeits hinüber. Sie hatte ihr Leben zwiſchen dem alten und dem neuen Vaterlande getheilt. Im zweiunddreißigſten Jahre betrat ſie Württemberg, um einunddreißig Jahre dort zu leben.

Beim Eingange dieſes Buches betrachteten wir die ſchlichte Façade eines Jagdhauſes, das, einſam und unbedeutend unter dem Laubdache mächtiger Bäume hervorblickend, kaum genügte, dem Fürſten und ſeinem ſchwachen Gefolge auf wenige Stunden Obdach zu geben. Jetzt, am Schluſſe, wollen wir noch einmal das prächtige Schloß, eine der ſchönſten Fürſtenwohnungen Deutſchlands, das eine bedeutende Stadt Württembergs herrſchend überblickt, in Augenſchein nehmen und durchwandern.

Weithin dehnt ſich die Ludwigsburger Reſidenz, die nach und nach ſechzehn verſchiedene Gebäude in ſich aufnahm. Zwiſchen dem alten Corps de Logis un ddem neuen haben ſich der Pagen- und Cavalier-Bau, der Ritterſaal, die Familien- und Gemälde-Gallerie gedrängt und ſo die beiden Hauptpaläſte vereinigt. Zwei Kapellen, das Theater und das Feſtingebäude lagerten ſich an dem Cavalierbau und den Gallerien.

Ludwig der XIV. und immer wieder Ludwig XIV. blickt aus allen Zügen dieſes und der Unzahl anderer Schlöſſer, die jener Zeit ihren Urſprung danken. Der Eindruck, im Einzelnen vielleicht manchmal kleinlich, bleibt im Allgemeinen doch maſſenhaft und überwältigend.

Sollen wir den Leſer ermüden, ihn Schrittchen für Schrittchen, einem geldgierigen Cicerone gleich, durch die vierhundert Gemächer führen, die das Schloß umfängt und jedes Porträt, jeden Stuhl in einem weitläufigen Inventar aufzählen? Wir wollen es nicht. Das Intereſſanteſte, jene denkwürdigen Thaten, die durch dieſe Säle gegangen, die merkwürdigen Worte, welche die Echo dieſer Gemächer widerhallten, wir haben ſie bereits kennen gelernt. Aus dieſen Spiegeln blickt uns das Antlitz der Grävenitz und des Süß, Carl's Eugen und Napoleon's entgegen. Aber hie und da, indem wir den Geſammteindruck bei'm flüchtigen Durchwandeln mit uns nehmen wollen, ſei es uns vergönnt, noch einzelne Aehren aufzuleſen. Der Thronſaal erinnert uns an König Wilhelm, den Geber der Verfaſſung. Oft genug werden wir durch Porträte des verſtorbenen Königs an ihn gemahnt, und der Purpur, der ihn faſt auf allen dieſen Abbildungen umgibt, die Krone, die ihm zur Seite ſteht, der Szepter, der nirgends fehlt, läßt uns immer wieder das Gewicht erkennen, das Friedrich auf ſeine neue Würde legte, den Pomp, mit dem er es liebte ſich zu umkleiden, und die Kraft, die mit der erhöhten Macht ihn beſeelte. Manche Thräne der Dankbarkeit fiel wohl

ſchon auf die zierlichen Stickarbeiten, die, aus der Hand Mathildens, dieſe Meubels ſchmücken. Vergeſſen dürfen wir es aber auch nicht, jenes Gemach zu beſuchen, in dem Napoleon übernachtete; ein Gegenbild im Kleinen freilich, Carl Alexander, tritt uns dabei in's Gedächtniß, und wir ſuchen das Zimmer auf, worin er ſo tragiſcher Weiſe endete. Und endlich einen Rückblick auf Alles das, was wir geſehen und gehört, gewährt uns die Familien-Gallerie, die wir nun wohl bedächtiger durchſchreiten werden, da vor unſeren Augen alle die lebend gewandelt, die hier aus den Rahmen herniederblicken.

Ein Schauer der Wehmuth durchbebt uns, indem wir die reichgeſchmückte Hofkapelle betreten, denn unter ihr wölbt ſich die fürſtliche Familiengruft. Rufen wir den Schließer und folgen wir dem Greiſe die paar Stufen hinab. Sein Haupt iſt grau geworden während der langen Zeit, in welcher er in dieſen Räumen wandelt, die er vielleicht ſchon als Chorknabe zuerſt betreten. „Da liegen ſie, die ſtolzen Fürſtentrümmer" mitten unter ihnen der gebieteriſche Carl, dem Schubart jene Verſe entgegendonnert, Eberhard mit ſeiner Liebe und ſeiner Reue, Alexander mit ſeinem Ruhme und ſeinen weitausſehenden Entwürfen, der fromme Ludwig, der milde Friedrich,

und ſein Sohn, der eiſerne König. Noch trennt ſie eine Scheidewand, die Scheidewand, welche durch die ganze Geſchichte Württembergs im letzten Jahrhunderte geht. Geſondert liegen die katholiſchen und proteſtantiſchen Fürſten. Weg mit ſo trüben Gedanken! Friſcher Hauch der Luſt weht uns an, die Genien der Künſte gaukeln vor unſern Augen und geleiten uns in das Theater. Die Architektur nennt ein geiſtreicher Dichter verſteinerte Muſik. Wie paſſend, das Theater bildet hier eine Lyra, auf der wie auf der wirklichen, Töne des Entzückens, Töne der Verzweiflung dahinrauſchten.

Doch die Wunderwerke, die in dieſem Tempel der Kunſt erſcheinen, nur beim Lampenlichte, in der Entfernung und durch trügende Täuſchung vermochten ſie hinzureißen. Wie zittert der Sonnenſtrahl in den Wäſſern der geſchwätzigen Fontaine, welches blaue magiſche Dunkel lagert ſich über den ſtillen ſpiegelglatten Waſſern jenes See's — das ſind Wunderwerke, die nicht erſt der Kerzen, nicht eines künſtlichen Zaubers bedürfen, die ihren Zauber in ſich tragen. Aber auch hier wirkte die Kunſt helfend, vermittelnd, verſchönernd, wohl manchmal auch verzerrend. Wir lieben es auch hier nicht, an den Nipptiſch zu treten und die mitunter werthloſen Spie-

lereien mit ängſtlicher Genauigkeit aufzuzählen, die vor uns ausgebreitet liegen. Fontainen, Laubgänge, Bosquets, zierlich gefaßte Blumenbeete, Statuetten, Vogelhecken, Carouſſels — wer hätte dieſe Dinge nicht allenthalben ſchon zur Genüge geſehen! Sogar eine Ritterburg klebt ziemlich halsbrecheriſch auf ſenkrechtem Felſen, Epheu umrankt dieſe „Emichsburg," welcher ſelbſt der aus Wachs geformte Bewohner nicht fehlt. Dieſe künſtliche Ruine — wie die ganze Parkanlage eine Schöpfung Friedrich's — blickt auf eine Stelle nieder, wo nicht einmal mehr die letzten Reſte eines Gebäudes ſichtbar ſind, das einſt mit ſeinem Ruhme ſeine Zeit erfüllte. Auf jenem Spielplatze erhob ſich das Opernhaus Herzogs Carl. Wozu die todten Mauern ſchildern, nachdem wir die Meiſter, die erſten Europa's, kennen gelernt, die in ihnen gewirkt! Eine edlere Reliquie aber dürfen wir nicht übergehen. In der Nähe der Meierei, wo die fürſtlichen Anlagen an jenen Garten ſtoßen, der alle menſchliche Größe deckt, befindet ſich das Mauſoleum, das Friedrich „ſeinem vorangegangenen Freunde" errichten ließ. Bildwerke von Dannecker's und Scheffauer's Meiſterhand erregen unſere volle Aufmerkſamkeit, während unſere Erinnerung gerne bei dem vortrefflichen Todten weilt, der hier ſchläft. Es iſt

Zepplin's Grabmal. Den Schluß der Anlage bildet das Schlößchen Favorite. Sonst ſtreifte durch den Park, der es umgab, ſeltenes Edelwild für den königlichen Nimrod. Seitdem aber Wilhelm das Szepter führt, hat die Liebhaberei dem Nutzen Platz machen müſſen, und landwirthſchaftliche Pflanzungen erfreuen unſer Auge.

Man kann ſich nicht erwehren, zu geſtehen, trotz all dieſer Herrlichkeiten weht ein Hauch der Oede und Verlaſſenheit durch dieſe Anlagen, durch Schloß und Stadt. Den geiſtreichen Pahl mahnt die niedrige Mauer, welche die Stadt umgibt, an die Einfaſſung eines Kirchhofs; die hölzernen, von außen ſorgſam vertünchten Häuſer derſelben erregen in ihm die Vorſtellung einer eitlen Dürftigkeit. Und im Schloſſe! Weithin wiederhallen die Schritte in den menſchenleeren Gängen, über die vereinzelt alte gebückte Diener ſchleichen. Der Sammt bleicht allmählig ab, das Gold wird matt, die Spiegel trübe, die künſtliche Ruine wird zur wirklichen. Aber die trübe Stimmung verſchwindet, wenn wir hinausblicken auf die ewig junge Natur, die dieſen Fürſtenſitz umgibt, auf das lachende Neckarthal, das die Fülle des Kornes und des Weinſtocks bedeckt, und dunkle Wälder bekränzen; Dorf an Dorf, Städtchen an Städtchen um-

*

ſchlingt der blaue Strom, deſſen Wellen aus der Ferne zu uns herüberblitzen.

Schwaben, Schwaben allzumal
Welch ein herrlich Land mein eigen."

ruft eine begeiſterte Dichtung Schwab's, deren Schilderung des Neckarthales die letzten Worte unſerer Beſchreibung bilden mögen:

„Weiche Hügel hingeſtreckt,
Dicht mit Baum und Strauch gedeckt,
Und von Wäldern überſäumet,
D'rob ein Maienhimmel träumet.

Reifen mag in Höhe und Schlucht
Hier es wohl von Wunderfrucht;
Tönen in den Laubgehängen
Mag's von fremden Vogelſängen.

Dörfer ſteh'n in halber Nacht —
Welch Geſchlecht wohl dort erwacht?
Du, die Augen aufgeſchlagen,
Blauer Fluß woher getragen?

Ueber Wellen ruft dein Steg,
Durch's Geſträuche lockt dein Weg,
Und der Berge graue Kette
Birget neue Wunderſtätte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutſche

Luſtſchlöſſer.

Erſte Section:

Württembergiſche Schlöſſer.

Würzburg.

Verlag der Stahel'ſchen Buchhandlung.

1847.

Württembergische

Lustschlösser

von

S. Hänle.

II. Abtheilung:

Freudenthal, Solitude, Hohenheim, Bellevue und Rosenstein.

Mit einer Ansicht der Solitude.

Würzburg.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung.

1847.

Vorrede.

Der Reiz, der in den hiſtoriſchen Romanen liegt, beruht ſelten auf dem Werthe der Dichtung oder auch nur dem Schickſal derer, welche als die Helden dieſer Romane erſcheinen ſollten. Nicht das Liebespärchen, das mit modernen Charakteren den Vordergrund einnimmt, die geſchickte Gruppirung des geſchichtlichen Hintergrundes iſt es, was die Leſewelt anzieht und feſſelt. Die eigenthümliche Miſchung von politiſcher und Kulturgeſchichte, die der hiſtoriſche Roman verlangt, die Inſceneſetzung der Handlung, ihre Rückbekleidung in das vollſtändige Coſtüm ihrer Zeit, und nicht die ungeſchichtliche ſentimentale Zuthat, erweckt das Intereſſe und erhält es.

Dieſe Wahrnehmung veranlaßte mich zur Abfaſſung der württembergiſchen Luſtſchlöſſer. Ich wollte hiſtoriſche Genrebilder, Zeitbilder aufſtellen, die dem größeren Publikum den Reiz eines Leſebuchs ge-

währten, und dabei doch nicht durch die Mischung von Dichtung und Wahrheit verwirren und irre führen. Daß ich mir dabei unsre vaterländische Vorzeit zur Bearbeitung wähle, hielt ich für Pflicht. Jeder Höfling der letzten französischen Ludwige ist bei uns ja bekannter, als ganze Perioden der deutschen Spezialgeschichte.

Es mußten allerdings mitunter abschreckende Gestalten geschildert werden, allein diese Gestalten sind nicht Geschöpfe der Poesie, die man nach Belieben hätte besser machen können, sie haben gelebt und konnten nicht übergangen werden. Andrer Seits bietet aber auch das Gemälde eine Fülle von erhebenden Handlungen, liebens- und verehrungswürdigen Persönlichkeiten dar.

Rücksichtlich der historischen Behandlung der geschichtlichen Thatsachen, die in dem Buche vorgeführt werden, hat sich der Verfasser nur die Freiheit erlaubt, daß er unbedeutendere Fakten zur Gruppirung der einzelnen Scenen manchmal um einige Jahre verrückte. Dahin gehört: daß Moser zur Zeit, wo der geschilderte Maskenball an Carl Alexanders Hof stattfand, schon aus Württemberg weg war, und daß der Besuch des Bischofs von Würzburg bei diesem Fürsten vielleicht nicht ganz so

fällt, wie gesagt wurde. Die Angabe, daß nicht eine Kammerfrau, wie gewöhnlich berichtet wird, sondern Mariana Pirker, die Vertraute der Gemahlin Carl Eugens gewesen, halte ich für geschichtlich begründet. (sieh Schillings Musiklexicon den Artikel Pirker.) ꝛc. Die Erzählung von der Entführung Franziskas und einzelne Anekdoten aus dem Leben König Friedrichs wurden mir von alten Leuten die am württembergischen Hofe lange gelebt, mitgetheilt. Die eingestreuten Gespräche sind, wo nur möglich, nach dem eigenen Sinne des Redenden (in Autobiographien und Briefen) gebildet, so namentlich die Unterhaltungen im Kapitel „Schubart." Zur Darstellung des Lebens der Grävenitz haben Urkunden, die mir vom Herrn Conrektor Pfaff in Eßlingen mit äußerst dankenswerther Bereitwilligkeit mitgetheilt wurden, treffliche Dienste geleistet. Auch mein lieber Freund, der Herr Hauptmann Dr. v. Spruner schenkte der Arbeit so viele Theilnahme und Verbesserungen, daß ihm wohl die Hälfte des Buches zuzuschreiben ist.

Daß Ludwigsburg bei weitem den größten Theil dieser Sektion einnimmt, erklärt sich aus der Bedeutung, welche dasselbe in der neueren Geschichte Württembergs hat. Es mußte gleichsam das Haupt-

gemälde werden, um welches die übrigen Luſtſchlöſſer ſich als Niſchenbilder gruppiren.

Da der Plan des Werkes nicht geſtattet, ein fortwährendes Verzeichniß der treffenden Literatur zu geben, ſo mag hier eine Angabe der hauptſächlichſt benützten Werke ihre Selle finden: die Schriften von Steinhofer, Sattler, Spittler, Pahl, Pfaff, Memminger, Zimmermann, Hoch, Pfiſter, Köſtlin, Münch, Reinbeck und Hartmann, die Reiſebeſchreibungen von Pöllnitz, Keyſſler, Geſpräche im Reiche der Todten, Schubarts, Moſers und Gegels Autobiographie, Mauperts reine Wahrheit mit den Erwiderungen, die württembergiſchen Briefe, die cottaiſchen Gartenkalender, einzelne Flugſchriften über Regierungshandlungen und das Leben Friedrichs, der Congreß von Wien vom Grafen de la Garde, Menzel, Hoffmeiſter: das Leben Schillers, der treffliche Roman von Kurtz: Schillers Heimathjahre ꝛc.

Die nächſte Abtheilung wird wahrſcheinlich die ſächſiſchen Schlöſſer behandeln. Schließlich noch die Bitte, auf Seite 292 des erſten Bandes die Jahreszahl in 1775 zu berichtigen.

Der Verfaſſer.

Württembergiſche Luſtſchlöſſer.

II. Freudenthal.

Freudenthal.

Du wendeſt Dich links vom Neckar, nachdem Du ſeine Vereinigung mit der Enz und das Amtsſtädtchen Beſigheim geſehen. Ein Thal empfängt Dich; Du durchſchreiteſt es, und nach mehr als einer Stunde Wegs gewahrſt du ein Schloß und einen Marktflecken. Dieß iſt das Ziel unſ'rer Reiſe. Wir betreten das Schloß und ſeinen Garten. Weilen wir unter den Platanen an den Ufer des kleinen See's, dem Inſelchen gegenüber, das ſo tief und düſter von Trauerweiden überſchattet wird. Dort kräuſelt der Wind einen Haufen dürrer Blätter, die der Herbſt von den Bäumen geworfen; ſchwer hängen graue Wolken nieder; kein Fuß regt ſich weit und breit; dieß weckt in uns die rechte Stimmung für die trüben Geſchichten, die das Schloß uns erzählen wird. Wenn es ſchon widerſtrebt, die Glanzperiode einer Buhlerin zu ſchildern, die das Glück eines Landes ihren gewinnſüchtigen Zwecken geopfert, ſo iſt es doppelt widerlich, ihre letzten Kämpfe mit an-

zuſehen, ihr äußerſtes Ringen, dem unabänderlichen Sturze zu entweichen, ihre Liſten und Ränke, ſich ſo gut wie möglich aus der Schlinge zu ziehen. Und dieß zu erzählen, gebietet uns die Geſchichte dieſes Landſitzes. Auch der Glanz von König's Friedrich Hof, wenn er ſich hier beim Klange der Hüfthörner um ſeinen Fürſten ſammelt, wird uns in keine beſſere Stimmung verſetzen können. Möge es daher geſtattet ſein, zuvor außerhalb des Schloſſes ein Schlößchen aufzuſuchen, in dem einſt ein Held wohnte, der ganz geeignet iſt, frohe, männliche Gefühle in uns zu erregen, uns mit dem ganzen Stolz zu umgürten, den der deutſche Name zu verleihen im Stande iſt.

1. Hanns Carl von Thüngen.

In dem letzten Jahre des mordbrenneriſchen Kriegszuges Ludwig's XIV., kurz vor dem Frieden von Ryswyk erſchien in dem Orte Freudenthal, das zu jener Zeit dem Adminiſtrator und Vormunde Eberhard's Ludwig, Friedrich Carl, gehörte, ein Mann, deſſen Name damals ganz Deutſchland mit Ruhm erfüllte, der kaiſerliche General-Feldmarſchall

Freiherr von Thüngen. Das ganze Oertchen lief zusammen, da man erfuhr, dieß sei jener Feldherr, von dem schon so mancher ausgediente Soldat Wunder der Tapferkeit und Züge eines geraden biedern Sinnes erzählt hatte. Ehrerbietig bildeten die Bauern eine Gasse und grüßten respektvoll, als der stattliche Mann mit dem ernsten, gebräunten und durchfurchten Antlitz, ein schwarzes Pflaster auf dem rechten Auge, das ihm eine Kugel geraubt, gefolgt von den herzoglichen Commissarien, durch ihre Reihen nach dem Schlößchen schritt.

Die Kunde, daß der fremde Herr General den Ort gekauft, verbreitete allgemeine Freude, und wenn auch nicht mit großen Feierlichkeiten, so wurde denn doch mit der größten Herzlichkeit der neue Gebieter begrüßt, als er mit seiner Gemahlin Maria noch in demselben Jahre in Freudenthal einzog. Natürlich, daß der Neugierde der Bauern nichts entging, was von dem Mobiliar des Kriegshelden hieher gebracht wurde. Man verwunderte sich über die vielen Bücher, da doch der Herr weder ein Pastor noch ein Amtsvogt sei, und staunte ganz besonders, daß die schweren Koffer, die mit so großer Mühe und Sorgfalt in's Schloß geschleppt wurden, nicht etwa mit Kremnitzern oder bayerischen Thalern, sondern mit eitel alten

heidnischen Münzen angefüllt seien. Bald wagte es auch ein Bauer, den neuen Gebieter, der sich bei allem Brummen doch recht gut und menschenfreundlich erwies, zu Gevatter zu bitten, und da erstaunten denn der Vater und der Herr Pastor nicht wenig, als er darauf bestand, daß der Täufling nach der üblichen Formel nicht allein dem Teufel, sondern auch des Generals speziellen Feinden, den Franzosen, entsagen mußte.

Thüngen weilte nicht lange im Schlosse. Zum Gouverneur von Philippsburg ernannt, hatte der gereifte Krieger nicht die Muße, um die Freuden des Landlebens zu genießen, sondern mußte mit Feind und Freund um die Sache Deutschlands und um seine eigene fortwährend streiten. Seine Gemahlin jedoch wohnte in Freudenthal und oft wohl mochten ihr dort die fortwährenden Klagen in den Briefen des Marschalls kummervolle Stunden bereitet haben. Man hatte ihm zwar eine der „höchst importanten" Gränzfestungen übergeben, allein man bewilligte ihm weder die gehörigen Summen, um sie in Stand zu setzen, noch war von „einer convenablen Gage" die Rede. Erst als 1703 das gleich schlecht befestigte Kehl gefallen war, dachte man an eine nothdürftige Herstellung der Wälle von Philippsburg, aber

zwiſchen Vorſatz und Ausführung war bei den ſchleppenden Reichsverhandlungen eine ſo große Kluft, daß der patriotiſche Thüngen im Angeſichte der Gefahr in die eigene Taſche griff, um die nöthigſten Arbeiten vornehmen zu laſſen. Scherzweiſe ſchrieb er an ſeine Gemahlin: „Ich habe nun die Ehre, daß mir das heilige römiſche Reich tauſend Thaler ſchuldig iſt.“ Nicht allein dieſe Summe, ſogar eine Antwort auf ſeine Forderung um paſſenden Gehalt blieb man ihm ſieben Jahre lang ſchuldig, bis ihm endlich ein Römermonat bewilligt wurde.

Es iſt nicht unſre Aufgabe, den Zügen des 1704 zum Reichsfeldzeugmeiſter, 1708 zum Reichsgrafen erhobenen Helden zu folgen, wenn auch die Theilnahme Freudenthal's fortwährend ſeine Fahrten begleitete. Standen doch nicht allein ſeine Gattin, ſondern auch ſeine Unterthanen für den geliebten Herrn in ſteter Sorge. Jede Anekdote, und wie viele waren damals von ihm im Munde des Volkes, wurde begierig erhaſcht und nacherzählt. Seine Strenge gegen die Marodeurs und die franzöſiſchen Mordbrenner machte ihn beim Volke eben ſo beliebt als ſein gerader Soldatenſinn, der von Vornehmen und Geringen die eifrigſte Pflichterfüllung forderte. Es rechnete ihm eben ſo hoch an, daß er ſich nicht

ſcheute, einem Grafen von Arco, der Breiſach feige an die Franzoſen verrathen hatte, den Kopf vor die Füße zu legen, wie daß er den erſten der franzöſiſchen Mordbrenner, den er in ſeine Gewalt bekam, lebendig in dasſelbe Feuer werfen ließ, welches von dieſem angeſchürt worden war. Ein Wort, ein Mann, hieß es bei ihm. „So wahr ich Hanns Carl heiße," galt ihm ſo viel als einem Andern die heiligſte Betheurung. Das benützte denn auch einmal ein pfiffiger Deſerteur, welcher bei Thüngen ſonſt wohl gelitten geweſen. Der Burſche ſollte gehangen werden und hatte vergebens um ſein Leben gebeten. Endlich verlangte er noch eine letzte Audienz bei dem Feldherrn. „Gewähren mir Euer Exzellenz noch eine Bitte, aber: bei Hochdero „ſo wahr ich Hanns Carl heiße." Meinetwegen, wenn es nicht Sein Leben iſt, ſo will ich ſie Ihm erfüllen, ſo wahr ich Hanns Carl heiße. Schmunzelnd ſagte darauf der Delinquent: „Nun gut, ſo ſchneiden mich Euer Exzellenz eigenhändig ab, wenn ich eine halbe Stunde oder ſo etwas am Galgen gehangen bin." So wahr ich Hanns Carl heiße, der Cujon hat's getroffen, nun kann ich ihn nicht einmal hängen laſſen, brummte der Marſchall in ſich hinein. Einen Deſerteur will ich aber doch nicht behalten. Da

— hier nahm er hundert Gulden aus seiner Schatulle — kauf Er sich los, und dann mach Er, daß er fortkommt. Wer aber die hundert Gulden in der Tasche behielt, ohne sich loszukaufen, dießmal aber glücklicher durchkam, war unser Bursche.

Es läßt sich denken, mit welcher Freude man unter diesen Verhältnissen die Nachricht vernahm, daß der Graf nach dem Tode des Markgrafen Ludwig von Baden durch Eugen zum Generalissimus des Reichsheeres vorgeschlagen wurde. Leider folgte man dem Rathe des erfahrnen Prinzen nicht. Der Reichstag wählte den Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth zu dieser Würde, und dieser ließ sich sofort von Villars schlagen.

Unser Held sollte das Ende des blutigen Krieges, in dem er sich so viele Lorbeeren erworben, nicht mehr erleben. Ein Schlagfluß endete seine Laufbahn am 8. October 1709 zu Speyer, und mit aufrichtiger Betrübniß folgten die Bewohner Freudenthals der Leiche, die nach seiner eigenen Wahl in ihre Kirche versenkt wurde. Das Zeugniß, welches ihm das dortige Todtenbuch gibt, ist bezeichnend genug für die Liebe, die ihm zu Theil geworden: „Er war ein lauterer evangelischer Israelite, in welchem kein

Falsch, ein seinen Unterthanen sehr gnädiger Herr und treuer Vater."

In der von dem Administrator Friedrich Carl erbauten Kirche links von der Kanzel erhebt sich die fleißig in Marmor gearbeitete Bildsäule, die Thüngen in seiner Marschallsuniform darstellt; zu den Füßen rechts und links weinende Genien. Im Sockel des Denkmals gewahren wir ein Basrelief, das einen Reiterangriff, den Marschall an der Spitze, zeigt. Die lateinische Inschrift, im pompösen Style jener Zeit, rühmt seine Tugenden, nennt seine Würden und belehrt uns, daß seine Gemahlin und Neffen aus der Familie Thüngen, Veit von Salzburg und Zobel, dieses Denkmal haben errichten lassen.

Noch in den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts konnte man hier seinen Körper in den Resten seiner Uniform, den Degen zur Seite, erblicken. Seitdem erst wurde die Gruft zugemauert. Das Schlößchen steht noch und ist jetzt von einigen jüdischen Familien bewohnt.

2. Das Ende der Grävenitz.

Freudenthal kam 1727, zu einer Zeit alſo, wo die unwürdige Maitreſſen-Herrſchaft der Grävenitz auf ihrem Höhenpunkte ſtand, durch Kauf in das Eigenthum derſelben. Sie erlangte durch das Gut Sitz und Stimme auf der ſchwäbiſchen Ritterbank und baute ſich ſo eine Staffel mehr zu der Größe ihrer Macht. Daß auch zu dieſer Erwerbung die Kaſſe des Herzogs herhalten mußte, bezeugen ausdrücklich ihre Anklageakten. Weil gerade kein Geld vorhanden, ſcheute ſie ſich nicht, wie in dieſen behauptet wird, Land und Leute, Rechte und Gefälle nach ihrem Belieben zu verpfänden. Bönnigheim mit noch einigen kleineren Orten wurden an Churmainz als Pfand für die dort aufgenommene Kaufſumme gegeben. Seit der Zeit nennt ſie ſich in ihren Unterſchriften: „Chriſtine Wilhelmine Reichsgräfin von Würben und Freudenthal, regierende Gräfin zu Welzheim, Frau auf Freudenthal und Neckarboyhingen, geborne Freiin von Grävenitz.“ Ein ſtattlicher Titel für ſo ſchlechten Gehalt! Der Baumeiſter Retti wurde ſogleich nach Freudenthal beſchieden, und unter ſeiner Leitung erſtanden die beiden aneinander gebauten Schlößchen mit einer Orangerie und weitläufigen

Anlagen, die auch den sogenannten Kugelsee umfaßten. Eine hohe Mauer schloß den Garten, in dem es an schattigen Lauben und traulichen Plätzchen aller Art nicht fehlte. Allein bald genug sollten sie verödet stehen, oder wenigstens nur die Klagen die Maitresse um den entschwundenen Glanz vernehmen.

Nachdem Eberhard Ludwig mit seiner Gemahlin sich wieder vereinigt, wollte man um jeden Preis die Friedensstörerin entfernt wissen, und unter solchen Verhältnissen erlangte sie einen Vergleich, der sie in allen ihren Besitzungen schützte und ihr sogar den jährlichen Gehalt von zehntausend Gulden sicherte, wenn nur „sie sich mit aller Behutsamkeit aufführt, alle Collisionen und Mißhelligkeiten vermeidet und des Herrn Herzogs hochfürstliches durchlauchtigstes Herz mit dero durchlauchtigsten Frau Gemahlin in beständiger Liebe bis in den Tod vereinigt bleibe."

So sehr fürchtete man sich vor ihr, und wahrhaftig, das weiland arme meklenburgische Fräulein hätte zufrieden sein können. Es schien auch wirklich an dem, und es hieß allgemein, sie bereite ihren Abzug aus dem Lande vor und wolle abwechselnd in Heidelberg und Frankfurt leben. Allein in der That war die Grävenitz noch keineswegs gesonnen, so leichten Spieles das Feld zu räumen, und, weil

ohnmächtig in allen andern Mitteln, griff ſie abermals zu den vermeintlichen Künſten der Magie, die verlorene Liebe wieder zu gewinnen. Sie ſchrieb von Freudenthal aus einen Brief an den Kammerdiener des Herzogs, von dem ſie gegen große Summen einige Tropfen von dem Blute Eberhard's verlangte. Der treue Diener jedoch, der befangen in dem Wahne der Zeit, für das Leben ſeines Herrn bangte, verhehlte demſelben das geſtellte Anſinnen nicht.

Dieß entſchied über ihr Schickſal. Am eilften October 1731, während die Grävenitz, über neue Entwürfe brütend, noch im Schlafzimmer wachte, erhob ſich auf einmal großer Tumult in Freudenthal. Die erſchrockenen Diener meldeten, daß an der Spitze von zwei Compagnien der württembergiſche Oberſt von Streithorſt in dem ritterſchaftlichen Ort eingerückt ſei; einige Leute, welche die Sturmglocke ziehen wollten, habe man gefangen genommen, der Kirchhof ſei beſetzt und eine Abtheilung marſchire bereits auf das Schloß zu. Dieſe Nachricht beſtätigte ſich nur allzubald. Das Schloß wurde umzingelt, und während das vordere Thor mit Gewalt erbrochen ward, ſchwangen ſich Andere über die Gartenmauer, um auch hier die Eingänge zu beſetzen.

Die Stiege, welche zu dem Schlafcloſet führte, war verſchloſſen. Der Oberſt verlangte Einlaß, und als dieſer nicht gewährt wurde, drohte er die Thüre erbrechen zu laſſen. Nun öffnete man, und von Streithorſt mit drei ſeiner Offiziere eilte die Treppe hinauf. Während nun die Dienerſchaft bemüht war, die Eindringenden einige Minuten aufzuhalten, benützte die Grävenitz dieſe Friſt, die wichtigſten Papiere zu verbrennen oder bei Seite zu ſchaffen. Der Oberſt ließ ſich nicht länger zurückhalten und trat mit geſpannter Piſtole vor das Bett der Maitreſſe. Sie fiel in Ohnmacht; was wollte ſie auch anders thun! Allein Streithorſt war keineswegs der Mann, auf den ſolche Kunſtgriffe der abgebleichten Schönheit Eindruck machten. Er eröffnete ſeinen Befehl, ſie zu arretiren, und ſetzte hinzu: daß er Gewalt brauchen müſſe, wenn ſie ſich nicht in Güte fügen wolle. Vergebens berief ſie ſich auf die Verſprechungen Eberhard's, auf die herzogliche Amneſtie und endlich darauf, daß ſie, eine Reichsfreie, hier auf reichsfreiem Boden ſtünde. Alles umſonſt. Nur kurze Zeit wurde ihr gegönnt, ſich anzukleiden, ſie mußte als Gefangene in ihren eigenen Wagen ſteigen, in einen andern wurde ihr Kanzleirath Rötter und ihr Sekretär Krippendorf geſetzt, und ſo gings unter

ſtarker militäriſcher Begleitung nach Camſtatt, wo ſie im Poſthauſe untergebracht ward.

Nun wurde ſie krank. Allein auch das half nichts, und man führte ſie andern Tags nach Urach. Hätte ſie die Klugheit beſeſſen, ſich hier ruhig zu verhalten, ſo wäre ſie wahrſcheinlich ſchlimmerer Begegnung entgangen. Allein ſie pochte auf das Unrecht, das ihr allerdings dießmal widerfahren, und vergaß darüber, wie viel Unrecht ſie ſelbſt dem Lande zugefügt, und wie gefährlich für ſie die Erbitterung aller Württemberger vom Höchſten bis zum Niedrigſten werden könnte. Die ſchwäbiſche Ritterſchaft, die durch den gewaltſamen Einfall der herzoglichen Soldaten zu Freudenthal allerdings in ihren Rechten tief gekränkt war, unterſtützte ſie, und eine Fluth von Streitſchriften überſchwemmte den Reichshofrath.

Sie ſollte nun aus der Stadt auf die Veſte Hohenurach gebracht werden. Auf's Neue ſuchte ſie durch Ausflüchte aller Art, durch vorgeſchütztes oder wirkliches Unwohlſein ſich dieſer engern Haft zu entziehen. Die Erzählung, welche ſie in ihren Beſchwerdeſchriften über dieſe Vorgänge entwirft, lautet wirklich kläglich genug, und giebt uns ein grelles Gemälde von der rohen Gewalt, mit der die Sol-

dateska sie behandelte, und der großen Angst, mit der sie ihrem Schicksal entgegen sah. Ihr Betragen ruft unwillkürlich den bekannten letzten Ausruf der Du Barry „encore un moment Monsieur le bourreau“ in's Gedächtniß. Am 16. Mai 1732 nämlich ließen sich kurz vor Mittag der Oberstlieutenant von Carelin und der Hauptmann von Winzewahl bei ihr melden. Sie bat um eine Stunde Geduld, da sie seit drei Wochen nicht geschlafen. Ihr Ansuchen wurde abgeschlagen, und die beiden Offiziere in Begleitung zweier Andern verkündeten ihr den Befehl, sie auf die Veste zu bringen. Mit tausend Thränen, bei der Barmherzigkeit Gottes flehte sie um die Gefälligkeit, die Herren Offiziere möchten dem Herzoge melden, sie sei unbäßlich und könne das Bett nicht verlassen. Der Oberstlieutenant gab trocken zur Antwort: die Frau Gräfin soll nur nicht viel Worte machen, aufstehen, sich ankleiden und gleich einsitzen, sonst würde er sie herausreißen lassen. Jetzt verlangte sie ein paar Löffel Suppe zu essen. Rund abgeschlagen. Um die fünf Wunden Jesu willen bat sie auf's Neue, ein Memorial an die Durchlaucht aufsetzen zu dürfen. Auch dieß verweigerte Carelin.

Nun — die Stelle klingt zu naiv, als daß wir sie hier nicht wörtlich anführen soll-

ten — „da keine Gnade und Barmherzigkeit mehr für sie vorhanden, fiel sie im Beisein des Herrn Oberstlieutenants in eine starke Ohnmacht.“ Der jedoch blieb völlig gleichgültig und pressirte nur immer auf den Abgang, und als ihm endlich die Geduld riß, rief er aus: „Es braucht keines weitern Raisonnirens, fort muß sie und sollte ich sie todt hinauf bringen.“ Allein immer noch wich die Grävenitz nicht. Nach der Ohnmacht supplizirte sie um eine halbe Stunde, um sich erholen zu können. Die gewährte er ihr endlich, trat aber mit dem Glockenschlage wieder vor ihr Bett. Sie machte Anstrengung, sich aufzusetzen, es gelang nicht. „Ich will ihr helfen,“ sagte Carelin, und beorderte acht Grenadiere um ihr Lager herum. Der Hauptmann von Romann nahm zwei lange Handzwehlen, breitete sie auf den Boden aus und machte Anstalten, die Frau Gräfin mit dem Bette hineinbinden zu lassen. Die Soldaten zögerten noch. „Greift in des Teufels Namen zu,“ schrie der Oberstlieutenant. Romann nahm sie am Kopfe, die Grenadiere hoben sie auf — das vermochte sie, sich zu fügen, sie bat, man möge abtreten, sie wolle sich ankleiden. Unter fortwährenden Ohnmachten der Grävenitz — die Klagschrift zählt deren viere — unter beständigen Drohungen des

Oberſtlieutenants — man war einmal gezwungen ſie auf einen Stuhl zu binden um ſie fortzubringen — wurde ſie endlich in den Wagen gehoben, „ganz ſchwarz und blau an den Armen von dem groben Benehmen.“

Im Gefühle ihrer Schuld hatte ſie wohl Schlimmeres gefürchtet, als ihr widerfuhr. Ihre Haft war zwar hart und ſtreng, allein ſchon nach Verlauf eines halben Jahres kam ein Vergleich zu Stande. Ihr Bruder, welcher noch immer Miniſter war und nur ihre Entfernung vom Hofe beabſichtigte, in Vereinigung mit dem kaiſerlichen Geſandten, Graf Kinsky, brachten eine Uebereinkunft zu Stande, welche ihr auf Lebenszeit Welzheim und ihr ganzes Mobiliarvermögen ließ, und für die übrigen Beſitzungen eine baare Entſchädigung von 200,000 fl. gewährte. In den Vergleichspunkten wird beſonderes Gewicht auf die Zurückgabe des herzoglichen Trauringes und auf die Haare gelegt, die ſie noch von Eberhard beſitze.

Unter ſtarker Bedeckung, denn das Volk, welches ſie gleichſam triumphirend mußte abziehen ſehen, hätte ſie ſonſt aus dem Wagen geriſſen und eigene Juſtiz geübt, wurde die Grävenitz an die Gränze gebracht, von wo ſie ſich nach Heidelberg begab.

Dem Rechtsbewußtſein der Würtemberger war

zu wenig geschehen. Diese Ansicht herrschte in allen Kreisen, und so kam es, daß nach dem Tode Eberhard's Ludwig, mit dem Sturze der ganzen Grävenitz'schen Parthei noch einmal der Prozeß gegen sie eingeleitet wurde. Jetzt erst enthüllte man ohne Scheu das vollständige Gewebe ihrer Ränke, und das peinliche Gericht schildert in einem ausführlichen Gemälde das viele Unheil, welches sie über Württemberg gebracht. Die Verbrechen, deren man sie anklagte, waren Bigamie, Majestätsverbrechen, Fälschung ꝛc., die Anschuldigung der Zauberei durfte natürlich nicht fehlen. Auch eines Mordversuchs gegen die Herzogin wurde sie beschuldigt. Carl Alexander verlangte ihre Auslieferung, und wäre diese erfolgt, dann war ihr Loos geworfen, denn das Urtheil lautete auf Tod. So hielt sie sich auch in Mannheim, wohin sie in den Schutz des Churfürsten geflohen, nicht mehr für sicher. Ihre Briefe an ihren Amtmann Paul Fries in Freudenthal, — denn trotz des Vergleichs hatte sie dieses nicht abgetreten — sind von Befürchtungen angefüllt, und stets war sie in Besorgniß, ihre Correspondenz möchte aufgefangen werden Sie dachte der eigenen Kunstgriffe. Das Andringen Alexander's wurde immer lebhafter, und die Gräfin hielt es für gerathener, nach Berlin zu gehen Hier und selbst

in Wien erwarb sie sich durch ihr Geld und ihre Intriguen einflußreiche Freunde. Ein eigener Gesandte wurde von Carl Alexander zur Betreibung der unangenehmen Geschichte nach Wien geschickt. Allein, obgleich er vorstellte, wie empfindlich es für den Herzog sein müsse, wenn eine so famöse Person gegen ein altfürstliches, um Kaiser und Reich hochverdientes Haus Schutz finden solle, obgleich Tausende ad captandam benevolentiam von ihm ausgetheilt wurden, die Sendung erreichte ihren Zweck nicht. Selbst am Ludwigsburger Hofe gewann die Gräfin ihre Beschützer. Schon von Heidelberg aus schrieb ein gewisser Burkardt an den Freudenthaler Amtmann, er solle fleißig in Ludwigsburg spioniren und dazu wären die Juden am tauglichsten. Damals aber spielte ein Jude dort die Hauptrolle. Die Maitresse Eberhard's schickte dem Favoriten Carl's Alexander ein Präsent von sechstausend Gulden, und der endliche Vergleich kam im August 1736 abermals vortheilhaft genug für sie zu Stande. Sie sollte gegen die nunmehrige wirkliche Abtretung ihrer Güter einmalhunderttausend Gulden erhalten. Allein Süß schlug ihr bei der Ausbezahlung ein Schnippchen und betrog sie um dreißigtausend Gulden.

Ehe dieser Vergleich abgeschlossen wurde, entspann

ſich über Freudenthal noch ein kleiner Krieg. Der Herzog hatte zur Behauptung ſeiner Anſprüche im Jahre 1735 dreißig Mann nach dieſem Orte marſchiren laſſen. Die Reichsritterſchaft lehnte ſich dagegen auf, verbot bei ſchweren Strafen den Einwohnern die Huldigung an Württemberg und ließ in Stuttgart durch einen eigens abgeſchickten Notar dagegen proteſtiren. Die Sache nahm durch eine begütigende Erklärung des Herzogs und den erwähnten Vergleich ein Ende.

Ihre letzten Tage verbrachte die Grävenitz in Berlin. Das Jahr 1740 ſah ſie noch unter den Lebenden. Von ihren Anlagen zu Freudenthal ſtanden 1811 noch einige Bäume am Kugelſee. Auch dieſe ſind dahingeſunken, und der See ſelbſt iſt ſeit ſechzehn Jahren ausgetrocknet. In den Kirchenbüchern des Ortes wird ihrer nie Erwähnung gethan. Man wagte und liebte es nicht, die ſtolze Curtiſane wie den ehrlichen Hanns Carl zu Gevatter zu bitten. Im Angedenken der Einwohner lebt die Würbenin ſchmach- und haßbeladen bis zur Stunde; der Name Grävenitz aber hat ſich durch die Verdienſte der Enkel des ehemaligen Premierminiſters in Württemberg wieder zu Ehren erhoben.

3.

O Freudenthal, gewähr ihm du
Mild, was dein Name ſpricht;
Dein Aether glänz' ihm Wonne zu
Und heitres Jugendlicht.

Matthiſſon.

Auf mehr als ein halbes Jahrhundert verſchwindet nach dem Sturze der Grävenitz der Name Freudenthals aus der Geſchichte von Württemberg. Erſt durch Friedrich Wilhelm, der dieſen reizenden Punct ſeines Landes, wie ſo viele andere, mit neuen Bauten und Anlagen ſchmückte, gewann es wieder Bedeutung. Jeden Sommer brachte er Tage, oft Wochen hier zu, bald um den Freuden des Waidwerks zu leben, bald die militäriſchen Schauſpiele von Truppen-Muſterungen zu genießen.

Jahr für Jahr dem Könige hierher zu folgen, dürfte außerhalb den Gränzen unſrer Aufgabe liegen. Doch einige Mal wollen wir ihn mit ſeinem Jagdgefolge aufſuchen, in jenem Jahre, in dem, während hier luſtig die Hörner erſchallten, die ernſtere Muſik

der Kriegstrompete innerhalb und außerhalb des Landes die Württemberger zum Streite rief.

An einem Frühlingstage des Jahres 1809 war die nur für den König bestimmte Straße von Monrepos durch den Park über Bietigheim nach Freudenthal von Carossen und Reitern bedeckt. Der König hatte Stuttgart verlassen, um bei der drückenden Zeit, bei den schweren Sorgen der Regierung hier einige Tage der Ruhe zu finden. Dieß war ihm nicht gegönnt. Couriere auf Couriere kamen und gingen und trugen betrübende Neuigkeiten, folgenschwere Befehle. Während die württembergischen Truppen im Verein mit den Bayern einen glänzenden Sieg über die Oesterreicher erfochten, — „Euer Souverän hatte früher nur eine Hand voll Truppen, ich habe seine Staaten vergrößert, und er erscheint jetzt als eine Macht von Europa," so sprach der stolze Kaiser vor der Schlacht zu den Württembergern — loderte im Norden und Süden von Württemberg selbst die Flamme des Streites empor.

Der Aufruf Oesterreichs, der damals so beredt an die verlorene deutsche Nationalität mahnte, hatte nicht allein in den Herzen seiner eigenen Unterthanen, sondern auch an gar manchen andern Orten Deutschlands lebhaften Wiederhall gefunden. Der Zwiespalt

zwiſchen Nationalität und gehorſamer Fügung unter die Verträge, die damals Gauen und Staaten herüber und hinüber warfen, Regenten entthronten und neue ſchufen, war im Gefühl und Bewußtſein des ſchlichten deutſchen Volkes erwacht, und das Vaterland mußte deſſen traurige, blutige Folgen erleben. Die im Süden Württembergs, die ſeine Gränzen bedrohen und überſchreiten, es ſind die treuen Anhänger des Hauſes Habsburg, die kräftigen Tiroler, die den Franzoſen und ihren Bundesgenoſſen bittern Haß geſchworen; die im Norden, es ſind die Bewohner des ehemaligen Deutſchmeiſterthums Mergentheim, die, jetzt auf einmal dem milden Szepter eines öſterreichiſchen Prinzen entriſſen, durch eigne Macht und auf den Schutz des Doppeladlers hoffend, der aufgedrungenen Herrſchaft trotzen zu können glauben.

Gegen Vorarlberg zog der König ſelbſt und ſeinen Truppen gelang es, die Inſurgenten zurückzutreiben. Auch in Mergentheim wurde die Ruhe hergeſtellt, aber erſt nachdem der Henker ſein blutiges Amt verwaltet. Das einfache Völkchen glaubte ſich nicht gebunden durch den Huldigungseid, der ihm zwar vorgeleſen worden, auf den aber keine Eidesleiſtung ſondern nur dumpfes Gemurmel erfolgt war.

Und als man gar mit gewaltſamen Mitteln zur Conſcription ſchritt, von der man dort gar keine Ahnung gehabt, als man einer Wittwe in Wachbach den einzigen Sohn wegnahm, brach der bisher unterdrückte Unmuth zur hellen Flamme aus. In allen Dörfern des Fürſtenthums erklang die Sturmglocke, und mit Axt und Gewehr eilten Bürger und Bauern nach Mergentheim, deſſen Thore ſchnell eingeſprengt waren. Umſonſt ſuchten die Mergentheimer und die entlaſſenen fürſtlichen Beamten ſelbſt die Ruhe wieder herzuſtellen. Die württembergiſchen Soldaten wurden entwaffnet, die deutſchordenſchen neu bewehrt, ein gefangener Oeſterreicher an ihre Spitze geſtellt und ſtatt des herabgeriſſenen königlichen Wappens das deutſche Ordenskreuz wieder mit lautem Jubel begrüßt. Der Wein aus dem erbrochenen Schloßkeller regte die erhitzten Gemüther noch mehr auf, und ſchon ſchwingt einer der Wüthendſten über den württembergiſchen General-Commiſſär Freiherrn von Maucler das Beil, das nur ein dritter vom tödtlichen Falle zurückhält.

Zwei Tage währte die Herrſchaft des ſo unüberlegt begonnenen Aufſtandes. Als am dritten die Sturmglocken den Anzug von zweitauſend Württembergern verkündeten, eilten die bewehrten Bauern zur

Stadt und zwangen den ehemaligen deutſchherriſchen Major von Hornſtein ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Mit fünfzehnhundert Mann zog er aus, aber hinter ihm ſchloßen die beſorgten Mergentheimer ihre Thore. Beim Armenhauſe ſtießen ſie auf die anrückenden Württemberger. Der Major gab ſchon von Weitem das Zeichen der Unterwerfung und nach kurzem Gefechte waren auch die Bauern zerſtreut. Ein paar Schüſſe von dem boxberger Thurme und der Umſtand, daß in der Verwirrung der Schließer die rechten Schlüſſel nicht ſogleich zu finden wußte, ſteigerte die Erbitterung der Soldaten, die, als ſie eingedrungen, nach den Fenſtern ſchoſſen und plündernd in die Häuſer brachen. Selbſt Herr von Maucler, der vom Rathhauſe aus Schonung gebieten wollte, würde ihr Opfer geworden ſein, wenn die Kugel nicht am ſteinernen Fenſtergeſimſe abgeprallt wäre.

Der württembergiſche Miniſter Graf Taube folgte den Executionstruppen. Ein Kriegsgericht ward niedergeſetzt, und noch am Tage der Ankunft des Grafen erlitten fünf der Rädelsführer die Todesſtrafe. Franz Werner, derſelbe, welcher Herrn von Maucler mit dem Beile bedroht hatte, rief noch, den Strang um den Hals: „Es lebe der Deutſchmeiſter!“ Selbſt das deutſchmeiſterliche Wappen entblödete man ſich

nicht, durch den Henker öffentlich verbrennen zu laſſen.

So endete dieſer Aufſtand, ſo endete die Erhebung der Tyroler, ſo Schill's muthiger Ritterzug, ſo alle jene vereinzelten Verſuche, denen als wahre Urſache der Haß gegen den fremden Zwingherrn und ſein Schalten im deutſchen Lande zu Grunde lag. Doch auch ſeine Freunde hatte er im Volke gefunden, und ein tragi-komiſches Gegenſtück zu den eben erzählten Mergentheimer Auftritten bietet uns gleichfalls die Landesgeſchichte aus derſelben Zeit.

Eine Pietiſtenſekte, die ſich mit Jakob Böhme's und anderen ähnlichen Schriften ſchon lange Zeit die Köpfe verwirrt hatte, kam bei den außerordentlichen Erfolgen der napoleoniſchen Waffen auf den ſeltſamſten Einfall, den Eroberer für den wiedererſchienenen Meſſias zu erklären. Sie beteten zu ihm, verehrten ihn als ihre Gottheit und wollten ſonſt keine Herrſchaft anerkennen. Nicht allein durch ihr auffallendes Aeußere — ſie ließen ſich ihre Bärte wachſen und trugen graue mit dreifarbigen Cocarden geſchmückte Hüte — ſondern mehr noch durch die Verweigerung, Abgaben zu bezahlen und die württembergiſche Herrſchaft anzuerkennen, erregten ſie unter dem Landvolke bedeutendes, gefahrdrohendes Aufſehen. Die außer-

dem ruhigen Leute wurden von Soldaten-Commando's nach dem Hohenasperg gebracht, wo man Anfangs roh und thöricht genug gewesen, ihnen mit Knotenstöcken Religionsunterricht geben zu wollen. Später bei milderer Behandlung hörte auch ihre Hartnäckigkeit auf und einer um den andern fiel von der Sekte ab. Als ihr Messias 1809 den Hohenasperg besuchte, begehrte er sie nicht einmal zu sehen, und war undankbar genug, auf des Königs Erzählung von ihrem Treiben diesen dem äußerst ungöttlichen Rath zu geben, die Kerls hängen zu lassen. Dennoch wurde das standhaft gebliebene Häuflein in seinem Glauben nicht erschüttert, der später durch die Wunder der hundert Tage sogar eine scheinbare Bestättigung erhielt. Wie ihr Heros auf Helena verkümmerte, so war auch ihnen das Loos bestimmt, fern vom Vaterlande ihre Täuschungen zu beweinen. Die Einen gingen als Colonisten im Kaukasus zu Grunde, die andern seufzten in dem freiesten Lande der Erde unter dem Despotismus des bekannten Sektirerhäuptlings Rapp von Iptingen.

Aber wir haben uns zu weit von Freudenthal entfernt; kehren wir dahin zurück. Der schwere Sommer ist vorüber, und die Herbstzeit ladet uns zu einer jener großen Jagden ein, für die der König

ſo leidenſchaftlich eingenommen war. Die Leyer eines der gefeiertſten Dichter Deutſchlands, die ſonſt nur von ſanften und elegiſchen Liedern ertönte, hat eine dieſer Jagden, die berühmte von Bebenhauſen, die man faſt in allen königlichen Schlöſſern abgebildet ſieht, einſt im Dithyrambenſchwunge beſungen. Was den milden Matthiſſon in ſo hohe Begeiſterung für Feſte der Art verſetzte, wenn nicht etwa die berauſchende Atmoſphäre des Hofes, iſt ſchwer zu begreifen. Ob Herder wohl gelächelt oder gezürnt hätte, wenn er in jener Beſchreibung gerade von Friedrich Wilhelm die Worte geleſen: „Er allein war es, der auf das nicht mit voller Sicherheit dem ſchnellſten Tode geopferte Thier den, die Humanität im ächten Sinne des unſterblichen Herders wahrhaft ehrenden, Doppelſchuß that.“ — in keinem Falle war die Berufung auf Herder's Humanität hier an der rechten Stelle. Und was ſoll man ſagen, wenn Matthiſſon die auf jener Hetzjagd gefallenen Thiere ſogar zu homeriſchen Helden vergleicht! Wirklich burlesk komiſch klingt der Ausruf: „Mannigfaltig wie auf den Schlachtfeldern der Iliade die Todesarten der Helden erblickte man hier die Todesarten der verendenden Thiere.“ Wenden wir uns ab von dieſer widerlichen Schilderung, die mit dem Glanz der Sprache eine ſo entwürdigende

Schmeichelei überkleidet, um mit eigenen Augen das Schauspiel in seinen wahren Farben zu betrachten.

In dem Jagdhause bei Freudenthal ist die Gesellschaft versammelt. Der König mit jugendlicher Gewandtheit, trotz seiner Körperfälle und seines Alters, der Oberstjägermeister, die Hof- und andern Oberforstmeister, die Gesandten, die Minister, die erst in diesem Jahre ernannten vier Würdenträger der Krone: der Fürst von Hohenlohe, von Löwenstein, von Waldburg-Zeil und der Graf von Zeppelin; eine Schaar von Jagdjunkern und endlich über hundert berittene Hofjäger. In der Umgebung des Monarchen gewahren wir eine Anzahl schöner lebensheiterer Jünglinge. Die Ungebundenheit des Landlebens scheint sogar bis zu dem sonst so strengen Fürsten gedrungen zu sein, denn die Gespräche und muthwilligen Streiche, die sie sich in seiner Nähe erlauben, erinnern uns nicht einmal an die lustigen Scenen einer Pagenschule, sondern an die derben Späße einer weit niederern Sphäre. Das Corps seiner „lustigen Räthe," von denen Manche aus den untersten Ständen hervorgegangen, sucht seinen Namen durch die Erzählung der frivolsten Geschichtchen und der gewöhnlichsten Scherze Ehre zu machen. Aus allen Ecken und Enden des Stadt- und Hof-Lebens

ſtöbern ſie Stoff für ihre chronique scandaleuse auf, und keine Begebenheit des Tages bleibt von ihrem beſchränkten Standpunkte aus unbeſprochen und unbekritelt. „Es iſt ſchwer zu begreifen," ſagt der Generalſuperintendent von Pahl in ſeinen Denkwürdigkeiten, „wie der König, der unſtreitig ein Mann von reicher Kenntniß und Weltbildung war und das Intereſſe einer geiſtreichen Converſation vollkommen fühlte und gern genoß, des ſteten Umganges mit dieſen Menſchen nicht überdrüſſig wurde, mit denen er in der That kein ernſthaftes Wort reden konnte. Zu einer Menge von Hofanekdoten, die man ſich täglich erzählte, boten ſie durch ihre Bubenſtreiche ꝛc. den Stoff."

Hörnerfanfaren geben nach dem Wink des Königs das Zeichen zum Beginne der Jagd. Alle zerſtreuten ſich auf die ihnen angewieſenen Stände. Das Wild, das Tauſende von Bauern ſchon Wochen vorher zuſammengebracht, wird nun von den, Mann an Mann ſtehenden, Treibern in weiten Kreiſen umſchloſſen und immer näher gegen den Schirm gejagt. Das Quertuch fällt und Schuß auf Schuß ſtreckt die in Rudeln heranſpringenden geängſteten Thiere nieder. Durch die Flintenſchüſſe ertönten die fröhlichen Weiſen der Regimentsmuſik und im Hinter-

grunde rüstet man schon die Tafeln, an welchen die ermüdrten Jäger wahrhaft königliche Bewirthung fanden. Oft wurden bei solchen Jagden mehr denn tausend Stücke Wildes erlegt.

Fröhlich kehrte der Hof nach dem Schlosse zurück, minder vergnügt wohl der Bauer, der mit schmalem Imbiß für die Frohnarbeit abgelohnt wurde, die ihn wochenlang vorher von seiner Arbeit entfernt hielt. Und wie oft mußte er nicht die Verwüstungen des für ihn unverletzlichen Wildes in seinen Aeckern mit ansehen! mit ansehen wie die ganze Hetze mitten durch seine gesegneten Saaten tobte! Er durfte sich glücklich preisen, wenn er selbst von dem allzugroßen Eifer der Jagdbeamten nicht Mißhandlungen erlitt!

Immer noch herrschte aber auf dem Lande ein fröhlicheres Leben. Der Sonntag traf die Alten bei ihrem Kruge Wein und den Burschen im lustigen Langaus, denn obgleich es Kriegszeiten waren, so gab es doch Geld unter den Leuten. In den Städten und besonders in der Residenz jedoch begegnete man allenthalben einer trüben gedrückten Stimmung, einem verschlossenen Wesen. Sogar das Reden über politische Gegenstände war in diesem Jahre verboten worden.

Württembergiſche Luſtſchlöſſer.

III. Die Solitude.

Solitude.

Mitten in einem Walde auf einer der rauheſten Höhen der Umgebung von Stuttgart befand ſich ein merkwürdiger Baum. Fünf Eichen ſtrebten kräftig aus einer Wurzel zum Himmel empor. Viele Wanderer und Jäger gingen an dieſer Stelle vorüber bis einmal ein, der Welt und ihrer Luſt müder, Mann ſich dieſen Platz erſah, um hier ein Einſiedlerleben zu führen. Aber die Hütte, die er ſich erbaute, wurde bei dem hochſtrebenden Sinne des Erbauers zum Palaſte, und die er fliehen wollte, die Vergnügungen, ſie zogen alle mit ihm ein, und nahmen Platz neben ihm in den reichen Hallen, die ſeine Macht und ſein Geld in dem ſonſt ſo ſtillen Walde erſchaffen. Allein während die Genien der Luſt ihren üppigen, glänzenden Reigen aufführten, miſchte ungeſehen und leiſe ein edlerer Geiſt ſich in ihre Schaar. Eine Schweſter führte die andere herbei und als ſie alle neun erſchienen, waren längſt aus Scheue vor den höheren Göttergeſtalten die gemeineren Geiſter entflohen. — Herzog Carl iſt auch der Schöpfer dieſes Schloſſes. Wenn

wir ihn bei Erbauung desſelben als den eigenwilligen, prunkſüchtigen Herrn, wie wir ihn in Ludwigsburg kennen gelernt, wieder ſehen, ſo regt ſich doch bereits ein beſſeres Streben in ihm, und wahrhaft Achtung gebietend iſt die Pflanzſchule, die ſpäter hier unter ſeiner Leitung entſtand. Mag man auch die Handhabung des ſteifen Gamaſchen-Dienſtes und die ſtarre Pedanterie, den unbeugſamen Sinn, die den Herzog überall characteriſiren, auf der Carlsſchule wieder finden, das ſind Flecken, die der Zeit angehören, und es zeugt von ſeinem ſchöpferiſchen Geiſte, daß, ungeachtet derſelben, eine ſpätere Zeit nur dieſe Mängel an dem großartigen Inſtitute zu rügen hatte. Alle die mächtigen Ideen, die jetzt theils in voller Klarheit herrſchen, theils mehr und mehr in friedlicher Entwicklung zur Geltung gelangen, die zwanzig Jahre nach der Gründung des Inſtituts excentriſch aufgefaßt und gewaltſam eingeführt, Ströme Blutes gekoſtet, alle dieſe Ideen liegen ſchon in dem Plane, den Carl mit ſeiner Schule zu verfolgen ſuchte. Uns gemahnt die Carls-Akademie wie der Janiskopf, welcher nicht allein in die Vergangenheit zurückſchaut, ſondern auch auf die Zukunft ſeine Blicke wendet. Und der Mann, deſſen Name allein genügen würde die Geſchichte dieſer Anſtalt auf die Nachwelt zu bringen,

der Dichter, deſſen Lieder ſo menſchlich rein, ſo unausſprechlich mächtig zu jedem Herzen ſprechen, unſer unſterblicher Schiller trägt, ein Zögling dieſer Schule, ihren ganzen Charakter im edelſten Gepräge. In allen ſeinen Werken liegt jenes Ringen nach der ſchönen Zukunft, deren erſte Morgenröthe damals an dem Erdenhimmel erſchien. Wenige konnten mit freiem Auge ihr entgegenblicken. Als das belebende und erwärmende Licht höher und höher ſtieg, als es die Andern blendete oder dazu dienen mußte, ihre verſengenden Fackeln daran anzuzünden, entfaltete der Aar ſeines Geſanges, ungehindert von den Hemmniſſen der Zeit, triumphirend die mächtigen Schwingen, und rauſchte ſtolz zu der Quelle des Lichts empor, wo ſeine Heimath war.

1. Die Erbauung.

Deutschland ward im Jahre 1763 der Frieden wieder geschenkt; in Württemberg hingegen stand der Kampf zwischen dem Herzog und den Ständen auf seinem Höhenpuncte, als in diesem Jahre auf dem Platze der fünf Eichen die ersten Schläge der Axt zur Erbauung eines Jagdschlößchens ertönten. Friede und Einsamkeit suchte Carl in dem abgelegenen Landhause, aber sein ruheloser Geist ließ ihn beides nicht finden. Schon die Erbauung beweist wieder, daß er sich und Andern keine Ruhe gönnte. Der einmal gefaßte Gedanke mußte zur Wirklichkeit werden, die Hindernisse verschwinden; was kümmerte es ihn, ob Hunderttausende darangesetzt, ob Menschenwohl und Menschenleben geopfert würden, er kostete das Vergnügen, mit dämonischer Kraft dem Willen die That folgen zu lassen; wie ein kleiner Gott sprach er: es werde und es ward. Kaum war der Gedanke gefaßt, der Plan — wie man sagt, nach der Idee des herzoglichen Kammerdieners Weyher — entworfen als Tausende von Bauern zu der Ausführung desselben

angehalten wurden. Mit Mann und Roß mußten sie frohnden, ob die Ernte verdarb, ob der Winter herankam, der Herr fragte nicht darnach, fort und fort mußte es gehen bis „mit der Eile wie die Feenpaläste" statt des einfachen Jagdhauses ein wahres Prachtschloß vollendet dastand. Und obgleich der Landescasse eine neue Million zur Last gefallen, mußten dennoch viele den schwer verdienten Lohn an die Tafel schreiben. „Moderatore Carolo, desertam solitudinem, labor improbus quadriennio vicit." rühmt eine Inschrift an dem Palaste, allein sie erzählt nicht, durch welche Mittel es Carl möglich geworden, die Wildniß zu besiegen. „Loca haec tranquillitati sacra voluit Carolus" spricht eine andere Aufschrift, allein die Bauten, die ringsum sich erheben, strafen diese Worte Lügen. Wozu Festingebäude, ein Theater, Marställe, Kasernen, wenn dem Gemüthe, von stets neuen Vergnügungen gehetzt, hier endlich Ruhe gegönnt werden sollte? Diese Wege, nach der Schnur geführt, wurden doch nicht angelegt, um in abgeschlossener Zurückgezogenheit dem Hofleben zu entfliehen? Jene breite Straße, die in gerader Richtung nach Ludwigsburg läuft, lud es vielmehr ein, in die gastlich und weit geöffneten Portale der neuen „Solitude" einzuziehen.

Noch war aber das Schloß nicht vollendet als es ſchon wirkend in die Geſchichte Württembergs eintritt. Das Entlaſſungsdecret Montmartins iſt von hier datirt. Endlich hatte der Herzog nachgeben müſſen, endlich Montmartin ſelbſt eingeſehen, daß es Zeit ſei, ſich einen möglichſt ehrenvollen Rückzug zu ſichern. Nachdem er in Wien trotz der vierzigtauſend Gulden, die beſtimmt waren, dort die Wagſchale der Stände ſinken zu machen, gegen dieſe und ihre Verbündeten, die garantirenden Mächte, nichts ausgerichtet, kam er ſelbſt um ſeine Entlaſſung ein, „damit er durch ſeine Gegenwart kein Hinderniß der glücklichen Wiederherſtellung des vollkommenen Vertrauens zwiſchen Herrn und Land ſei.“

Aus „dieſem von ihm angeführten Beweggrund“ wurde ihm denn auch der Rücktritt unter den größten Lobeserhebungen bewilligt.

Noch ehe Montmartin, der übrigens noch lange Carl's Rathgeber blieb, ſein für Württemberg ſo verderbliches Ruder niederlegte, hatten ſich die Kerkerthüren geöffnet, die den unglücklichen Moſer fünf Jahre lang hinter ſich verſchloſſen gehalten. Am 25. September 1764 ward auf Andringen des kaiſerlichen Hofes Befehl zu ſeiner Befreiung gegeben. Ein Jubel ging durch das Land als man die Kunde

vernahm, und seine Reise von Hohentwiel nach Tübingen war ein Triumphzug. „Hätten die Leute jene Orte gekannt, die meine Reise berührte," versichert der immer bescheidene Mann, „prozessionsweise wären sie mir entgegengezogen." Sein muthiger Ausspruch „unverzagt und ohne Grauen" hatte sich lebendig im Gedächtniß des Volkes erhalten und man begrüßte ihn damit. Sogar der König von Dänemark, der sich vielfach für die Befreiung Mosers verwendet hatte, schickte seinen Glückwunsch, und selbst die frankfurter Juden, die doch damals sich um nichts weniger als um politische Händel kümmerten, verfehlten nicht — in der That eine bewundernswerthe Curiosität — ein Gratulationsschreiben an den, doch so streng christlichen Moser zu erlassen.

Auch auf der Solitude war Moser erschienen, dem Herzoge „unterthänigst aufzuwarten". Mit welchen Gefühlen mochten sie sich gegenüber gestanden sein. Karl war äußerst gnädig. Ich weiß nun, sagte er zu dem Consulenten, daß Er ein ehrlicher Mann, ein guter Patriot ist und er kann auf meine Protection rechnen.

Die Reductionen waren gekommen, gegen welche freilich die Reisen, die der Herzog nach Venedig machte, arg abstachen. Mit wahrer Gier wurde die Mannheimer Zeitung gelesen, wenn sie berichtete, daß Karl in der

Lagunenstadt auf acht Monate Paläste gemiethet, und man drei Mal in der Woche für die Nobile's der Republik offene Tafel halte, und wie diese dankbar dafür, dem deutschen Fürsten die Ehre erzeigten, ihn in ihr goldenes Buch einzuschreiben.

Unterdessen wuchs die Unzufriedenheit im Lande; es waren die ständischen Beschwerden noch nicht gehoben, und dabei hatte das neue Sparsystem viel böses Blut gemacht. Im Unmuthe machte der Herzog nach seiner Zurückkunft die Solitüde wirklich zu dem, wofür sie anfangs bestimmt war, zu einem einsamen Aufenthalte, den zu betreten, Wenigen gestattet war.

Wie zu Plessis le tour Ludwig IX., ein Fürst, mit dem er sonst wenige Vergleichungspunkte darbietet, sich streng abgeschlossen hielt, so Karl auf seinem neuen Schlosse. Wer nicht einen von seiner eigenen Hand geschriebenen Erlaubnißschein hatte, konnte es nicht erlangen, bis zu ihn vorzudringen. Ein doppelter Cordon von Husaren und Jägern hielt das weite Gebiet des Lustschlosses umstellt und mußte dafür stehen, daß Keiner von den vielen nothleidenden Civil- und Militärdienern den Herzog in seiner Einsamkeit belästige.

2. Ein Tag auf der Karlsschule.

Wir sind im Verlaufe unserer Darstellung öfter schon einer Erscheinung begegnet, die sich in der Geschichte phantasievoller, eigensinniger Fürsten wiederholen muß, nämlich der, daß irgend ein großartiges Werk mit ungeheuren Anstrengungen, ungewöhnlichen Opfern begonnen, ausgeführt und dann, als man die Resultate und den Genuß der Arbeit erwartet hätte, plötzlich aufgegeben und verlassen wurde. Die Solitude liefert uns einen Beleg zu dieser Behauptung. Kaum war sie vollendet, so ward sie auch verlassen, denn Herzog Karl gönnte sich nicht das Vergnügen, auf dem Gewonnenen auszuruhen, ihm war der Kampf mit der Natur und dem Willen seiner Untergebenen der größere Genuß. Um so merkwürdiger fällt es auf, daß eine seiner Schöpfungen, die jedenfalls in die Reihe derer gehört, welche seinen Namen am meisten mit Ruhm umkränzen, die in ihrem Erfolge am großartigsten dasteht, nur kleinen, unbedeutenden Anfangs war.

Die Hungersnoth des Jahres 1770 — desselben Jahres, in dem der Erbvergleich abgeschlossen, Franziska entführt wurde — gab die Veranlassung zur Stiftung der Karlsschule. Der Herzog erließ, um einigen der dürftigeren Familien die Unterhaltung der Ihrigen zu erleichtern, am fünften Februar den Befehl, man solle vierzehn Soldaten-Söhne protestantischen und katholischen Glaubens auf die Solitude bringen und sie dort unter Aufsicht einiger Unteroffiziere in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten. Zugleich mußten die Kleinen in dem über neunhundert Morgen großen Garten des Schlosses die Gartenarbeiten lernen und dann auch theilweise verrichten.

Bald nachdem diese Anstalt gegründet worden war, entsprang in Karl die Idee, sie zu einer Pflanzschule inländischer Kunst zu machen. Die bedeutenden Ersparungen, welche gerade zu derselben Zeit das Theater trafen, hatten in ihm den Gedanken befestigt, statt große Summen an Italiener und Franzosen zu verschwenden, sich aus seinen eigenen Unterthanen Künstler zu bilden. Schon zehn Monate nach der ersten Aufnahme wurden deßhalb sechzehn, wieder zumeist Soldatenkinder unter der Bedingung

in die Anſtalt aufgenommen, daß, wenn ſie dereinſt Künſtler geworden, ſie ihr Talent dem Vaterlande widmen ſollten. Dem berühmten Guibal, einem Schüler Mengs, welcher Stuttgart und Ludwigsburg mit ſo vielen ſeiner trefflichen Werke geſchmückt hat, ward der Zeichen-Unterricht übergeben, und Seubert ertheilte den der Inſtrumentalmuſik. Die Leitung des Ganzen hatte der Hauptmann Seeger, der Inſpektor der Solitude, ein junger Mann, der nicht allein als Militär ſondern auch in den Wiſſenſchaften ſich auszeichnete.

Noch war das erſte Jahr nicht vorüber, als das Inſtitut, das mehr und mehr zur Lieblingsſchöpfung Karl's wurde, eine neue Vergrößerung erfuhr. Fünfzig junge Leute, größtentheils Waiſen, wurden als Zöglinge aufgenommen, und die Anſtalt jetzt militäriſches Waiſenhaus genannt. Nun aber drängten ſich, bei der Sorgfalt, welche der Herzog dieſen, man kann wohl ſagen, ſeinen eigenen Schülern ſo auffallend gewährte, auch die Söhne von Offizieren und Edelleuten des In- und Auslandes zur Aufnahme, und ſchon im Juli 1771 bildeten ſie eine, nur durch die Kleidung und den Namen in etwas geſonderte Abtheilung, die bereits

über vierzig Zöglinge zählte. Der Unterricht dehnte ſich nun auch auf das ganze Bereich der ſogenannten philoſophiſchen Wiſſenſchaften aus.

Ganz wahr beurtheilt ein neuerer Schriftſteller, — Hartmann in ſeinen Umgebungen von Stuttgart — die Richtung, welche Karl bei ſeiner hohen Schule verfolgte: „Achtung der Menſchenrechte, Gleichheit vor dem Geſetze, Aufhebung der Standesvorurtheile, dieſe Momente waren es, welche aus der hohen Karls-Schule nicht blos Gelehrte und Künſtler, ſondern was ungleich wichtiger iſt, Menſchen hervorgehen machte. Sie baute eine Uebergangsbrücke von der alten in die neuere Zeit.“

Warum aber erzählen, was wir mit eigenen Augen ſehen können? Das Jahresfeſt der hohen Karlsſchule erblicke uns unter den Gäſten, die der Herzog, welcher gerne auch mit dieſer Anſtalt prunkte, von nahe und ferne eingeladen hatte.

Schon früh um 10 Uhr des vierzehnten Dezembers 1673 eilte Alles, was bei der Feier beſchäftigt iſt, in das Gebäude. Die Offiziere, an ihrer Spitze der Oberſtwachtmeiſter und Flügeladjutant

von Seeger als Intendant der Anſtalt; die Profeſ=ſoren, unter denen wir vor Allen den ſo beliebten Profeſſor Abel, welcher die Philoſophie vorträgt, dann Bekannte von uns, den gelehrten Magiſter Haug, ſo wie Uriot erblicken, der ſich nicht hatte träumen laſſen, als er als Schauſpieler von Frankreich herüberge=kommen, daß er noch im Lehrfache wirken würde. Und wenn auch ſpäter ſeine pompöſen Schilderungen der Feſtlichkeiten Karls nur als Curioſitäten geſucht werde, ſo hat er doch andererſeits durch ſein Mitwirken an Schwans großem franzöſiſchen Dictionär ſein Andenken zu erhalten gewußt. Guibal, der hier mitten unter ſeinen Schöpfungen ſteht, denn der ſchöne Lorbeer=ſaal wurde von ihm gemalt, iſt eine Kunſtnotabili=tät, die unſere Aufmerkſamkeit verdient. Ihm zur Seite iſt der Profeſſor der Zeichnenkunſt, Haſper, neben ihm Naſt, der lateiniſch und griechiſch vor=trägt, und der Hauptmann Röſch, der über Mathe=matik und Genieweſen lieſt. Nach den Profeſſoren gewahren wir die Maitres; unter ihnen den In=ſpektor Kallenbach, den bekannten Gartenkünſtler Scheitlein, Seubert den Muſiker und Fürſt den Lehrer der Reitkunſt. Immer noch jugendlich ſchließt der zweiundſiebzigjährige Malten, der Tanzlehrer, die Reihe. Was hat der Mann nicht Alles vorüber=

getanzt! Unter Eberhart Ludwig zeigte er dem Erbprinzen die Pas und arrangirte die Festins der Grävenitz, dann zitterte er, wie seine Zöglinge, vor den kräftigen Dosenmanövers Karl's Alexander, war fröhlich in dem lustigen Hoftreiben des jugendlichen Karls und gibt nun im Alter seinen Lieblingszöglingen Unterricht. Aus der Schaar der Aufseher dürfen wir den nicht vergessen, der, so lange noch ein Karlsschüler existirt, im Angedenken desselben leben wird, den eben so häßlichen als gefürchteten Nieß, den ehemaligen Gardeunteroffizier aus Bolheim, den Plaggeist und Spion der Anstalt.

In den untern Hörsälen versammeln sich Lehrer und Schüler. Da stehen sie die lange Reihe hinab in stahlblauen Röcken mit schwarzen sammten Aufschlägen und weißtuchenen Beinkleidern. Die hohe Feier dieses Tages läßt uns silberne Achselschnüre an ihrer Schulter sehen. Der Kopf ist bei groß und klein mit einer angeklebten Frisur und vier Papilloten an beiden Seiten geschmückt; wehe dem, dessen Papilloten nicht genau der Ordonnanz entsprechen, oder dem, dessen Zopf nicht bis auf die Linie das vorgeschriebene Maas hat, der Herzog ahnte unwillkommene Gedächtnißfehler bei weitem nicht so schwer als einen Verstoß in diesem hoch-

wichtigen Stücke; ist der Ausspruch, den ein Spaßvogel dem Herzog in den Mund gelegt: „Ich sage der Normann ist der beste Schüler der Anstalt sowohl in der Vergette als in der Conduite.“ An dieser so wichtigen Vergette allein ließ denn Karl auch die Standesunterschiede kleben. Die erste Abtheilung, die der Cavaliers — Adelige und Offizierssöhne — trägt sie gepudert, die zweite, die der übrigen Eleven, ohne Puder. Um den Hals liegt eine schwarzlederne Binde und auf dem Kopfe sitzt ein kleines dreieckiges Hütchen.

Der Herzog am Arme seine Franziska führend, wird beim Eintritte militärisch begrüßt. In seinem Gefolge befinden sich mehrere Gesandte und Fürsten der Umgegend. Der protestantische Hofstaatsprediger M. Pfeilsticker eröffnet mit einer Rede die Festivität. Hierauf marschiren sämmtliche katholische Eleven in Begleitung des ganzen Hofes in ihre Kapelle, wo der Gottesdienst stattfindet. Bei dieser Gelegenheit flüstert man sich in die Ohren, es ginge die Toleranz in der Karlsschule so weit, daß das Vaterunser abwechselnd von katholischen und protestantischen Zöglingen vorgebetet werde, und wirklich hätten schon die Prälaten dagegen Einsprache erhoben.

Bald führen die Karoſſen die Herrſchaften aus der Meſſe zurück. Alles verſammelt ſich im erſten Schlafſaale, wo ſie der Intendant empfängt und durch die übrigen Schlafſäle und Orangeriehäuſer, durch lauter bedeckte Gänge in die Lehrſäle zu den bereits dort aufgeſtellten Eleven geleitet. Der Herzog hat dieß wahrſcheinlich deßhalb ſo arrangirt, damit die Fremden den ganzen Umfang der Solitude zu bewundern Gelegenheit hätten. Hier läßt er nun die Zöglinge die Revue paſſiren. Zwar bewegt er ſich unter ihnen wie der Vater unter ſeinen Söhnen, ertheilt hier ſeinen Tadel, ſpendet dort ſein Lob, allein das große Gewicht, das er auf das militäriſche Ajuſtement legt, iſt doch keine Minute zu verkennen. Bien, très bien, ſagt er zu dem ihm folgenden Herrn von Seeger, alles in höchſter propreté. Starr und ſteif, nach militäriſchem Brauch, die Hände feſt angelegt, erblicken wir ſie da, all die jugendlichen, friſchen Geſtalten, und nichts an ihnen ſcheint zu leben, als das Auge, und dieß hält der Herr wie gefeſſelt, denn unverwandt muß es ihm folgen die Reihe hinauf und hinab.

Indeſſen unterhalten ſich die hohen Herrſchaften mit den Leiſtungen der Schüler, die an den Wänden und auf den Tiſchen der Säle ausgeſtellt ſind. Es

ſchmeichelt Karl ſehr, wenn man nicht nur die Schönheit der Arbeit, ſondern auf die Vielſeitigkeit der Beſtrebungen hervorhebt, die ſich in denſelben kund gibt. Da hängen vielverſprechende Proben aus der Figuren- und Landſchaftszeichnung, in der ſich Hetſch und Leypold hervorgethan, dort der Architektur von der Hand Heideloffs; hier liegen Riſſe aus der Zivilbaukunſt, neben ihnen Zeichnungen aus der Kriegsbaukunſt, ungemein ſauber von dem ſpäter ſo bekannt gewordenen Maßenbach gefertigt. Es fehlen nicht gelungene Arbeiten des Meißels und der Boſſirkunſt, und wenn es uns vergönnt iſt, an dieſem Tage einen der größten Dichter aller Zeit kennen zu lernen, ſo ſehen wir hier das Werk eines Jünglings, der als Künſtler eine kaum minder hohe Stufe erreicht hat. Danneckers Hand hat dieſes Basrelief gefertigt, jenes, mit ihm an Schönheit wetteifernd iſt von Schäffauer. Selbſt die Kränze, die die Wände ſchmücken, die ſeltene Blumen und Gewächſe, welche auf den Tafeln prangen, ſind Beweiſe der Fortſchritte, welche die Eleven in der Gartenkunſt gemacht, und der Lehrer Scheitlin ſieht mit Vergnügen die Söhne in ſeine Fußſtapfen treten.

Ein militäriſches Zeichen ertönt, und das ſehnſüchtig erwartete Rechtsum führt die Zöglinge in

den großen Speiſeſaal. Dort angelangt, trennen ſich die Abtheilungen, die Cavaliers und Bürgerlichen marſchiren jede zu ihren beſonderen Tiſchen. Auf Kommando werden die Hände klatſchend in einander zum Gebete gelegt, auf Kommando und mit gleichem Geräuſch die Stühle gerückt und Platz genommen. Steif und unbeweglich bleibt Alles ſitzen. Jetzt tritt der Herzog zu den Cavaliers: dinez Messieurs! Alles verbeugt ſich tief und nun erſt ſind die Zungen gelöst und es beginnt das Geſchäft der Meſſer und Gabeln. — Aehnliches Kommando, ähnliche Formalitäten ſchließen das Mahl, nach deſſen Beendigung die hohen Herrſchaften im Aſſemblée-Zimmer und dem weißen Saale ſelbſt tafeln und dann im erſtern den Kaffee einnehmen.

Wie überraſcht es aber die Anweſenden, oder wie ſind ſie wenigſtens ſcheinbar überraſcht, als mit einemmale eine vollſtändige Symphonie ſie „wie ein Sturmwind" überfällt; und es iſt nicht etwa die herzogliche Hofkapelle, nein mit befriedigtem Lächeln verſichert der Herzog, daß auch dieſes ſeine Karlsſchüler ſind. Man verfügt ſich in den weißen Saal zurück und wirklich, Knaben ſind es, welche das ganze Orcheſter bilden, Knaben, welche die mitunter ſchwierigen Solo vortragen. Auf allen In-

ſtrumenten hören wir werdende Meiſter. Auf dem Violoncell erhalten Zumſteeg und Malther der Sohn des berühmten Celliſten, auf der Violine Weberling und Dieter, ſpäter ein geſchätzter Componiſt, auf der Oboe Kücheln und Schaul reichlichen Beifall. Abeille, der Schüler Sämanns, deſſen Name noch einen ſo guten Klang erhalten ſollte, zeigt ſeine Fertigkeit auf dem Klavier. Maier macht ſich als tüchtiger Flötiſt bemerkbar, und ſogar der Virtuos auf dem Waldhorn fehlt nicht, Häberlin bläſt es ſchon ganz tüchtig. Wie die Inſtrumental-Muſik findet auch der Geſang wackere Vertretung, beſonders zeichnen ſich Gauß und Kaufmann aus, letzterer einſt noch mehr durch den Namen ſeiner Gattin, der geſchickten Sängerin, der Tochter des berühmten Schubart bekannt.

Vom Conzerte bricht die Geſellſchaft nach dem Lorbeerſaale auf, wo der Herzog ſelbſt die Preisevertheilung vornimmt. In dem von Hunderten von Kerzen erleuchteten ungeheuren Raum, der durch Säulen in drei einzelne Säle abgetheilt iſt, hat man heute keine Zeit, weder auf das ſchöne Deckengemälde zu achten, welches Guibals Meiſterhand gefertigt, noch auf die reichen, in friſchem Golde glänzenden Verzierungen, die ringsum angebracht ſind. Im

mittlern Saale iſt ſchon die ganze Akademie in drei Gliedern aufgeſtellt. Vor ihnen der Intendant, zur Seite die Aufſeher; die Offiziere bei ihren Abtheilungen. In Mitte derſelben ſtehen die Cavaliers und Preiſeträger. Nach einer Rede, welche dießmal einer der Examinatoren, der Profeſſor des Staatsrechts, Hofmann von Tübingen vorträgt, verliest der Kaſſier der Anſtalt die Namen der Preiſeträger, die aus der Hand des Herzogs ſelbſt ihre Belohnung empfangen. Mancher Name klingt hier, der ſpäter unter den erſten unſeres Vaterlandes glänzt. Aller Augen richten ſich auf den jungen Friedrich von Normann, der faſt in allen Gegenſtänden als der ausgezeichnetſte genannt, und von dem Herzoge mit dem eigens für das Inſtitut geſtifteten Orden decorirt wird. Mit größerer Freude mag der Knabe das blinkende Kreuz, welches am rothen gelbgerändeten Bande nun ſeine Bruſt ſchmückt, betrachtet haben, als der ſpätere Miniſter je eines der andern, die ihm zu Theil geworden. Und in der That nicht blos die Ehre, ſondern auch einen weſentlichen Vortheil hat der fürſtliche Pädagog an dieſes ſelten verliehene Zeichen geknüpft. Wer es erworben, überſpringt in ſeinen Dienſtverhältniſſen bei jedem Vorrücken eine Rangſtufe. Wieder hören wir die Namen derer,

deren Leiſtungen wir ſchon bewundert haben. Deutlich erklingt nun ein Name, der ſich auf ewig im Herzen und Gedächtniſſe ſeines Volkes eingeſchrieben hat:

In der griechiſchen Sprache erhält den erſten Preis: Johann Chriſtoph Friedrich Schiller von Marbach.

Ein ſchwächlich gebauter Knabe tritt vor, die Medaille zu empfangen.

Alſo der erſte Schritt auf der glänzenden Ruhmesbahn! Aber was iſt das Lob der Verſammlung, welches der Knabe hier mit ſo Vielen ſeiner Genoſſen theilt, gegen das Entzücken, welches der Jüngling, die Bewunderung, welche der Mann zu erringen wußte! Lächelnd ſieht die Muſe den erſten beſcheidenen Zweig auf der Stirne des Kindes, den erſten von den vielen, die ſich in ihrer Hand einſt zum dichten Lorbeerkranze für das Haupt des Dichterheros ſchlingen werden.

Noch aber erblickt Niemand in dem Kleinen, der ſchüchtern und faſt linkiſch vor dem Herzoge ſteht, die gewaltige Seele; nur den Herzog, der jetzt mit freundlichem Lächeln dem Sohne ſeines Hauptmannes den Preis überreichte, überfliegt es wie eine Ahnung, daß in dieſem Kinde eine reiche Zukunft, die Unſterblichkeit ſeiner Karlsſchule vor ihm ſtehe.

Schon ein Jahr darauf hat ſein Scharfblick Schiller erkannt „Laßt mir den nur gewähren" ſprach er zu den tadelnden Lehrern „aus dem wird etwas."

Das Feſt iſt immer noch nicht zu Ende. Die ſeltene um nicht zu ſagen ſeltſame Vereinigung, die der Herzog in ſeiner Karlsſchule im Auge hat, Ausbildung von den ernſteſten Wiſſenſchaften bis in die frivolſte Sphäre der Künſte, das Reich des Theaters und des Ballets, hinab, mußte natürlich auch eine theatraliſche Vorſtellung veranlaſſen. Nicht etwa wie in andern Anſtalten ſind hier dieſe Vorſtellungen Zweck der Unterhaltung und Beluſtigung. Nein, wie ſeine Aerzte und Juriſten, ſeine Offiziere und Architekten, ſeine Maler und Muſiker, ſo will auch Karl, wie wir bereits wiſſen, ſeine Sänger und Tänzer aus dieſen Eleven ſich heranbilden. In mehr als einer Schulrede wird der glänzende Stand des Theaters erwähnt, es wird rühmend erzählt, daß hier im pantomimiſchen Tanze Veſtris übertroffen, Schauſpieler erzogen würden, welche vollkommen im Stande ſeien, die Feinheiten ihrer Rollen aufzufaſſen und darzuſtellen.

Es iſt der „Avare" von Molière, den wir heute mit anſehen. Uriot reibt ſich ſchmunzelnd die Hände, als der Herzog den guten Accent der Darſteller rühmt. Die Fertigkeit der Schüler in „artigen Wendungen des

Körpers“ zu zeigen, folgt auf das Schauspiel ein Ballet, das in seinem Pomp an die verschwenderische Zeit erinnert, wo noch Vestris und Balletti in Württemberg ihr Talent entfalteten. Merkwürdig ist, daß nicht allein der erste Tänzer Chevannard, sondern auch die meisten übrigen aus der französischen Provinz Württembergs, aus Mömpelgard gekommen waren. Doch nicht allein Meister dieser heitern Kunst sandte jenes Ländchen; Mömpelgard schickte später noch Cuvier, den dritten in dem Dreygestirne, das hellleuchtend aus der Karlsschule emporstieg.

Eine italienische Operette, „I Pitagorici“ von dem Oberkapellmeister Boroni schließt endlich in tiefer Nacht die Reihe der Festivitäten.

Lassen wir den Herzog mit seiner Franziska und einem halben Dutzend ihrer Lieblingszöglinge, die in alle Ecken der Kutsche hineingepfropft werden, nach Ludwigsburg zurückkehren, und folgen wir den übrigen Eleven in ihre Schlafsäle. Während die Anderen bald in den Armen eines gesunden jugendlichen Schlummers liegen, wachen noch zwei Augen, webt noch in einem Kopfe der Geist und die Phantasie so lebhaft, daß nicht daran zu denken, auch hier würde der stille Gott mit dem Mohnstängel sobald Ruhe und Vergessenheit bringen. Kaum daß

es den Knaben auf dem Lager läßt. Ja, wenn nicht der kalte Nord die Wälder deckte und die Blumen ſtatt auf der Flur an der hart gefrorenen Fenſterſcheibe prangten, längſt hätte er ſich, wie er ſchon öfter gethan, hinausgeſchlichen, um in dem Walde ſtundenlang umherzuſchweifen und ſich ganz dem Sturmdrange ſeines Gemüthes zu überlaſſen. Die Strahlen des Mondes fallen in den Saal. Wir erkennen ihn wieder, unſern Schiller, an dem ſanften Auge, an dem ausdruckvollen Munde, an den blaſſen mit Sommerflecken bedeckten Wangen und an den dunkelrothen, buſchigen Haaren. Was ihn beſchäftigt haben mag! Wohl der Unmuth über den pedantiſchen Zwang, in den ſich ſeine überfluthende Gedankenwelt ſchmiegen mußte. Ihn quält, daß ihm nicht das freie Feld der Wiſſenſchaft geöffnet iſt, denn nach ganz anderer Frucht, als ihm geboten wird, dürſtete ſein Geiſt, im Garten der Pieriden umherzuſchweifen und zu naſchen, war nach ſeinen eigenen Worten, ſein innigſtes Beſtreben. Gerſtenberg's Ugolino, die Oden Klopſtocks, Schubarts Chronik, weckten den ſchaffenden Genius in ſeiner Seele und aus der mächtig erfaſſenden Darſtellung der ihm ſeit ſeiner Kindheit ſtets vertrauten Bibel, holte er ſich den Stoff zu ſeiner Erſtlings-Dichtung: dem Epos Moſes.

Sei es uns vergönnt, von der Solitude hinweg nach Ludwigsburg hinüberzublicken, in ein Schlafgemach in das gleichfalls der Ruhe bringende Gott nicht eintritt. In dem Hause des Hauptmanns Johann Kaspar Schiller wacht noch eine liebende, sorgsame Mutter und denkt der Vergangenheit ihres Fritz und seiner Zukunft. War es Freude über den errungenen Sieg des Sohnes, war es Bekümmerniß darüber, daß er das Ziel das ihren mütterlichen Wünschen und seiner eigenen Neigung entsprach, nicht erreichen sollte, was in dieser Nacht von ihren Augen den Schlummer scheuchte? Um wie viel lieber wäre es ihr gewesen, wenn der Knabe, statt, wie es nun bestimmt ist, Jurist zu werden, dereinst als Prediger hätte die Kanzel besteigen können. Glaubte sie doch schon, wenn er im kindischen Spiele die schwarze Schürze um die Schultern hing, und seinen Schwestern von der Stuhllehne herab eindringliche Reden hielt, den künftigen Pastor zu sehen. Aber der Wille des Herzogs hatte es Anders gestaltet. Der kleine Fritz, welcher im Kreise der Spielgefährten sich bereits durch sein Talent auszeichnete, und sogar schon lateinische und deutsche Verse gemacht hatte, wurde dem Herzoge durch seinen Lehrer Jahn für die Solitude empfohlen, und

wie ungern ſich die Eltern auch fügten, dem gewaltigen Herrn durfte man nicht entgegen ſein.

Am 18. Januar 1772 wurde der Eleve Schiller in die Pflanzſchule aufgenommen. Es klingt naiv und rührend und gleichſam wie eine Vorbedeutung ſeiner ſpätern, nie ſonderlich brillanten pekuniären Lage, wenn man in der Aufzählung der wenigen Habſeligkeiten, die er mit in die Anſtalt brachte, findet „an Geld: 43 Kreuzer.“

Mit tiefem Widerſtreben war der Knabe dem Gebote des Vaters und des Herzogs gefolgt; ſein Bewußtſein ſagte ihm, daß hier eine fremde Hand eigenmächtig in ſein Geſchick eingegriffen, und ſo war ſein erſter Schritt in die Karlsſchule von Unwillen gegen ihren Errichter und gegen eine Gewalt begleitet, die ſich herausgenommen, des Menſchen innerſtes Weſen nach eigenem Gutdünken zu modeln.

3. Die Flucht.

Die Solitude war öde geworden, seitdem die Karlsakademie — und durch Joseph II. 1781 sogar Universität — im Jahre 1775 nach Stuttgart verlegt worden war. Der Prachtbau, worin die fürstlichen Gemächer sich befanden, stand verschlossen, und, wenn ja der Herzog sich während des Sommers einige Tage hier aufhielt, so war der einfachere Ritterbau, ein neben dem Schlosse befindliches Gebäude die Wohnung Karls. Wenn aber auch die Karlsschule aus der Solitude entfernt wurde, mit Schiller stand sie dennoch fortwährend in inniger Verbindung, da ein festeres Band als das äußere des Zwangs ihn an dieses Lustschloß knüpfte, das Band der Liebe. Seit 1776 nämlich waren dem Hauptmann Johann Kaspar Schiller, der durch seine landwirthschaftlichen Kenntnisse und besonders durch seine Baumschule in Ludwigsburg die Aufmerksamkeit des Herzogs erregt hatte, die Gärten des Schlosses übergeben worden.

So erblickte denn die Solitude den hochbegabten

Jüngling während ſeiner ganzen Entwicklungsperiode. Seine Begeiſterung und ſeine Klagen, ſeine Schwärmereien und Phantaſien, den tollen Uebermuth ſeiner Schülerjahre ſowie die Schwermuth während ſeiner militäriſchen Laufbahn, Alles dies hörten dieſe Mauern; denn ſie bargen die, welche ſeinem Herzen am nächſten ſtand, — ſeine Mutter. Ihrem ſtillverſtändigen Sinn, ihrer gewinnenden Güte, ihrer ſanften Liebe vertraute der Sohn, und, wenn das überſtrömende Gefühl, ob Schmerz ob Freude ihm den Buſen zu ſehr füllte, eilte er hinaus nach der einſamen Wohnung der Aeltern, bei der Mutter ſeinen Empfindungen Raum und Mittheilung zu geben.

Seht da die lärmende Geſellſchaft, die einzieht um bei den Aeltern des Freundes ſich für die Leiden der Schule gütlich zu thun. Die ganze Bande, iſt herüber gekommen iſt mit ihrem jungen Hauptmann zu dem alten, und ob dieſer auch den Kopf ſchüttelt, von der Mutter wurde gebacken und gebraten, um den lieben Sohn mit ſeinen Kameraden recht tüchtig zu bewirthen. Roller Schweizer und wie ſie alle heißen die Namen, die ſpäter durch die Räuber verewigt wurden, unſer Ohr vernimmt ſie da als Spitznamen der Geſellen der Bande, und auch der Spiegelberg fehlt nicht, und ſelbſt nicht der Plan

dieſes humoriſtiſchen Spitzbuben „wir wollen unter die Juden gehn, und ſie nach Paläſtina führen“ denn oft genug hat jener Karlsſchüler, den Schiller zum Zeichen ſeiner Verachtung mit dieſem Namen belegte, dieſes Projekt prahlend zum Beſten gegeben. Im Kreiſe der Freunde, Lemnp, Van Hoven, Peterſen, Zumſteg, Dannecker, Scharfenſtein waren unter ihnen ſitzt da der junge Dichter und trägt ihnen begeiſtert ſeine Schöpfungen vor. Die Mutter hört vergnügt auf die reich klingenden Strophen und freut ſich ſichtbar, wenn der Beifallſturm der Genoſſen ſein Lob verkündet. Der Vater gibt ſich zwar das Anſehen, als mache er ſich aus dieſen Schülerarbeiten Nichts, doch iſt auch er ein aufmerkſamer Zuhörer und von dem erwachenden Talente ſeines Fritz freudig berührt. Wer ihn aber ſo ſchreien hören, ihn ſehen würde, wie er bei jedem Worte mit den Händen ficht, er würde nicht vermuthen, daß dieſer, man kann ſagen lächerliche, Vorleſer den Gigantengeiſt in ſich trage, den alle Geſchlechter an ihm bewundern werden. Nur von den Räubern wurde auf der Solitude nichts geleſen, denn man hütete ſich dieſe Dichtung den Aeltern zu zeigen. Aber Stück für Stück wurden ſie ſeit 1777 in geheimen Verſammlungen, ſei es in dem Karzer, ſei es in der Kran-

kenſtube vorgetragen und beſprochen, unter ihnen — ſie alle waren ja dem Dichter zu ſeinen Gemälden geſeſſen, fanden ſich wieder in ihnen, — bis ſie endlich zum Schrecken des Herzogs und zur Bewunderung des deutſchen Publikums in die Welt hinaustraten.

Ein andermal gewahren wir ihn einſam durch die Felder, durch die Waldungen ſchweifen, ſein Auge blickt nicht auf das, was ihn umgibt, es webt und lebt in ſeiner innern Welt ſo mächtig, daß die äußere ganz vor ihm zurücktritt. In ſolchen Stunden ſeiner ſchöpferiſchen Kraft vergönnt ihm ſein Genius Lichtblicke in die Geſchicke der Menſchen, daß der Jüngling, der in ſeiner düſteren Schulzelle oder höchſtens auf der Spanne Raum zwiſchen Stuttgard und der Solitude eingeſchloſſen war, das Bedürfniß der Zeit erkennen, den Sturz des alten Gebäudes vorausſehen konnte. Und ſeine Prophetenſtimme erſcholl, als Alles noch ruhig und gemüthlich auf dem unterwühlten Boden ſaß, und Alle, die ſie hörten, wurden erſchüttert durch ſie, ohne die Tragkraft zu fühlen, welche die gewaltigen Worte hatten. Manchmal aber ſind es mildere Empfindungen, die Schillers Herz durchſtrömen. Wie er da mit Thränen im Auge auf die Lilien vor dem Fenſter der Mutter herniederblickt; mit ſanftem

wehmuthsvollem Ausdrucke iſt er von Schwermuth erfüllt, die dieſes oder jenes Buch in dem allen Eindrücken geöffnetem Gemüthe erregt hat.

Oſſians Lieder, Millers Siegwart, Göthes Werther liegen dann gewöhnlich auf dem Tiſche und mancher Brief aus jener Zeit zeugt uns von einer Stimmung, der ſogar das Leben werthlos iſt.

Wieder ein andermal ſehen wir den Jüngling ſtolz und ſicher einherſchreiten nach der Solitude, er tritt auf als ob der „Herzog der geringſte ſeiner Unterthanen wäre.“ Aber wie ſieht er aus, der Regimentsmedikus, denn das iſt er nun nach dem Austritt aus der Akademie geworden. — Die lange, gerade Figur iſt in die Uniform preußiſchen Schnitts eingepreßt, drei ſteife vergipſte Rollen hat er an jeder Seite, hinten baumelt ein dicker großer Zopf und hüben und drüben hängen die Arme ſchlotternd herab. Den langen Hals umſchnürt eine äußerſt ſchmale roßhärne Binde. Knappe Hoſen preſſen die Beine ein und unförmliche, ſchmutzig weiße Kamaſchen umſtricken die Füße. Steif, ohne die mindeſte Eleganz, wie ein Storch, ſchreitet Schiller einher; aber die breite Stirne, der ausdrucksvolle Mund, die blaſſen Wangen und die ſanften Augen geben ihm trotzdem einen intereſſanten Reiz, und verrathen den

ungewöhnlichen Menschen. Was heute die Brust des Dichters hebt, ist die Aufführung seiner Räuber in Mannheim. Nun da sein Ruhm weit über die Gauen des Württemberger Ländchens hinaus gedrungen ist, kümmert's ihn wenig, ob der Herzog sein Buch durch Henkers Hand verbrennen läßt, er hat der Stimme seines Innern gehorcht, indem er es niederschrieb, er wird ihr auch ferner folgen, ohne darauf zu sehen, ob das herzogliche Kommandowort sein Placet dazu gibt oder nicht.

Du bist ihm doch dankbar, mußt es ihm sein für die liebevolle Aufmerksamkeit, die er dir immer bewiesen, ruft eine Stimme in seinem Innern. Und eine andere entgegnet: Wider deinen und deiner Aeltern Willen hat er dich aufgenommen, dein Selbst eingeschnürt mit den Banden seiner fürstlichen Laune, dich wie einen Thon behandelt, den er kneten und umformen könne à son plaisir.

Aber sie, sie, die dir immer so liebreich gewesen, die für dich so viele mütterliche Sorgfalt gezeigt, jenes geschichtliche Weib, das an der Seite des Herzogs steht, und zu dem du ehrfurchtsvoll, und gestehe dir's, sogar liebend hinaufblickest, und der vielleicht auch du nicht ganz gleichgültig bist! so sprach's in seiner Seele, und er gedenkt der Rede

über die Folgen der Tugend, die er vor einigen Jahren an ihrem Geburtstage in ihrem Beisein gehalten, die er ihr mit eigener Hand sorgfältig und unter manchen hochfliegenden Phantasien abgeschrieben und überreicht hatte. Doch auch sein Fiesko mit dem unerschütterlichen Verrina kommt ihm dabei ins Gedächtniß, sein tief gebeugter Freund Schubart und er beschließt sich loszureißen von den Banden, die ihn an den Herzog knüpfen. Daß er Beruf zum Bühnendichter habe, das steht nun, nachdem er in Mannheim sein Werk auf den Brettern gesehen, fest in ihm: „von diesem Tage an glaube ich zählen zu können, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet und — im Regimente Augé wird man keine neue Zeitrechnung von dem Tage beginnen, wo ich nicht mehr seine Grenadiere conrire.“ Und entschlossen schreitet er weiter durch die winterlichen Fluren zur Wohnung der Aeltern.

Nicht so stolz, sondern in sich gekehrt, nachdenklich langsamen Schrittes sieht im Herbste desselben Jahres die Solitude Schiller wieder zu seinen Aeltern zurückkehren. Vergangenheit und Zukunft liegen trüb vor ihm, und die Gegenwart drückt ihn mit Sorgen nieder, die demüthigend und entwürdi-

gend für ſeinen emporſtrebendrn Geiſt ſind. Zwar das ſtolze Gefühl ſeines Dichterwerthes verläßt ihn auch jetzt nicht, auch jetzt nicht, wo die Stuttgardter Kleinſtädter Zeter über das Genie ſchreien, weil ſie dasſelbe nicht zu begreifen vermögen. Die Spaziergänger, welche dort an Schiller vorübergeeilt ſind, haben ihn durch ihr lautes Geſpräch deutlich genug daran erinnert, auf welchem Boden er hier ſtehe. Die Einen kritteln über ſeine ärztliche Wirkſamkeit, die andern ärgern ſich, daß der Medikus am Abend Manille ſpielt oder Kegel ſchiebt und dabei ſeine Maaß Wein trinkt, da er doch, wie ſie wohl wüßten, ſeine Rechnung nicht bezahlen könne, und der Wirth zum Ochſen immer zögernder und bedächtiger eine unquittirte Rechnung zur andern ſchreibe; die dritten finden an dem abſtoßenden Weſen Schillers, mit dem er ſich unter Fremden bewegt, kein Behagen. Die Geſchichte mit dem Garteninſpektor Walther, dem er in den Räubern ein Schand-Monument geſetzt, war noch nicht vergeſſen, und dazu kam nun noch eine neue Mähr, die Zungen und Züngchen beſchäftigt, es habe der Herr Regimentsmedikus ſeinem Zenſor im eigenen Zimmer ſo tüchtig die Meinung geſagt, daß dieſer ihm die Thüre weiſen mußte. Endlich gar die Anthologie, die Anthologie! —

welch reiches Kapitel für das Philiſterium! die Kindsmörderin! — was das für ein ſchreckliches Gedicht iſt! „Ja, ja," dachte Schiller ſelbſt, „ſie hat mich in der Gegend berüchtigter gemacht, als zwanzig Jahre Praxis!" und dann dieſe Verſe an die Laura, die ganz abweichend von dem anakreontiſchen Styl der Zeit, halb Metaphyſik halb Sinnlichkeit, den Kopf eines ruhigen gemüthlichen Leſers völlig verwirren. Und wer erſt dieſe Laura kennt — und halb Stuttgard kennt ſie. Als ſie neulich beim Schoppen ſaßen, und die Frau Hauptmanns- und Regimentsquartiermeiſterswittwe gerade vorüber ging, fragten lachend die Einen, „Die da?" und höhniſch antworten die Andern, „Die da!" indem ſie ihre Köpfe neugierig ſpöttiſch an das Fenſter drückten, und ihr nachſahen, ſo lange ſie konnten. — In der That, der Neid und die Neugier, der Ruhm die Liebesbegeiſterung eines unſterblichen Dichters hervorgerufen zu haben, und endlich die Gedichte ſelbſt können mit vollem Rechte fragen: „Wie kommt dieſes gute Weibchen zu Schiller?"

Selbſt die Freunde des Dichters zucken die Achſeln und wiſſen wenig darauf zu antworten. Schön iſt ſie nicht, darin ſtimmt man überein. Scharfenſtein meint, ſie habe doch etwas Guthmüthiges, Anziehendes, Pikantes.

Allein der Bibliothekar Petersen ist ganz anderer Ansicht, und läßt ihr nicht einmal das. „Sie ist ein wie an Geist so an Gestalt verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie.“ Aber sagt er weiter: „Schiller ist einmal so: Schlechter Schnupftabak, kratzende Weine, garstige Weiber. Bei ihm wird der Tabak gut, die Weiber schön, der Wein vortrefflich. Als wir nach Mannheim fuhren, wo seine Räuber zum erstenmal gegeben werden sollten, — wir waren die letzten, die ankamen. Und warum? Der Dichter der Amalie hatte sich mit einer Kellnerin in Schwetzingen so sehr in ein Gespräch verwickelt, daß wir dadurch fast die ganze köstliche Scene zwischen Franz und seinem Vater versäumt hätten.“

Man kann sich denken, wenn so seine Freunde urtheilen, wie die große Masse sich ausspricht. Von der Hausbesitzerin geht das Gespräch auf seine Wohnung selbst über. Und auch die gibt dem Tadel reichlichen Stoff. „Ja da sieht's aus!“ referirt der Glückliche, dem es vergönnt war, einen Blick in dieselbe zu thun. „In einer Ecke steht ein großer Ballen Bücher,“ „Das sind die Räuber, Gevatter“ ergänzt der Nebengehende, „das ist eben das Buch, worüber sie so viel herüber und hinüber reden.“ Und neben dem Bücherballen, fährt der erste fort,

kugeln Kartoffeln herum. Dann ſieht man wieder zerbrochene Teller, leere Flaſchen, Uniformsſtücke, ich ſage euch, ein Untereinander iſts, — na, na, der fremde Herr, Leuchſenring haben ſie ihn glaube ich genannt, der dort jüngſt angefahren kam, der wird ſich ſeine blauen Wunder gedacht haben. Wenn er aber erſt den Bedienten geſehen hätt', den Kronenbitter! eine tollere Fratze iſt mir noch nicht vorgekommen, die macht dem Geſchmacke des Herrn Doktor keine ſonderliche Ehre.

„Sereniſſimus," ſagt ein alter Kammerdiener, und die Ohren der Geſellſchaft, von denen wir im Fluge dieſe Urtheile erhaſcht haben, werden bei Erwähnung dieſes erlauchten Titels ordentlich länger, die Augen größer, Alles hört in geſpannter Erwartung, „Sereniſſimus haben, ich weiß es aus beſtimmter Quelle, ſich äußerſt ungünſtig über den Feldſcheerer ausgeſprochen. Seine Durchlaucht haben erfahren, daß er mit der Viſcherin abermals in Mannheim geweſen, um ſein Stück zu ſehen, und wer weiß, was geſchieht; der Schubart iſt auch lang genug geſeſſen, bis er mürb geworden."

„Hm, hm" räuſpern die Andern; und das Geſpräch nimmt eine andere Wendung.

Schillers Lage wurde wirklich unerträglich.

Der Herzog ſah aus den Poeſien ſeines Zöglings wohl das Talent, aber er, der die Glätte und das Maaß, die Regelförmigkeit und die Geſpreiztheit, das Ariſtokratiſche und das Bemeſſene der franzöſiſchen Tragödie gewohnt war, konnte keinen Gefallen an einer Dichtung finden, die regellos, überwüchſig in allen ihren Perſonen, in Tendenz wie in Charakteriſtik noch nicht ganz zur Klarheit gelangte, aber um ſo kräftigere demokratiſche Elemente in ſich trug. Er, der Selbſtherrſcher ſollte aus ſeiner Karlsſchule einen Dichter hervorgehen ſehen, der, gegen jeden Zwang titanenhaft ankämpfend, unverhüllt die feurigſte Freiheitsliebe predigt! Karl erſchrack vor einem Schriftſteller, welcher deutſch, mächtig und mit praktiſcher Anwendung Lehren verfocht, die doch franzöſiſch, geleckt ausgeſprochen und unter Theorien verſteckt zum Theile gewiſſermaßen ſeine eignen waren, gewiſſermaßen, denn in Schulreden konnte er die moderne Aufklärung wol leiden, nicht bedenkend, daß die Saat, die ſein ganzes Zeitalter, und mit ihm er ſelbſt in die Jugend gelegt, anders und kräftiger erſtehen würde, als man geglaubt. Karl hat Schiller gewarnt, ihm befohlen, ihm Alles vorher vorzulegen, was er dichten würde, er hat Drohungen und Strafen an ihm verſucht —

vergebens; der Jüngling ging ſeinen Gang, und das konnte der eigenwillige Herrſcher, auf den noch dazu viele eben nicht ſchmeichelhafter Stellen der Schiller'ſchen Verſe ohne Mühe gedeutet werden konnten, nicht dulden. Außerdem kamen auch äußere Aufhetzereien. Die Graubündner beklagten ſich, obwol man wußte, daß nur der Garteninſpektor Walther gemeint ſei, über das „Bündner Gaunerland" in den Räubern und endlich war der Herzog noch ſehr ergrimmt, daß Schiller, um ſeinen Obriſten zu ſchonen, durchaus nicht eingeſtehen wollte, er habe ſich mit deſſen Erlaubniß entfernt. Es war beſchloſſen, der Dichter ſolle auf die Feſtung. Der Dichter aber iſt mit ſich einig, aus Württemberg zu entfliehen.

Die Solitude war unterdeſſen zu einem neuen Leben erwacht. Aengſtlich prüfend ſchreitet der Kaſtellan von Saal zu Saal, Alles aufs Sorgfältigſte zu ordnen und das Fehlende zu ergänzen. Der Gärtner ſucht alle die Pracht, die die herbſtliche Flora noch bietet, gehörig zu entfalten, und ringsum ſind ſämmtliche Jagdbeamten beſchäftigt, die Bauern zu einem Treibjagen zu requiriren.

Der Großfürſt Paul, welcher eine Nichte des Herzogs zur Gemahlin hat, wird eben, auf einer Tour

durch Deutſchland, Frankreich und Italien begriffen in Stuttgard erwartet. Die Czaarin hatte ihn auf Reiſen geſchickt, weil ſie zeigen wollte, daß ſie nicht ſo mißtrauiſch gegen den Sohn ſei, als man glaube, weil die Beſuche, die Kaiſer Joſeph und der Kronprinz von Preußen ihr abgeſtattet, höflicher Weiſe erwiedert werden mußten.

Im Volke erzählt man ſich Vielerlei und Sonderbares von dem fremden Gaſte, und als man den Galgen, an welchem der Süß und ſein Käfig immer noch hing, auf einmal entfernte, hieß es: Der Herzog hat's gethan, damit der Großfürſt, in einem Anfalle ſeiner bizarren Laune beim Anblicke eines ſo ſeltſamen Galgens nicht Luſt bekäme, zu ſehen, wie ſich etwa dieſer oder jener aus ſeinem Gefolge daran ausnehmen möchte.

Der Glanz, welcher einſt Karls Hof zum erſten Europas erhob, ſchien auf einmal wieder zurückgekehrt zu ſein: Eine geſchmackvoll arrangirte Feſtlichkeit folgte der andern, und von nah und fern waren Fürſten, Herren und Volk herbeigekommen, um die Herrlichkeiten mit anzuſehen.

Zum viertenmale begleiten wir Schiller auf die Solitude. Der Muſikus Streicher, einer ſeiner treueſten Jugendfreunde und die Frau Regiſſeur Meier, die zu den Feſten von Mannheim herübergeeilt,

gehen mit dem Dichter zur Wohnung ſeiner Aeltern. Und obwol Frau Meier viel von den Verhältniſſen Mannheims und beſonders des dortigen Theaters ſpricht, ſo iſt doch Schiller einſilbiger als gewöhnlich. Streicher, der dem Dichter manchmal bedeutungsvolle Blicke zuwirft, weiß, was in dem Herzen des Freundes vorgeht, und ſucht die Converſation lebhaft zu erhalten. Auch das Geſpräch bei den Aeltern will nicht recht in Gang kommen. Mit Thränen im Auge, tiefergriffen, der Sprache nicht mächtig empfängt die Mutter den Sohn; und was Frau Maier dort auch erzählt von den Erfolgen in Mannheim, von dem Reichsfreiherrn von Dalberg, der Schiller ſo geneigt, und jetzt eben auch in Stuttgard ſei, die Frau, die ſonſt für jedes Lob, das ihrem Kinde geſpendet wird, ſo empfänglich, hört es heute nur mit halbem Ohre, mit zerſtreuten Sinnen. Der Vater allein iſt unbefangen, und während er eine Aufzählung der Feſtivitäten gibt, entfernt ſich Mutter und Sohn. Wohl eine Stunde bleiben ſie aus, eine ſchwere Stunde, denn ſie nehmen Abſchied. Mutter und Schweſter wiſſen wohl, daß heute der Würfel noch fallen muß, dem Vater haben ſie's verborgen, um ihn nicht zur mißlichen Wahl zwiſchen Pflicht und

Kindesliebe zu zwingen. Nur Schiller kommt zur Gesellschaft zurück. Er entschuldigt die Mutter, und die feuchten gerötheten Augen des Jünglings zeugen dafür, daß diesem Ausbleiben eine traurige Veranlassung zu Grunde liegen müsse.

Am einundzwanzigsten September war auf der Solitude das große Jagen, zu dem der Herzog mehr als sechs tausend Hirsche hatte zusammen treiben lassen. Rings um den Wald mußten Tag und Nacht Bauern stehen, damit ja kein Hirsch entkäme, und als die Jagd begann, wurde das Wild die Anhöhe hinauf und in den Bärensee gehetzt, wohin die hohen Herrschaften von dem eigens hiezu erbauten Pavillon aus gemüthlich ihre Büchsen richten konnten.

Stuttgard und seine Umgebung stand verödet, Alles war auf der Solitude zusammengedrängt; Aller Augen waren auf den Großfürsten gerichtet. War es doch bekannt, daß er von der nordischen Messalina nichts weniger als mütterlich behandelt werde. Man wußte, daß sie den Haß gegen den ermordeten Gemahl auf den Sohn übergetragen, wollte sogar erfahren haben, sie gehe damit um, Paul ganz von der Herrschaft auszuschließen. Nicht verborgen blieb es auch, daß täglich ein Courier während der gan-

zen vierzehnmonatlichen Reise abging, um der argwöhnischen Mutter von allen Worten und Handlungen des Sohnes Nachricht zu geben. Das Gesicht des Großfürsten ist streng, finster, häßlich, jedoch nicht geistlos, sein Auge blickte heftig und unstät, die Züge wechselten jede Minute. Seine ganze Umgebung zittert vor ihm, man fürchtet sein Vertrauen, wie seinen Haß, und muß erwarten, für den kleinsten Fehler mit höchst eigner Hand geprügelt zu werden. Dagegen ist die Großfürstin ein Bild der Sanftmuth und Güte. Sie ist eine schöne Dame, majestätisch und stolz, und dennoch dabei mit dem unverkennbaren Ausdrucke von Güte. Der Seelenadel dieser vortrefflichen Frau, die Kaiser Alexander so innig geliebt hat, liegt in allen ihren Zügen, in ihrem ganzen Wesen. „Man könnte sie beklagen", äußerte sich ein Höfling über sie, „wenn die Liebe ihrer Familie nicht zu ihrem Glücke hinreichen würde, aber Rußland wird ihr einst das Seinige verdanken. Ihre Güte, ihre Sanftmuth, ihre Geduld, ihre Bescheidenheit wurden auf die härtesten Proben gestellt, und sie haben sie bestanden. Durch den Argwohn Katharina's von ihren Kindern getrennt, lebt sie nur der Wohlthätigkeit, den Studien und den Künsten. Sie

erträgt die Bizarrerien ihres Gemahles mit engelgleicher Geduld. Wie oft hat man sie nicht von Gatschina nach Paulovski ihm zu Pferde folgen gesehen, und ob ermattet von der Anstrengung und Hitze, ob triefend von Regen, ob bedeckt mit Schnee, — nie nahm ihre Miene den Ausdruck der Bitterkeit an." „Einst, so erzählte man weiter, mußte, wie öfters, die Großfürstin den Truppen ihres Gemahls bei den ewigen Exercitien als point de vue dienen. Er hatte sie auf den Balkon eines halb ruinösen hölzernen Schlosses gestellt, das er vertheidigte, der eine andere Abtheilung angreifen mußte. Ein Regen kam; aber Paul kümmerte sich in seinem Heldenmuthe nicht darum, und wartete nur immer auf den Feind. Als dieser fort und fort zögerte, sprengte der Großfürst ungeduldig weg, und unterdessen mußte die arme Frau auf dem Thurm unter den heftigsten Güssen von fünf Uhr Morgens bis ein Uhr Mittags auf ihren Gemahl warten." —

Der Abend zog heran und ringsum die ganze Strecke der Solitude bis hinüber die vier Stunden lange Allee nach Ludwigsburg hob sich bei einbrechender Nacht, wetteifernd mit den Sternen, ein wirres Lichtgefunkel, daß das Auge davon betäubt wurde wie das Ohr durch die Klänge der Musik,

das Gesumme der Stimmen und die Schüsse der Jäger.

Während sie oben im tollen Taumel der Lust sich umher trieben, ist in Stuttgard der Dichter beschäftigt, sich endlich der Gewalt des Herzogs zu entziehen. Schon Vormittag um zehn Uhr sollte Alles bereit sein. Aber als Streicher, der Schiller begleiten wollte, den Freund aufsuchte, stand dieser vor dem geöffneten Koffer, die Oden Klopstocks in der Linken, in der Rechten einen Bleistift, und wie sehr der Musikus auch drängt, das Gegenstück, das der Dichter machte, mußte fertig sein und vorgelesen werden, ehe weiter gepackt werden durfte.

Abends neun Uhr hält der Wagen vor Streichers Wohnung. Zwei leichte Koffer und ein kleines Klavier sind sein Gepäck, und nicht ganz fünfzig Gulden das Reisegeld der beiden Freunde. Der Wagen fährt zum Eßlinger Thor hinaus.

Wer da!

Die Doktoren Ritter und Wolf.

Passirt.

Der befreundete Lieutenant, der die Pseudodoktoren kennt, winkt ihnen seine Abschiedsgrüße zu und glücklich liegen die Mauern der bedrängenden Residenz hinter den Flüchtlingen.

Nun gehts auf Umwegen bis zur Ludwigsburger Straße. Wortarm, ängſtlich, auf jedes Geräuſch lauſchend, ſitzen die Beiden neben einander. Endlich iſt die erſte Anhöhe erreicht, ſie fallen ſich freudig in die Arme, denn die Hauptgefahr iſt vorüber. Weiter rollt die Kutſche mit dem Geſchicke unſres Dichters. Mitternacht iſt nahe, und von ferne herüber ſteigt allmählig aus der Nacht, von Lichtglanz umfloſſen, die Solitude empor.

Schiller erhebt ſich, er zeigt ſeinem Freunde von Rührung ergriffen jene Stelle des Gebäudes, wo ſeine Aeltern wohnen. „O meine Mutter, ruft er mit unterdrücktem Seufzer und fällt auf den Kutſchenſitz zurück.

Glückliche Mutter, die Deutſchland einen ſolchen Sohn geſchenkt.

4 Die Heimkehr.

Beweint von den Seinen, heimlich, verfolgt von der Rache seines Fürsten, ohne äußere Mittel, allein der in ihm wohnenden Kraft vertrauend, zog Schiller in die Welt. Doch

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Umgeben von seinen Bewunderern, der Stolz der Seinen, der Freund eines Fürsten, die Freude seiner Freunde kehrt an der Seite einer liebenswürdigen Gattin Schiller glücklich in die Heimath zurück.

Den Räubern und Fiesko war Kabale und Liebe gefolgt, ein tragisches Gemälde, das mit erschütternden Farben die verderbten geselligen Verhältnisse der Zeit darstellte. Aus den Gesinnungen und Gefühlen seiner eigenen Brust war Ferdinand entstanden, aus den Erinnerungen an Franziska die Lady Milfort. Dann kam Don Karlos; Posa, der edle Kämpfer für die Freiheit im Staate und im Bekenntnisse, der aufopfernde Freund — er ist ein Abbild Schillers, in dessen

hoher Seele die Gesinnungen eines Posa Wurzel geschlagen hatten. Die Welt nennt den Marquis ein Ideal; Schiller konnte das nicht glauben, denn wenn er in sein eigenes Herz griff, so fühlte er, der Malteser sei menschlich und wahr gezeichnet. Und während die Hoffnungen von der poetischen Begabung des Jünglings sich so herrlich erfüllten, war auch der Ruhm nicht zurückgeblieben, und hatte seine vollen Kränze auf das Haupt des Dichters gesetzt. Selbst von Frankreich herüber drang die Anerkennung; die Republik schickte ihr Bürgerrecht und in Deutschland war der Zögling der Karlsschule der Liebling aller gefühlvollen und denkenden Menschen, der Stolz der Freunde seines Vaterlandes geworden. Als er in der Akademie Göthe an der Seite des fürstlichen Freundes gewahrt: seinen kühnsten Hoffnungen wäre das zu kühn gewesen, diesem Manne nahe zu stehen als Gleichbegabter; und dennoch hat sich's erfüllt: unter der Aegide des kunstsinnigen Herzogs von Weimar hat sich neben den älteren Göthe, Wieland und Herder — Schiller, der jüngere Mann einen Platz errungen.

Nachdem Mutter und Schwestern ihn in Jena besucht hatten, war die Sehnsucht nach dem Schwabenland, nach den trauten Orten, wo er sich als

Knabe und Jüngling gefreut und gehärmt hatte, in ihm erwacht. Hoffend, in den lieblichen Thälern des Neckar Genesung von den Leiden fortwährender Krankheit zu finden, zog er mit der jungen Gattin heimwärts zur Solitude und Ludwigsburg.

Die Reise ging über Mannheim, wo er einst seine ersten Triumphe gefeiert, und wo Margaretha Schwan liebe Erinnerungen in ihm erweckte, nach Heilbron. In der Nähe des Herzogthums hielt es der Dichter für gerathen, sich dem „Herrn reichsstädtischen Amtsbürgermeister" Wacks um landesherrlichen Schutz zu empfehlen, und die freie Reichsstadt war galant genug, den Sänger zu ehren und „dem Herrn Hofrath durch einen Senator vergnügten Aufenthalt wünschen zu lassen." Aber auch der Herzog, an welchen Schiller eine schriftliche Bitte um Gestattung der Rückkehr eingereicht hatte, legte seinem ehemaligen Eleven Nichts in den Weg. Er antwortete zwar nicht direkt, aber er äußerte gegen seine Umgebung: „Ja, ja, der Mann hat sich recht notabel gemacht. Wenn er ins Württembergische kommen will, ich werde es ignoriren."

Und so eilte denn Schiller hinüber in die heimathlichen Berge, um hier seine Aeltern und Freunde, seine Vaterstadt wieder zu begrüßen, und durch die

Kunſt des Jugendfreundes Van Hoven, der nun Leibmedikus geworden, ſeine Geſundheit wieder zu erhalten.

Kaum, daß man ihn wieder erkannte. Der hagere Mann, mit dem würdevollen Ausdruck ſeines Geſichtes ſchien nicht mehr dieſer Welt anzugehören: er ſah, wie Göthe ſich ausdrückt, wie der Gekreuzigte aus, ſo vergeiſtigt waren alle ſeine Züge. Statt der gereizten, wechſelnden Stimmung, die den Jüngling charakteriſirte, hatte ein milder Ernſt, eine edle Heiterkeit, eine freundliche Würde in ihm Platz genommen, und ein eigner Zauber lag in ſeiner Unterhaltung. Auf die anmuthigſte Weiſe wußte er dichteriſche Bilder und tiefe philoſophiſche Gedanken in die gewöhnlichſten Geſprächsgegenſtände zu verſchlingen und zu verweben; man merkte nicht den überlegenen Geiſt, der wie ſpielend die Unterhaltung lenkte. Es war, als ob ſich ein kundiger Fährmann das Vergnügen machen wollte, ſeine Freunde, ohne daß ſie es wüßten, auf leichter Gondel tief in die hohe See hineinzuführen. Sie fuhren aus, ſie landeten an, ohne die Tiefe und die Gefahr des Elementes näher zu kennen, dem ſie ſich vertraut, und das der Fährmann neckiſch durchzogen hatte.

In Ludwigsburg ſchlug Schiller ſeine Wohnung

auf, und bald hier, bald auf der Solitude verfloſſen die Tage ſeines Aufenthaltes. Außer Van Hoven waren der kunſtſinnige Rapp und Konz liebe Jugendgenoſſen, die der Dichter wieder begrüßte. Auch Abel in Tübingen wurde aufgeſucht; und Matthiſſon und Cotta waren neugewonnene Freunde. Eine Erinnerung an jener Zeit iſt das Blatt, ohne welches ſich der Franzoſe einen Deutſchen gar nicht denken kann — die allgemeine Zeitung verdankt dieſer Anweſenheit Schillers im Schwabenlande ihren Urſprung; Cotta's Idee wurde damals gefaßt, und unſer Dichter ſollte nach ſeinem Plane ihr erſter Redakteur ſein. Ein eignes humoriſtiſches Geſchick machte Schiller auf der Spanne Raum, wo er durch Schulmeiſterei ſo viel gelitten, ſelbſt zu einem Schulmeiſter. Jahn, ſein früherer Lehrer, hielt immer noch den Schulſtab in Ludwigsburg, und weil denn die alte Hand etwas wankte, ſo nahm ihm der dankbare Schüler manchmal den Stab ab. Da ſahen denn die Knaben von Ludwigsburg den berühmten Poeten, wie er den Kopf auf die Hand geſtützt, ein Bein über das andere geſchlagen ihnen Logik und Rhetorik dozirte. Kam dann die Stunde der Geſchichte, ſo wurde der fremde ſtille Herr auf einmal bewegt, richtete ſich begeiſtert in die Höhe, und jene feurigen

beredten Worte floßen aus ſeinem Munde, die ihn zum Lieblinge der Jenaer Studentenwelt machten.

Endlich der, welcher Schillers ganzes Schickſal ſo lange gelenkt, Herzog Karl — ein ſonderbarer Zufall! — ſtarb während ſeines Dortſeins. Ein ſchönes Zeichen der edlen Geſinnung des Dichters iſt es, daß er nur dankbar der Wohlthaten des Verſtorbenen gedachte, und die Unbild, die er ihm zugefügt, längſt der Vergeſſenheit übergeben hatte. Obwol der Vater in ihn drang, nicht einmal zu einem Glückwunſchgedicht an den Herzog Ludwig Eugen konnte der wackere Mann vermocht werden.

Auch diesmal ſchrieb in das Buch ſeines Lebens Schwaben ein denkwürdiges Ereigniß. Aber es war kein trauriges, es war ein Feſttag, den es darin verzeichnete. In demſelben Monate, in welchem er vor vierzehn Jahren aus der Heimath geflohen, ward ihm in Ludwigsburg das Glück der erſten Vaterfreude. Fürwahr, ein rührender Anblick, der hohe Mann, mit dem freudigen Ausdruck väterlicher Wonne und Liebe bei ſeinem Erſtgebornen, „ſeinem Herzenskarl, ſeinem Goldſohn.“ Die Mutter lächelt freundlich den Jungen an, und meint, er wäre ſchon recht wohl erzogen, und mache

ſo ernſte Geſichter, als ob er Plane zu Trauerſpie=len in ſeinem Köpfchen herumtrage.

Die Hoffnung ſeiner Geneſung wollte ſich nicht erfüllen, es war ein Wehrmuthstropfen, der in die=ſen Becher der Freude fiel. Faſt jeden Tag drückte ihn ein Krankheitsanfall nieder, und die Entwürfe zum Wal=lenſtein lagen mitten zwiſchen Arzneiflaſchen, die den Patienten umgaben Dennoch raſtete ſein Geiſt nicht, und wie er ſchon als Jüngling nächtlicher Weile der Stimme ſeines Genius am liebſten zu gehorchen pflegte, ſo waren auch jetzt wieder die Nachtſtunden, in denen die ſchaffende Kraft ſeiner Seele ſich trotz der Leiden der ſiechen Hülle glänzend entfaltete.

Im Lenz 1794 verließ Schiller Aeltern und Heimath, um nach Jena zurückzukehren, leider aber ſo entkräftet, daß, als er dort ankam, ſeine Freunde das Schlimmſte befürchteten. Die Beſorgniß Göthe's, er werde kaum vierzehn Tage der Erde bleiben, war jedoch unbegründet, und noch viele herrliche Werke ſollten ſeinem Geiſte entſpringen, bevor Deutſchland ſeiner Leiche mit Thränen folgte.

* * *

Was wir noch von der Solitude zu erzählen haben, iſt untergeordneter Wichtigkeit. Denn die bei=den Männer, welche die Geſchichte dieſes Schloſ=

ſes beleben, ſind ja aus ihm gewichen. Es iſt deß=halb an der Zeit, den Schauplatz aufmerkſamer zu betrachten, auf welchem ſie gewirkt. Wir wiſſen es, daß mit eiſerner Anſtrengung Karl hier die Natur bezwungen, und, um ſeinen Willen durchzuſetzen, Wald=ſtrecken gelichtet, Krümmungen geebnet, Abgründe ausgefüllt hatte. Guèbiers iſt der Erbauer dieſes Schloſſes, das ein Oval bildet, und an deſſen beide Seiten ein Pavillon ſich anſchließt. Eine ſchöne Kuppel mit vergoldetem Laubwerk und andern Ver=zierungen geſchmückt, bedeckt den mittlern Theil. Um das Ganze läuft ein Arkadenbau herum, über wel=chem ſich eine geräumige Gallerie befindet, zu der breite, geſchweifte Treppen führen. Ein großer ſchöner Saal des Schloſſes war beſonders dadurch merkwürdig, daß ein Plan von Venedig, der Lieblingsſtadt Karl's, in erhabener Arbeit dort ausgeſtellt war. Der große Rath hatte dem freigebigen Herzog dieſes Kunſtwerk zum Geſchenke gemacht. Im Halbkreis um das Schloß herum ziehen ſich die Nebengebäude. Den Lorbeer=Saal, von Guibals Hand geſchmückt, haben wir ſchon bei der Preisevertheilung der Karlsſchüler kennen gelernt. Der Ritterbau war der gewöhnliche Aufenthaltsort des Herzogs, der in dem ſchönge=ſchmückten reichvergoldeten Saale des Hauptbau's nicht

recht heimiſch werden konnte. Ein Theater war begreiflicher Weiſe bei der großen Begeiſterung Karls für die Künſte Melpomenes und Terpſchoree's nicht vergeſſen. Es iſt das zweite, welches hier erbaut wurde, denn das erſte ſchien dem Herrn nicht akuſtiſch genug gerathen zu ſein, und mußte deshalb wieder niedergeriſſen werden. Der letzte Schimmer des theatraliſchen Pomps, der vor zehn Jahren in Stuttgard und Ludwigsburg ſo glänzend aufgegangen, verklärte noch dieſe Bühne. Bei der Anweſenheit Friedrich Eugens und ſeiner Gemahlin Friederike, ſowie des damaligen erbprinzlichen Paares von Thurn und Taxis am 22. September 1768 wurde ein Feſtſpiel „die gekrönte Eintracht" hier aufgeführt, bei dem noch Jomelli, Aprile, Rubinelli, die Damen Cäſari und Buonani mitwirkten. Es war dies Jomelli's letzte Compoſition in Württemberg. In demſelben Jahre zog er noch nach Italien, wo er ſechs Jahre darauf geſtorben iſt. Aprile ſah noch den Anfang des jetzigen Jahrhunderts und die Cäſari Seemann, die Dirne, wie ſie Schubart nennt, ging kümmerlich zu Grunde, nachdem ihr Gatte aus Betrübniß über ihr Treiben vorausgeeilt war.

Auch die anderen Liebhabereien des Herzogs fanden ihre Vertretung. Ein großes Gebäude iſt zur Aufnahme

der Pferde bestimmt. Die Ställe umfassen vier, einen weiten Hofraum umschließende Flügel. Jeder derselben hat im Erdgeschoß einen großen, hohen, mit vielen Fenstern erleuchteten, auf jeder Seite mit Kolonnaden umgebenen Saal, in welchen den, wir möchten fast sagen Herrn Pferden ihre Wohnung angewiesen ist. Jede Säule trägt einen Hirschkopf mit seinem Geweihe. Das Lokal kann über dreihundert Pferde beherbergen. Kasernen, eine Kirche, ein chinesisches Haus ꝛc. ꝛc. fehlen natürlich nicht. Sogar der Brunnen mußte der Natur mit Gewalt abgerungen werden. Einhundert vierzig Fuß hoch wird das Wasser mittelst einer hydraulischen Maschine aus einem Felsen mit einem drei Zentner schweren Eimer heraufgewunden, durch bleierne Röhren aus der Maschine unter der Erde fortgeleitet.

Der große Park bietet die manigfaltigste Abwechslung. Lange Alleen ziehen den Berg hinunter. In einer derselben schaut eine vergoldete Reiterstatue des Schöpfers dieser großartigen Anlagen aus den Zweigen hervor. Kaskaden plätschern zwischen den Baumgängen, und Rudel von Hirschen, Rehen und Wildschweinen durchziehen die dichteren Waldplätze. Auch für die Jagd von Wasservögeln ist gesorgt. Wilde Enten und Wasserhühner halten sich in Masse

an dem Bären= und Mönchſee auf, die kaum eine halbe Stunde von der Solitude im Forſte liegen. Ein niedliches Jagdſchloß ſchmückt die Ufer des erſteren.

So ſchön, ſo herrlich das Ganze, ſo kurze Dauer hatte dasſelbe. Schon vor dem Tode Karls fingen manche der Gebäude, kaum oder noch nicht vollendet, zu verfallen an; und ihr Schickſal, als nach demſelben ernſte Ereigniſſe hereinbrachen, werden wir bald erfahren.

Jetzt erübrigt uns noch eine ſeltſame Begebenheit zu erzählen, deren Erklärung wir unſern Leſern überlaſſen. Karl Herzog ſtarb zu Hohenheim; aber in der Nacht, als man ihn beſtattete, ſah man von der Solitude hinab einen Zug wie von hundert Fackeln den ganzen Berg einnehmen, und hinüber wallen auf der Straße nach Ludwigsburg.

So erzählen noch Viele zu Stuttgard und Ludwigsburg, die es ſelbſt geſehen haben wollen.

5. Die Neuzeit.

Welch ein Bild der Vergänglichkeit irdischer Pracht und menschlicher Freude! An der Stelle, wo die fröhliche Jagdmusik Herzogs Karl erklungen, hört man jetzt ein einförmiges Trommelsignal, das die Ablösung anzeigt für die wenigen gesunden Soldaten, die auf der Solitude liegen; an der Stelle, wo die lustigen Chöre seiner Theatersänger erschollen, vernimmt man jetzt das Aechzen Kranker und Sterbender. Die schwere Zeit hat die Freude auch aus diesen Mauern verscheucht, und das Lustschloß zu einem Lazareth umgewandelt.

Doch auch als solches hat es einen Antheil an der Geschichte Württembergs. Der kleine Raum seiner Hallen mußte abwechselnd, wie das Land selbst, ja wie ganz Deutschland, allen Herren dienen. Das Kriegsgeschick führte auf den Freudensitz Herzog Karls Kinder des Westens und des Ostens, um dort — fern von der Heimath und den Freunden zu sterben.

Die Oesterreicher waren die ersten, die den gro-

ßen Pferdeſtall in ein Hoſpital verwandelten. Die beginnenden Erfolge der Neufranken hatten bereits gezeigt, daß man die zerfetzten Republikaner mit ihren Aſſignaten nicht ſo à la bagatelle behandeln könne, wie die Emigranten glauben gemacht. Hier oben, wo die Kriegsdrommete ſchwieg, beſchäftigt doch fortwährend die Kunde vom Kriegsſchauplatz alle die Unglücklichen, welche Krankheit und Wunden zuſammengebracht hatten, die gutmüthigen Bewohner der Ens, wie die ſchmucken Magyaren, die wilden Slaven, die Rothmantel, wie ſie das Volk hieß, das mit Schrecken ſah, wie ſie in ſeinen Wohnungen hauſten, mit Abſcheu, wie ſie ihre Mahlzeit ſich bereiteten.

Erzherzog Karl war die Hoffnung und Zuverſicht Aller. Aber während unten der Kniebiß genommen wurde, und Moreau immer näher und näher rückte, hauſte oben der Tod auf andere Weiſe. Die Seuche ging von Lager zu Lager. Fluchend und noch einen Schluck Branntwein auf der Zunge, den er ſich für ſeine letzten geraubten Groſchen zu verſchaffen gewußt, verſchied der Kroate; das brechende Auge nach den fernen heimathlichen Bergen gerichtet, der Tyroler; der ſonſt ſo zügelloſe Wallone, zieht in den letzten Augenblicken den längſt vergeſſenen Roſen-

kranz und das abgeriebene Gebetbuch aus dem Torniſter, um als guter katholiſcher Chriſt wenigſtens zu ſterben, als der er ſich freilich in ſeinem wüſten Leben niemals gezeigt hatte.

In den Jahren 1805 und 1806, wo die napoleoniſchen Kriegsadler über Europa dahinflogen, hatte das Siechthum abermals auf der Solitude ſeinen Sitz aufgeſchlagen. Statt des Erzherzogs Karl war der Kaiſer der Angelpunkt jedes Geſpräches. War doch er allein das Band, welches das ungeheure durch das Schwert erbeutete Reich, die aus Kriegern der verſchiedenſten Zungen beſtehende Armee zuſammen gehalten!

Der Krieg und der Kaiſer — das war die Welt, in der dieſe Alle ſich bewegten, in der ſie gelebt, in der ſie ſtarben.

Nun da ſie die Krankheit in ihre Feſſeln gelegt, ſie nicht den ſiegreichen Fahnen ihres genialen Feldherrn folgen können, liegen ſie oben, dürſtend nach Nachrichten von ihm und ſeinen Zügen, oder ſich belebend durch die Erinnerung vergangener Schlachttage. Eine einzelne Szene gibt uns den ganzen Umfang deſſen, was zu jener Zeit die Solitude erfüllte; denn eine Szene ſieht hier oben der andern gleich: Ein vernarbter Soldat erzählt von dem

abenteuerlichen Zuge nach Aegypten; sein Kamerad berichtet von dem Uebergange über den Gotthardsberg, und ein alter Brummbär aus der Garde mit großem Schnurrbart und kecken Augen instruirt die Rekruten, wie man die Bauern und ähnliches Gesindel rupfen müsse, um Torniſter und Magen immer voll zu haben. Einer von den bêtes allemandes, die bei dieſer Gelegenheit durchaus nicht geſchont wurden, fehlt auch nicht, und flucht auf ſeinem Lager den ſogenannten „Befreiern" Deutſchlands, die auf deſſen Koſten zehrten. Die einzige Abwechslung bei dieſen ewigen Geſchichten von Schlachten und Wunden, von Eroberungen und Erbeutungen bildet der Beſuch der Aerzte, die theilweiſe aus dem benachbarten Stuttgard zugezogen wurden, oder — der Tod. Und der Typhus, der ſtete Begleiter der Heere, der weit mehr Opfer fordert, als die Kugel des Schlachtfeldes lichtete auch dieſe Reihen.

Das Kleeblatt vollzumachen, wurden 1813 und 1814 kranke Ruſſen die Bewohner der Solitude. Von den Ufern der Newa, aus den Steppen der Ukräne waren ſie herübergekommen mit ihrem ritterlichen Fürſten Alexander, nachdem die Fakeln, in Moskau's Paläſte geworfen, den Scheiterhaufen angezündet, der Napoleons Glück zerſtörte. Was

hatte man in Deutschland nacheinander nicht Alles gesehen! Erst diese herausgeputzten, arroganten Emigrantenbettler, die buntscheckige Reichsarmee, die ebenso buntscheckigen, aber von anderem Geiste beseelten Colonnen der Generale der Republik, die glänzenden Uniformen der Armee des Kaiserreiches mit dem theatralischen Pomp ihrer Musik und Tambourmajors, mit der kriegerischen Würde ihrer tapferen Veteranen, und nun zuletzt diese Söhne des Nordens und Ostens, die auf kleinen Pferden, mit langen Spiesen daher ritten, im Felde die keckſten Reiter, im Quartiere die keckſten Räuber, die Feinde aller gefüllten Speisekammern und Keller, mit ihrer Antipathie gegen Reinlichkeit das Grauen der Hausfrau. Auf der Solitude freilich hatten Heldenthaten und Plünderungen ein Ende. Auf ihr, den Schlössern Hoheneck und Waldenbuch fanden gegen dreizehntausend Russen die nöthige Pflege.

Nachdem auch sie geschieden, kehrten die sonnigeren Tage der Ruhe für Deutschland zurück. Die Tage des Glanzes waren aber für die Solitude für immer entschwunden. Manche von den Gebäuden waren Ruinen, andere hatte man nach Stuttgard geschafft; die katholische Kirche war schon 1805 vom Hasenberge herunter und nach der Hauptstadt ge-

wandelt, wo ſie nun auf dem Königsplatze zu ſehen iſt; ihr folgten bald die Ställe, — in die nie ein Pferd gekommen — um als Marſtall dort wieder errichtet zu werden.

Ein werthvoller Schmuck iſt jedoch dem Schloſſe geblieben, der Schmuck ſeiner reizenden Lage. Von der Kuppel desſelben breitet ſich eine unendliche Fernſicht vor unſern Augen aus: mehr als ſechzig Dörfer erblickt man in dem lachenden Schwabenlande, bis weit der Schwarzwald, der Odenwald, die Alpen und die Rheingebirge, ein fortlaufender Gebirgskranz, das herrliche Bild abſchließen.

Was hier Herzog Karl geſucht, Stille und Einſamkeit in dem trauten Dunkel des ſchönen Parkes: der Wanderer kann ſie nun wieder finden, und die Stimmung der Wehmuth, welche uns ſo leicht bei einſamen Gängen im Waldesdunkel beſchleicht, erhöht ſich noch bei dem Gedanken, was ſeitdem hier oben zu Grabe gegangen. Er kann ſich auf Ruinen nun niederſetzen, wo die jüngſte Zeit noch Prachtbauten erblickte. Doch auch ein luſtiges Treiben entfaltet ſich, wenn Sonn- und Feiertags man von Stuttgart herüber pilgert, um am Bärenſchlößchen oder am romantiſchen Mönchſee den Staub und die Mühe der Woche abzuſchütteln.

An der Allee, die von der Solitude nach Ludwigsburg führt, ſteht eine Niederlaſſung, die hier ſo ganz nach dem Sinne des Schöpfers dieſer Anlage ihre Stätte gefunden, daß es zu bedauern iſt, daß er ſie nicht mehr geſehen. Der tolerante Karl würde gewiß dem Häuflein Württemberger Diſſidenten, die ſich in Kornthal ſeit 1819 niedergelaſſen, dasſelbe Aſyl gerne gewährt haben. Es bildet einen verſöhnenden Schluß für unſer Gemälde, daß nun auf Kornthal und Schlottwieſe, wo früher die Jagd hinbrauſte, einer friedlichen Gemeinde vergönnt iſt nach beſondern Glaubensanſichten und unter eigner Verwaltung ſich in rühriger Entwicklung zu entfalten.

Württembergische Lustschlösser.

IV. Hohenheim.

Hohenheim.

Ein festes Schloß mit Zinnen und Giebeln, mit einer Zugbrücke und hohen Ringmauern nannte sich einst Hohenheim. Das Rittergeschlecht, das es bewohnte, sank dahin, und an der Stelle des mittelalterlichen Baues erhebt sich ein eleganter Palast, und statt Ringmauern und Zugbrücken breitet sich um ihn ein prächtiger Garten aus. Ein Fürstenpaar wandelt durch seine Gänge, Liebesworte, philosophische Ansichten mit einander austauschend; Gärtner und Denker kommen, um sinnend vor diesen Grotten und Tempeln, Ruinen und Maiereien zu verweilen, denn alle diese Anlagen sind Eine große Sphinx voll der schwierigsten Räthselfragen; Wir kennen den fürstlichen Gärtner, der diese Anlagen pflegt, das Fürstenpaar, das sich in ihnen ergeht: Herzog Karl ist's und seine Franziska. In dem großen, vielbewegten Leben dieses Fürsten hatten sich uns schon die verschiedensten Charakterzüge dargeboten; seine reiche Natur wußte sich stets einen neuen

Wirkungskreis für seinen Geist und sein Gemüth zu eröffnen. Das Bild eines zurückgezogenen sparsamen Hausvaters, einer durchaus bürgerlichen Hofhaltung — wer hätte in den fünfziger Jahren glauben können, daß Karl ein solches je bieten könne. Allein nichts Gewöhnliches, nichts Mittelmäßiges konnte es sein, was er für seine Idylle sich ins Dasein gerufen. Wie seine Feste mit denen von Paris wetteiferten, wie der Ruf seiner Akademie Europa durchdrang, — so war jetzt auch wieder Hohenheim eine Schöpfung, die in dem großartigsten Maßstabe das verwirklichte, was man damals für das Ideal von Parkanlagen gehalten. Hohenheim war ein philosophischer Garten; die stolze Eiche, die duftende Rose, der geschwätzige Bach, das einladende Sommerhaus, sie sind nicht da, um Schatten, Wohlgeruch, Erfrischung zu spenden, sondern dem Einen Gedanken zu dienen, den der Gärtner in der ganzen Anlage ausgesprochen wissen will. Bei den Türken schicken sich Liebende Selams; die Farbenpracht des übersandten Straußes hat Sprache und Zunge, und Nelke und Viole, und Tulpe und Vergißmeinnicht, sind verschwiegene Boten, die Liebesversicherungen und Warnungen hin und her tragen. Hohenheim ist ein großer Selam, ein ungeheurer Strauß gewesen,

in dem jeder Baum seine eigene Bedeutung hatte. Und in dieser Blüthen- und Gedankenfülle weilte Karl mit seiner Franziska, abgeschlossen und einfach lebt er die letzten Tage dahin, müde von der Last seines Jugend- und Mannesalters, und besorgt vor dem gewaltigen Riesengeist der Neuzeit, der die Thore seiner Haft kurz vor dem Tode des Herzogs gesprengt hatte.

Noch ein anderer Fürst, ein gütiger Vater der Seinen, brachte unter schweren Sorgen die wenigen Jahre seiner Regierung hier zu, bis die neuste Zeit abermals eine Verwandlung Hohenheims vornahm. Der Palast blieb stehen; aber aus den arkadischen Schäfern wurden wirkliche. Der Kaiser von China nimmt jährlich den Pflug in die Hand. Das Schloß Hohenheim ist seinem Beispiele nachgefolgt, und hat mit Egge und Spaten bewiesen, daß die Zeit eine glückliche zu preisen ist, die dem Streben dient, Wissen und Wohlfahrt über alle Klassen der Gesellschaft zu verbreiten.

1. Vordem.

Im Süden des Württemberger Ländchens in einem anmuthigen Wiesenthale, das von dem dichten ernsten Tannendunkel des Schwarzwaldes beschattet wird, liegt das Kloster Hirschau, jetzt nur noch eine Ruine.

„In den Zellen und Gemachen,
Sitzen fünfzig Klosterbrüder,
Schreiben Bücher manichfalt,
Geistlich, weltlich, vieler Sprachen,
Predigten, Geschichten, Lieder,
Alles farbig ausgemalt.“

Diesem Kloster zu Lehen gehörte im eilften Jahrhunderte das Gut Hohenheim. Wie es nun die frommen, fleißigen Mönche jener Tage zuerst als seine Herrn erkannte, so sollte es auch noch die kräftigen Ritter kennen lernen, um ein vollständiges Bild des Mittelalters zu geben. Denn Harnisch und Kutte, Helm und Bischofsmütze regierten jene romantische und seltsame Zeit.

Mit dem zwölften Jahrhunderte waltete das

Rittergeſchlecht der Bombaſte von Hohenheim im Schloſſe, das nun Lehen derer von Württemberg iſt. Der letzte, der von dieſer Familie in ſeinen Mauern gehaust, war Georg Bombaſt, ein Begleiter des Herzogs Eberhard auf deſſen Zuge nach Paläſtina. Doch die Thaten der Sproſſen dieſes Hauſes ſollten nicht allein in ritterlichen Fahrten auf die Nachwelt kommen. Georg war der Großvater jenes berühmten wunderlichen Arztes, der ſeiner Zeit der Schrecken ſeiner Kollegen und der Meſſias aller Kranken geweſen, und bis zur Stunde noch als einer der größten Meiſter der Heilkunde daſteht: Theophraſtus Bombaſtus Aureolus Paracelſus von Hohenheim. Sein Vater war nur ein natürlicher Sohn Georgs, und Hohenheim ſelbſt kann keinen Anſpruch darauf machen, die Wiege des berühmten Mannes geſehen zu haben. Die trocknen Namen der Beſitzer iſt das Einzige, was uns Jahrhunderte lang von der Geſchichte des Schloſſes bleibt.

Es fiel 1408 an die Herrn von Speth. Dieſe verkauften es 1432 dem Eßlinger Hoſpital, von dem es wiederum an die Herrn von Garb gelangte. Der Garbenhof kam 1736 an die Erben des geheimen Rath von Weinrich, und fiel endlich 1763 Württemberg als Lehen heim.

2. Der Herr und seine Diener.

Wenn der Baumeister das Fundament legt, so ist es Brauch, daß er zum Andenken des Werkes und der Zeit, in der es erstand, Münzen, Früchte, Schriften, in die Grundgewölbe niederlegt, welche die Namen der Erbauer und der Begebenheiten des Jahres melden. Für die Schlösser, die Herzog Karl erbaut, hätte man immer als beste Bezeichnung der Verhältnisse der Zeit die Protestation der Stände und Unterthanen niederlegen können. Keines wurde errichtet, ohne daß gerechte Klagen über allzu große Frohnden und Belästigungen der Beitragenden gehört worden wären. Auch an Hohenheim knüpft sich eine derartige Erinnerung. Dem Erbvergleich zuwider waren mehre Städte und Aemter von einem bereiten geheimen Sekretär „bearbeitet" worden, ansehnliche Beiträge zu liefern. Die Landschaft reichte deshalb eine Beschwervorstellung ein; aber der Herzog, in solchen Dingen zuweilen der alte, gab der Beschwerde nicht nur keine Folge, sondern fertigte sie sogar noch mit witziger Bitterkeit ab: es hänge nur Alles von dem rechten Ge-

ſichtspunkte ab, meinte er, und die Landſchaft habe bei der Gelegenheit dieſen Geſichtspunkt nicht im Auge gehabt, da es doch jeder Kommune frei ſtehe, wenn ſie ihrem Landesherrn ihre Devotion bezeigen, oder ein Präſent machen wolle. Mahnt dieſes Stückchen noch ganz an die Zeiten vor dem Erbvergleiche, ſo führt uns auch andrerſeits die Erbauung dieſes Luſtſchloſſes jene drei Männer wieder vor Augen, die ſo lange Zeit das Verderben Württembergs geweſen.

Montmartin, der, wie wir wiſſen, ſchon im Mai 1767 ſeine offizielle Entlaſſung bekommen hatte, war im Stillen doch immer noch der Freund und Rathgeber des Herzogs geblieben. Im Herbſte desſelben Jahres war er auf Beſuch bei Karl, ſeinem ehemaligen Herrn, der gerade damals, durch die Beſchlüſſe des Reichshofrathes genöthigt, an ernſte Erſparungen zu denken begann. Montmartin rieth ihm, unter fremdem Namen mit kleinem Gefolge nach Venedig zu reiſen. Der Herzog faßte den Gedanken auf, und weil dabei zugleich etwas Romantiſches darin lag, entſchloß er ſich, ihn auszuführen. Allein nach und nach kamen die Zweifel ſeiner Eitelkeit und ſeiner Prunkliebe, und, wie König Friedrich II. vorausgeſagt, und wie wir bereits in der

Geſchichte der Solitude geſehen, der Herzog reiſte nach Venedig, um neue Schulden mit heimzubringen. Der einzige Nutzen, den dieſe Reiſe gewährte, war, daß ſie endlich Wittleder aus dem Lande hinausbrachte. Wir haben ihn im erſten Bande kennen gelernt, dieſen thüring'ſchen Handwerksburſchen, der ſich durch ſein gefälliges Raubſyſtem zum Kirchenrathsdirektor hinaufgeſchwungen hatte, wie er über alle Aemter des Landes für des Herzogs und ſeine eigene Börſe nach Gutdünken verfügte, ſo inſolent und habgierig im ſeidnen Talare, als er im Bauernrock und in der Korporalsuniform geweſen; wir wollen ihn nun noch auf ſeiner letzten Fahrt in Württemberg begleiten.

Karl war in Verlegenheit, wo Geld hernehmen für die neue Reiſe und den Bau; da fiel ihm denn ein, zu verſuchen, ob ſein ehemaliges Faktotum noch immer die Wünſchelruthe beſäſſe, Regierungsrath Stockmaier wurde mit dem Auftrag zu ihm entſandt, binnen vier Tagen dreißig Tauſend Gulden von ihm zu leihen. Wittleder dachte an Nathanael Seidel, und ihm wurde gar nicht wohl bei dieſer herzoglichen Botſchaft. Er brachte allerlei Entſchuldigungen vor, auf die der Regierungsrath allerlei Antworten hatte, willigte aber endlich, da er die Hartnäckigkeit kannte, mit welcher der Herzog

derartige Gesuche verfolgte, gegen eine sichere Verschreibung, einen guten Abschied mit dem Charakter eines Geheimrathes und einen Jahrgehalt darein, die verlangte Summe zu liefern. Nachdem Alles dies zugestanden worden, öffnete Wittleder seine Kasse, und händigte das Geld aus, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. Aber bald sollten sich die Sachen ändern: kaum hatte Karl das Geld im Pulte, als ein neuer Gesandter eintraf, der nun in weniger höflichen Redensarten das Ansinnen stellte, Wittleder möge nur die Schuldverschreibung sogleich wieder zurück schicken, weil der Herzog sonst der Landschaft nachgeben und eine Untersuchung einleiten würde. Das Wort Untersuchung übte eine magische Kraft auf den Geprellten. Nun zeigte er sich zu Allem bereit und konnte sich nicht genug beeilen, dem Befehle, das Land zu verlassen, nachzukommen. Wie früher die Grävenitz, zog auch er nach Heidelberg, und kaufte sich, er, der doch wußte, was eine derartige Waare werth sei, um seinen Charakter etwas herauszuputzen, den Hofrathstitel. Dort starb er auch und zwar, wie berichtet wird, auf eine elende Weise.

Trotzdem, daß Niemand leugnen kann, Wittleder habe ein solches Schicksal wohl verdient, so kann doch das

Betragen eines Fürſten nicht gerechtfertigt werden, den, mit dem er ſo lange gemeinſchaftlich „gearbeitet“ ſchlüßlich noch auf ſolche Weiſe zu verabſchieden. Der Dienſthandel beſtand auch nach deſſen Entfernung fort, und blieb bis zu Karls Tod. Montmartin wußte ſich noch fünf Jahre bei Einfluß zu erhalten, bis endlich eine Etiketten-Frage dieſen aalglatten Höfling vom Hofe verbannte. Er hatte dem Herzoge gerathen, der Gemahlin Ludwig Eugens das Prädikat „Hoheit“ zu verweigern, und deſſen Andringen gelang es, den ehmaligen Miniſter zu entfernen.

Aus dem unheilvollen Dreigeſtirne, das einſt am Hofe Karls geglänzt, war der Stern Riegers am frühſten untergegangen. Fünf Jahre lang ſaß Rieger im Verließ von Hohentwiel, herabgeſchleudert aus allen ſeinen Himmeln in den tiefſten Abgrund des Elends. In dieſer ſchrecklichen Zeit, wo die lange Weile und das Gewiſſen, ſeine Phantaſie und ſein Leiden ungeſtört mit ihm reden konnten, wo ihm kein Buch geblieben, als die Bibel, ging eine gewaltige Umwandlung in ſeinem Innern vor; der Religionsſpötter wurde zum Pietiſten, der Weltmann zum Frömmler. In einem Briefe an Lavater ſchildert er ſeinen Seelenzuſtand:

„Jedermann glaubte, ich werde mich überwerfen, weil ich mit einemmal von der Extremité der Distraction, Arbeit, Ehre, Ansehen, und dergleichen in die äußerste Inaction, Verachtung und Inhumanität versetzt wurde, und ich bin niemals so gescheid gewesen, als in diesem statu miserrimo und habe wohl auf meine organa sensoria Acht gegeben, aber niemals die geringste Alteration wahrgenommen. Man gab mir außer der kleinen Bibel Ulmer Edition kein Buch. Da sagte die naseweiße Vernunft, wie wird dir's gehen? Bei deinem guten Gedächtnisse wirst du die Bibel bald auswendig wissen. Wenn ich sie aber durchgelesen hatte, fing ich von vorn an, und sie war mir immer neu."

Fünf Jahre, nachdem er „in das Gefängniß der Einmauerung niedergelegt" worden, zehn Jahre, nachdem er zum Major ernannt worden — die Zahl 5 spielt in seinem Leben eine wirklich fast räthselhafte Rolle; seine wichtigsten Schicksale entschieden sich immer nach fünf Jahren und zwar am 5. Dezember — wurde er endlich entlassen, und stieg „aus den Gewölben der Nacht wieder zu den sonnigen Gezelten des Tages" empor.

Seine Befreiung verdankte er der Vorbitte des Markgrafen von Baden. Nach seiner Entlassung

hatte er bei Ludwig Eugen, der damals Waſſerlos bei Hanau bewohnte, ſeinen Aufenthalt, bis 1772 — wieder nach fünf Jahren — mit Montmartin's Sturz ihm, dem ehmaligen Miniſter und Günſtling Karls, das Vaterland wieder eröffnet wurde.

Eine Intrigue hatte ihn geſtürzt, eine Intrigue ſollte ihn wieder erheben. Um den Herzog herum, der in ſeinem Mißtrauen für jede Anſchuldigung ein offenes Ohr hatte, und der in ſeinem Zorne ſo grauſam zu ſtrafen gewohnt war, hatte ſich eine Art Verbrüderung und Verſchweſterung aller derer gebildet, die auf dem gefährlichen Boden des Hofes wandelten, ſich gegenſeitig zu ſtützen, und jeder Verläumdung muthig entgegen zu treten. Die Kette lief von Ludwigsburg nach der Solitude und Hohenheim und Glieder derſelben waren ſelbſt die nächſten Freunde des Herzogs. So wenigſtens erzählt ein in der Geſchichte Württembergs viel erfahrner Mann.

Mag nun Franziska eingeweiht oder nicht geweſen ſein, ihrem Einfluſſe iſt es doch am meiſten zu danken, daß erreicht wurde, was jene Verbindung bezweckte.

Zum erſten Male, nachdem Rieger wieder in Gnaden aufgenommen ward, ſollten ſich Herr und

Diener in der hohen Karlsschule sehen, wohin der neuernannte General zur Abendtafel geladen worden. Als er auf den Herzog zukam, brach dem Manne das Herz, und aus seinen Augen stürzten Thränen: er war nicht eines Wortes mächtig. Karl legte beide Hände auf seine Schultern und sprach:

„Bleib Er mein Freund, wie Er es immer war.“

Ein schreckliches Einbekenntniß! Seit wann wußte der Herzog, daß Rieger immer sein Freund gewesen und des Verbrechens, welches er gebüßt, fälschlich angeklagt worden?

Rieger wurde Commandant auf dem hohen Asperg, wo wir ihn als Schubarts Zuchtmeister im nächsten Kapitel wieder finden werden.

Nun da diese Schatten der früheren Regierung aus dem Bilde gewichen, können wir heitern Blicks in eine lichtere Zeit blicken, doch wird auch diese mehr denn ein Mal noch getrübt.

3. Licht und Schatten.

Als die ersten Bauten des Schlosses Hohenheim im März 1768 nach dem Plane des Major Fischer anfingen, war keineswegs den beginnenden Anlagen ein so weitaussehender Zweck gesteckt worden, als ihn die Zukunft später erfüllt. Der Herzog wollte anfangs nur einen großen Garten zu landwirthschaftlichen Unternehmungen herstellen, aber wie in Allem, so konnte er auch hier sich nicht begränzen, eine Idee bot der andern die Hand, bis endlich das großartige Werk vollendet war, das die damalige Zeit so sehr bewunderte.

Während die Mauern des Schlosses emporstiegen, der Garten mehr und mehr seinem Glanzpunkte entgegeneilte, war Karl fortwährend auf seinem Lieblingssitze anwesend. Franziska hatte ihn an ein einfacheres Leben gewöhnt, und der Prunk von seinem Hofstaate und Heere war nun gewichen.

In mehr als einer Rücksicht gehört die zweite Periode Karls fast ganz unserem Schlosse an. Den größeren Theil seiner letzten zwanzig Jahre verlebte der Herzog in Hohenheim, und Hohenheim war der

Name Jener, die wohl am meiſten dazu beitrug, daß in ſeinem Charakter eine ſolche Umwandlung vor ſich gehen konnte. Die merkwürdige Erklärung, die Karl an ſeinem fünfzigſten Geburtstage erließ, obwol ſie das Datum von Stuttgard trägt, iſt eng mit dem Hohenheimer Aufenthalte verbunden und, möchten wir ſagen, die Pforte durch welche er in das Schloß trat. Dieſes denkwürdige Blatt, wenn auch in ſeinen Verſprechungen ſpäter nur halb erfüllt, iſt dennoch das ſchönſte Zeichen von Karls Charakter. Wenn der Menſch in der Regel durch die Brille ſeiner Eigenliebe ſeine Fehler gar nicht oder im ſchwächſten Lichte ſieht, wenn er die erkannten doch ungern geſteht: um wie viel höher iſt der von Schmeichlern und Schönrednern umgebene Fürſt zu ſchätzen, welcher einen Blick in ſein Inneres wirft, und den Muth hat, vor ſeinem Volke Beichte abzulegen. —

„Da wir alle Menſchen ſeyn," ſagt die Bekanntmachung vom 11. Februar 1778, welche von allen Kanzeln abgeleſen werden mußte „und unter dieſem Wort von dem ſo vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beſtändig weit entfernt geblieben, und auch vor das künftige bleiben müſſen, ſo hat es nicht anderſt ſein können, als daß theils aus angebohrner

menſchlicher Schwachheit, theils aus nicht genugſamer Kenntnuß, und ſonſtigen Umſtänden, ſich viele Ereignüſſe ergeben, die, wann ſie nicht geſchehen, wohl vor jezo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig, dann diß iſt die Schuldigkeit eines Rechtſchaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, beſonders aber den Geſalbten dieſer Erden, vor beſtändig heilig ſeyn und bleiben ſollte.

Wir ſehen den heutigen Tag als eine zweite Periode Unſers Lebens an, Wir ſehen den heutigen Tag als einen erneuerten Geburts-Tag der Liebe, des Gehorſams, der Treue, des Vertrauens Unſerer lieben und getreuen Unterthanen an, ja, Wir ſehen ihn an, dieſen Tag, als von Gott geſchenkt, um alle Unſere wahrhaft getreue Diener und Alle Unſere Uns ſo nahe am Herzen liegende liebe Unterthanen von neuem Unſerer Landes-Väterlichen Gnade, Huld und Vorſorge verſichern zu können.

Verſicherungen allein aber ſind Unſerm Landes-Väterlichen Herzen keine Sättigung, keine beruhigende Sprache gegen Unſere Diener und Unterthanen; Beweiſe, auf die Rechtſchaffenheit des Landes-Herrn gebauet, werden Unſerer Sprache die Kraft geben.

Das ſo unzertrennliche Wohl Unſerer lieben und getreuen Unterthanen, mit der Wohlfahrt des Staats, die pünktlichſte Ausübung der Gerechtigkeit ohne Anſehen des Standes und Würde, die Sicherheit eines jeden in der Sicherheit des Ganzen, Unſere beſtändig offene Landes-Vätterliche Arme gegen den Nothſtand eines jeden Unſerer lieben und getreuen Unterthanen, die genaueſte Aufſicht auf den Verbeſſerungs-Stand ganzer Communen und einzelner derſelben Mitglieder, dieſes alles ſolle mit Unſerm zweiten Geburts-Tag auch in Uns aus wahrer Landes-Vätterlicher Liebe und Neigung gegen Unſere liebe und getreue Unterthanen neu geboren werden.

Rechtſchaffene, getreue Unterthanen lieben ihre Regenten, ſie verehren in ihnen die göttliche Vorſehung, die ihnen dieſe ihre Regenten zu ihrem Schuz, zu ihrer Sicherheit, und zu ihrem Beſten gegeben und vorgeſezt hat.

Dieſes wollen Wir in voller Zuverſicht von allen Unſern lieben und getreuen Unterthanen um ſo mehreres verhoffen, als Wir ihnen ſamt und ſonders nochmahlen die gnädigſte Verſicherung geben, daß alle die Jahre, die Gott uns noch zu leben friſten wird, zu ihrem wahren Wohl angewendet werden ſollen.

Wir ermuntern ſie von neuem, alle ihre wahre Anliegen getroſt in Unſern Landes-Vätterlichen Schooß auszuſchütten, ſich aber dabei vor allen falſchen wahrheitswidrigen Anbringen zu hüten.“

Aber auch auf dem Parquette des Hohenheimer Schloſſes iſt ein Flecken, den Reue und Bekenntniß nicht auszulöſchen vermögen, und der ſo lange bleiben wird, als das Gedächtniß Karls lebt. Schubart's Loos iſt dieſer Flecken. Wir haben ihn kennen gelernt, den leichtſinnigen genialen Mann, als er in Ludwigsburg im Taumel der Luſt ſich badete; wir haben ihn wiedergeſehen, nachdem er gebrochen und gebeugt vom hohen Asperg heruntergekommen. Wir wollen ihn nun noch auf dem ſchrecklichen Weg nach ſeinem Kerker begleiten. Führt uns auch die Erzählung von Hohenheim hinweg, die Geſchichte gehört ſchon des Contraſtes wegen zu ihm. Wohl möglich, daß, während der unglückliche Dichter in der Nacht ſeines Kerkers die erſten Wehklagen zum Ewigen empor rief, Herzog Karl an einer philoſophiſch gewürzten Schulrede für die Solitude im ſanften milden Halbdunkel ſeines Wintergartens arbeitete.

Schubarts Chronik mit ihren ſchneidenden Epigrammen und ihren rückſichtsloſen Darſtellungen hatte

ihm arge Feinde auf den Hals gehetzt. Er aber, ein leichtſinniger fröhlicher Sohn der Stunde kümmerte ſich nicht darum; nur zuweilen beſchlichen ihn Ahnungen und Beſorgniſſe. Das bekannte Epigramm auf den Herzog,

Als Dionys zu Syrakus
Aufhören mus
Tyrann zu ſein
Da ward er ein Schulmeiſterlein.

war zu einer um ſo unpaſſenderen Zeit erſchienen als Karl wußte, daß man auch von Seiten Oeſterreichs damit umging, den Dichter verſtummen zu machen. Gerade ein Jahr, bevor Karl ſein Neuebekenntniß abgelegt, lockte der Kloſteramtmann Scholl aus Blaubeuern Schubart von Ulm ins Würtembergiſche hinüber „Lebwohl, mein Weib" ſagt trüb geſtimmt der Scheidende, nicht ahnend, für welche lange ſchwere Zeit dieſer Abſchiedsgruß galt. „Papa, kommen Sie bald" rief ihm noch ſein Söhnchen durchs Fenſter nach. In Blaubeuern kündigte ihm der Major von Varnbühler das Loos an, das ihm bevorſtehe. Der Herzog war ſelbſt auf dem hohen Asperg, und während der Unglückliche in den Thurm geführt wurde, ſchaute er mit Franziska

vom Fenſter herunter. Dreihundert ſieben und ſiebzig Tage ſchmachtete Schubart in einem finſtern Kerker. Sein Kerkermeiſter war Rieger, der trotzdem, daß er ſelbſt einem ähnlichen Schickſale einſt unterlegen, kein Herz für den Gefangenen zeigte. Der militäriſche Tyrann war geblieben; nur hatte ſeine Härte ein geiſtliches Gewand angezogen, welches übrigens häufig genug von dem ſchnell auflodernden, ungemäßigten Jähzorn des Commandanten abgeworfen wurde. In ſolchen Minuten, wo Rieger ganz wieder der Alte iſt, kann nur Eines den wilden Mann beſänftigen, die Erinnerung an Hohentwiel. In einer Schachtel iſt der Bart aufgehoben, der ihm in jenen Schreckensſtunden gewachſen, und wenn ſeine Frau, für ſein Leben und die Unglücklichen beſorgt, die ſein Zorn trifft, die Schachtel öffnet und ihm vor die Augen bringt, kann ſie gewiß ſein, daß er plötzlich, ſeinen Sinn ändernd, inne hält. Wie er einſt Rekruten für des Herzogs Heer um jeden Preis geworben, ſo wirbt er nun hier oben Rekruten für ſeine religiöſe Ueberzeugung. Auch der arme Schubart ward ein ſolcher. Die Reue über ſeinen Leichtſinn und die Sehnſucht nach Befreiung erzogen in dieſer düſtern Schule den ehemaligen Anhänger der franzöſiſchen Frivolität zu einem demüthigen Jünger der Lehre Bengels. Dennoch loderte

unter der Asche zuweilen das ganze alte Feuer wieder lustig und keck empor, um eben so schnell vom Kommandanten gedämpft zu werden.

In solchen Stunden entstanden Gedichte, die Schubart als die schönsten seiner Muse bezeichnet, die aber der Fanatismus Riegers der Nachwelt entrissen hat. „An die Wand will ich Ihn schmieden lassen, wofern Er sich wieder mit so heillosem weltlichen Geschreibsel befaßt" drohte der ehemalige Jugend- und Vergnügungsgenosse des Herzog Karl.

Bleistift, die gespitzte Lichtscheere, die Schuhschnalle wurden dem Dichter genommen, aber eine Wandritze unter dem Ofen, ersetzte alles reichlich wieder, was geraubt wurde. Nachbar Scheidlein schreibt getreulich auf, was Schubart ihm von drüben diktirt und auf diese Weise entstand seine erschütternde Selbstbiographie.

Zehn Jahre saß der Dichter auf dem Asperg; doch erfuhr er in der letzten Zeit seiner Haft eine bei weitem bessere Behandlung, da er sich bei dem Commandanten beliebt zu machen gewußt. Er überlebte noch seinen Herzog; zuletzt, wie wir wissen, ein willfähriger Hofpoet, halb Schlemmer, halb Frömmling ein mattgewordener Geist. Rieger aber starb auf seiner Veste. Ein Ausbruch seines Zornes

tödtete ihn. Ein Soldat, der ihm öfter getrotzt hatte, gab, nachdem er auf dem Todbette im Lazarethe noch die harte Anrede von Rieger vernommen „Gelt Kerl, da liegst du jetzt" ihm eine Antwort zurück, wie sie im Munde der gemeinsten Klasse zuweilen im Gebrauche ist. Der General ärgerte sich so sehr darüber, daß er im Heimweg, vom Schlage getroffen, niederstürzte. Als das Leichenbegängniß vor dem Hospitale vorbei kam, arbeitete sich der sterbende Soldat von seiner Matraze zum Fenster hin, und rief dem Todten die höhnischen Worte nach: „Gelt Kerl, da liegst du nun auch.

Schiller sang dem Gestorbenen ein Loblied. Die Leiden, die der General erduldet, der Haß, den damals der Regimentsmedikus gegen den Herzog empfand, Alles dies trug dazu bei, den Zwingherrn Schubarts mit einer Art Heiligenglanz in den Augen des Dichters zu umgeben. In dem Liede ruft er aus:

Tretet her ihr lorbervollen Alten,
Dumpfig hohl aus eures Riegers Bahre,
Spricht zu Euch, Ihr Söhne vieler Jahre,
Spricht zu Euch — der Tod:

„Erdengötter, glaubt ihr ungerochen
„Mit der Größe kindisch kleinem Stolz —

„Alles faßt der ſchmale Raum von Holz —
„Gegen mich zu pochen?
„Hilft Euch des Monarchen Gunſt,
„Die oft nur am Ritterſterne funkelt,
„Hilft des Höflings Schlangenkunſt,
„Wenn ſich brechend euer Aug' verdunkelt?
„Erdengötter, redet doch,
„Wenn der Götterdunſt zerſtiebet,
„Redet denn, was wär't ihr noch,
„Wenn ihr — ſchlechte Menſchen bliebet?"

„Trotzt ihr mir mit euren ſtolzen Ahnen,
„Daß von euch — zwei Tropfen Blut
„In den Adern alter Helden rannen?
„Pocht ihr auf geerbtes Gut?
„Wird man dort nach Riegers Range fragen?
„Folgt ihm wohl Karls Gnade bis dahin?"

Dieſes Gedicht war ein Grund mehr der Ungnade des Herzogs.

Doch zurück von dieſem Schreckensgemälde in die ſonnigen Räume des Luſtſitzes von Hohenheim.

4. Karl Friedrich in Hohenheim.

Man weiß nicht, wenn man im Gedanken noch einmal alle die Gänge durchwandelt, die damals die hohenheimer Anlagen durchschnitten, alle die architektonischen Herrlichkeiten und die Spielereien betrachtet, die uns bei jedem Schritte begegnen, soll man mehr den schöpferischen Geist eines Mannes bewundern, welcher Gedanken und Sinn Allem einzuhauchen verstand, oder soll man mehr eine Verirrung bedauern, an der so Vieles, wirklich Schönes, verschwendet worden.

Die Akademie gehört mehr dem freieren Jahrhundert, Hohenheim mehr der Zopfzeit an.

Die Natur mußte sich von dem Menschen neu gestalten, ihrer eigenthümlichen Manichfaltigkeit berauben lassen, und sich einer künstlerischen fügen, die nichts mit ihr gemein hat. Das System, die Regel, die Uniform — überall mußten sie in jenen Tagen herausblicken, und in der Abwechslung in der Freiheit selbst der Zwang unverkennbar sein.

Und überdies mahnt uns nicht Hohenheim an jene Verse, wie wir sie auf den Triumphbögen la-

ſen, an die Feſtſpiele, bei welchen Merkur und der ganze Olymp auf die Erde gerufen wurden. Die Allegorie ſteht dort wie hier über dem Leben Nicht den wirklichen Sinn der Natur — und wahrlich! Gottes ſchöne Natur hat einen Sinn, — ſondern nur den verdeckten, willkühlich hineingelegten will man errathen laſſen. Die Kaskaden und Maiereien ſind gleichſam die Chiffern einer geheimen Verbindung — Roſenkreuzer, Illuminaten wie ſie damals ſo beliebt waren, — die nur denen ihre Bedeutung enthüllen, welche mit zur Geſellſchaft gehören.

Die Anweſenheit des Markgrafen von Baden Karl Friedrich im Jahre 1783 war dem Herzog eine willkommene Gelegenheit, dem benachbarten Fürſten, der wegen ſeiner eigenen landwirthſchaftlichen Kenntniſſe und ſeiner Vorliebe für den Ackerbauſtand eben ſo geachtet, als wegen ſeiner großen Herrſchertugenden allgemein beliebt war, die Schönheiten der Hohenheimer Anlagen zu zeigen. Die größte Sorgfalt war darauf verſchwendet worden, den Garten ſo viel wie möglich zu ſchmücken, und jedem Gebäude paſſende Requiſite und Einwohner zu verleihen. Als der hohe Gaſt, in Begleitung des Herzogs und der Gräfin, über Plieningen zum Luſtſchloſſe dahin fuhr, und ſie Birkach gewahrten, konnte der

Herzog nicht umhin, den Markgrafen auf die protestantische Kirche aufmerksam zu machen, die er auf eigne Kosten hatte errichten lassen. Karl Friedrich, selbst einer der tolerantesten Regenten seiner Zeit, verfehlte nicht, hierauf die größten Lobsprüche zu ertheilen, obwohl dem geistreichen Fürsten nicht entgangen war, daß keinen unbedeutenden Antheil an dieser Freigebigkeit die Absicht gehabt haben mag, die Nachbarschaft Hohenheims mit einem neuen stattlichen Bauwerke zu versehen.

Die fürstlichen Karossen rollen über die Brücke der Kersch, durch die große Pappelallee am Garten, vor dem Wirthshause, den Orangeriehäusern, der bedeckten Reitbahn vorüber zu dem Schlosse. Nur kurze Zeit weilt die Gesellschaft in dem mit seltenem Aufwand und einem hohen Grade von Geschmack ausgestatteten, jedoch in seinem Innern kaum zur Hälfte vollendeten Palast. Den Herzog drängt's, den Gast in den Garten zu führen, und Franziska nimmt alsbald den Arm des Markgrafen. In ihrem bewegten Leben hatte sie wohl Herrschaft genug über sich gewonnen, die innere Befangenheit, die sie immer in Gegenwart fürstlicher Personen fühlte, nicht auffallend hervortreten zu lassen; allein als sie so dahin wandelt — Karl treibt die Ungeduld fortwährend

hinweg, um zu ſehen, ob Alles in Ordnung ſei — bemerkt der ſcharfe Blick des Fürſten dennoch, was in der Gräfin Seele vorging. Wahrlich, er mußte ſie darum ehren. „Hätte ich mich ſelbſt in Geſellſchaft der Fürſtin von Deſſau und Lavaters“ ſchreibt ſie einſt, „würdiger gefühlt, ſo wäre freilich der Genuß reiner geweſen. Karl Friedrich half ihr jedoch bald in das gewöhnliche Geleis der Unbefangenheit. Der Markgraf hatte in ſeiner Stimme ſo etwas Biederes, Herzliches, den ungekünſtelten Accent einer kräftigen, reinen Natur, daß an die Stelle der Scheu in kurzer Zeit die Bewunderung trat.

Durch die Orangerien gelangen die Herrſchaften zu den Garten. Ein paar Schritte ſeitwärts, und ſie ſind, wie der Markgraf zum Wohlgefallen des Herzogs bemerkt, mitten in einer römiſchen Anlage. Ein heiteres, weißes Gebäude mit zwei Nebenflügeln, auf ſeinem Giebelfeld den Stab Merkurs und andere Embleme des Gottes, von drei Kuppeln überdacht, ſteht vor ihnen. Sie treten durch einen auf vier Säulen ruhenden Portikus ins Innere des Tempels, in welchem römiſche Prieſter ihr Gebet verrichten.

„Das iſt denn doch die Toleranz etwas weit getrieben,“ bemerkte lächelnd der Markgraf, „daß

ſogar der alte heidniſche Gottesdienſt hier noch geduldet wird.

„Beruhigen ſich Eure Liebden," entgegnete auf den Scherz eingehend der Herzog, „nur noch eine kurze Weile werden wir in der Römerſtadt uns aufhalten, die, wie wir ſogleich ſehen wollen, ſich mit dem friſcheſten Schmucke der Gegenwart herausgeputzt hat." Eine Wendung, und ſie gewahren ein Gebäude, das an die blutigen Kämpfe der Gladiatoren erinnert. Noch ſteht der Eingang des Circus, noch erblickt man den eirunden Platz vor demſelben und die Arena. Auch die Statuen haben ſich aus der vernichtenden Zeit herübergerettet, um anzudeuten, wie weit ſich einſt das Gebäude erſtreckte. Allein ſtatt mit dem Blute wilder Thiere und ihrer Opfer, iſt die Arena nun mit friſchem klaren Waſſer gefüllt, und das Veſtibulum zu einem reizenden Sommerſaal geworden. Einige Schritte um die Rückſeite des Gebäudes, und man erkennt es nicht mehr: ein hoher Bau erhebt ſich ganz aus Eiſen gefügt; die Zwiſchenräume verbinden Glastafeln. Mit wahrem Vergnügen muſtert der Markgraf die reiche Sammlung der Blumen, die der Herzog in dieſem Gewächshauſe aufgeſtellt. Iſt er doch ſelbſt ein gründlicher Kenner der Botanik und ein ſo eifriger

Förderer der Landwirthschaft, daß sein höchstes Streben darnach geht, das physiokratische System seines Freundes Dupont zur Herrschaft zu bringen.

„Und nun zum Mittelalter," sagt der Herzog, und führt ihn zu einer Säule, die halb in Trümmern, mit Moos bewachsen, in Mitte einer reichen Flur sich erhob. Einst stolz und aufrecht, haben die Jahrhunderte sie zur Erde gestürzt und mit Schlingpflanzen umsponnen.

„Ein Schritt, und wir sind auch in der Gegenwart," fügt er nach einigen Minuten hinzu, als ein Gebäude früheren Ursprungs nun zu einem Kaufladen umgeschaffen, sich ihren Blicken darbietet. Innen hatte ein Landkrämer alle Hände voll zu thun, die Wünsche der Kolonisten zu befriedigen.

„Die Waaren, die hier verkauft werden, dürften uns zu gering sein," meinte heiter Franziska, „und wir wollen uns lieber im Kaffeehaus eine Erholung gönnen. An hohe Ruinen einer rothen Stadtmauer lehnt sich dort das wirthliche Gebäude an." Auf ihren Wink öffnet sich im Nebenbau die Thüre, ein niedliches Casino zeigend, in dem eine Collation für die Wandelnden bereitet ist.

„Ei, welche Ueberraschung" scherzte der Mark-

graf, „die Koloniſten befinden ſich allem Anſcheine nach hier recht wohl.“

Wir haben es uns Beide ſauer werden laſſen, unſere Unterthanen auf unſere Weiſe glücklich zu machen,“ war die ſpitze Antwort des Herzogs, der es nicht vergeſſen, daß Karl Friedrich einſt in einer üblen Laune in die Aeußerung ausgebrochen:

„Weiß Gott! Ich gebe mir alle mögliche Mühe, mein Land empor zu bringen, und der Herzog von Württemberg läßt ſich's ſauer werden, das ſeinige zu ruiniren; aber keinem von uns Beiden gelingt's.“

Nach kurzer Ruhe eilte die Geſellſchaft weiter. Die neue Meierei wird vom Markgrafen genauer beſichtigt, und einer viereckigen Thurmruine, dem rothen Thurm, dem Schwanenſee mit ſeinem Inſelchen, dem Tempel der Veſta, einem Zirkelbau, vorüber, gehen ſie zur Pyramide des Ceſtius. Der Herzog ſieht forſchend auf den Markgrafen, ob die Pyramide wirklich die Wirkung macht, die er erwartet hatte, und erklärt, wie entſchuldigend: „Freilich, Alles dies iſt im Verhältniß wie Eins zu Vier“

„Immerhin eine großartige Idee, großartig durchgeführt, ſprach ſchnell der Markgraf, „auf den ſiebzig Morgen Raum bietet ſich uns ja die

ganze Weltgeſchichte. Römer wandern aus, um ſich eine Kolonie zu gründen, und die Stadt, die ſie erbauen, trägt, wenn auch in kleinerem Maßſtabe, Monumente der mächtigen Kapitale, von der ſie hergekommen. Die Zeit hat die Stadt und ihre Einwanderer dahin gemäht, und nur einzelne Ruinen ſind ſtehen geblieben, um ſpäteren Jahrhunderten zu dienen. Die Mauren kamen und bauten ſich eine Moſchee, neben derſelben entſtand ein Bild des chriſtlichen Mittelalters, die gothiſche Kirche, die Einſiedelei, und nun haben friedliche Bewohner ſich auf der Römerkolonie eine neue gegründet. So denke ich mir das Ganze, und ſo haben berühmte Reiſende wie der Fürſt von Ligne, Hirſchfeld mir es auch geſchildert.“

Während der zuvorkommende Gaſt, obwol er wußte, daß dieſe Idee erſt ſpäter hineingelegt wurde, und manches ihr gar nicht entſpricht, dieſe Darſtellung des Gartens entwarf, ließ ſich in den Zügen des Herzogs das Vergnügen nicht verkennen, welches ihm dieſelbe bereitete. Franziska dankte mit einem freundlichen Blicke Karl Friedrich für das feine Kompliment.

Ein außen mit Heu bedecktes Häuschen, iſt der nächſte Punkt, den man nun aufſucht: das

Billard. Von da ſchreiten ſie zum Wirthshauſe. An einem freien Platze, auf dem ſich die junge Welt mit Tanz erluſtigt, liegt die Schenke „zur Stadt Rom" und lehnt ſich an drei hohe Bogen, die noch von der Römerkolonie ſtammen, und eine Nachbildung von den Bögen an Neros goldenem Hauſe ſind. In den Wölbungen der Bögen haben ſich mehrere vergoldete Zierrathen erhalten.

Ging es in der Schenke hoch her, ſo iſt doch das daneben ſtehende große Schweizerhaus, vor dem drei Säulen eines frühern Tempels, des Jupiter Tonans ſtehen, von Arbeitern angefüllt. Alles mahnt in dieſem Hauſe an die Sennerhütten der helvetiſchen Berge; nur iſt Alles vornehmer und reicher. Die Geſchirre, in denen die Milch aufbewahrt wird, die würzige Butter prangt, ſind von koſtbarem Majolika und mit Gemälden geſchmückt, die nur aus eines Künſtlers Hand hervorgegangen ſein konnten. Blumen aller Art, Cacteen und Mimoſen, Centifolien und Violen verkünden bald darauf Floras Tempel. Einige Schritte weiter in das Gehölz, und in einer Baumgruppe zeigt ſich das Modell eines Monument's, welches Karl einem der beſten Füeſten ſeines Landes, dem erſten Eberhard errichten laſſen will.

Eberhard der Milde, der zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts über Württemberg regierte, ist in sitzender Stellung dargestellt; der Palmbaum sein Symbol, fehlt nicht, und wahrlich, er durfte auch nicht fehlen, denn die Palme des Friedens zu pflegen, war die eifrigste Sorge seiner Herrschaft.

„Ich kann im Schooße jedes meiner Unterthanen ruhig schlafen," diese Rede des biedern Herrn ist die bezeichnendste Darstellung seiner Verwaltung.

Unweit des Denkmals steht ein einfaches Bauernhaus. Die angebaute Gegend geht in eine Wildniß über, und in derselben erhebt sich die Hütte des Köhlers, der hier seine Meiler errichtet.

„Eure Durchlaucht werden mich mit dem Innern dieser Köhlerhütte nicht mehr überraschen, meint der Markgraf, denn wer sollte nicht wissen, daß hier die reizende Gräfin ihre Lieblingswohnung aufgeschlagen hat. Aber begierig bin ich, einmal das zu sehen, wovon ich schon so vieles gehört habe."

Franziska öffnet, und man gewahrte eine einfache Hütte. Ein hohler Baumstamm stützt dieselbe, Tisch und Bank sind aus grobem Holze.

„Dies ist der schönste Schmuck meiner stillen Hütte" sagt die Gräfin, und zeigt auf eine kleine

Sammlung Bücher, die in kostbarem Einbande an den Wänden umher stehen.

Der Zufall, oder eine Aufmerksamkeit Franziska's wollte, daß zwei Lieblingsschriftsteller des Markgrafen auf dem Tische aufgeschlagen sind: Lavater und Klopstock.

Karl Friedrich nimmt davon Gelegenheit, Mancherlei von dem Schweizerprediger zu erzählen; er stand in fortwährendem Briefwechsel mit ihm, und die schwärmerischen Poesien des berühmten Physiognomen hatten in seinem Herzen ein Echo gefunden.

Franziska zeigt auf die Physiognomische Fragmente und schlägt die Widmung auf.

„Soll ich lesen?" fragt sie.

Der Markgraf erröthet: der Freund hat den Freund mit all' den Tugenden geschmückt, die seine Liebe ihm gern schenken würde. Bitte, nicht zu lesen.

„Oder soll ich die Ode „Fürstenlob" von Klopstock vortragen?"

„Den begeisterten Sänger hat hier wohl seine Phantasie mehr sehen lassen, als die Wirklichkeit," ist die rasche Antwort des Markgrafen

„Der begeisterte Sänger hat aber auch einen Freund und Beschützer an dem edlen Fürsten gefunden," entgegnet Franziska.

Der Herzog miſcht ſich in das Geſpräch, indem er auf Niemeyers „Philotas" hinweiſt, und erwähnt, daß der Verfaſſer wahrſcheinlich für die Karlsſchule ein reiches Kapitel, von welchem Karl nicht leicht abzubringen iſt, gewonnen werden wird. — Dann wendet ſich das Geſpräch zur deutſchen Literatur zurück; der Markgraf bezeigt ſeinen lebhaften Antheil an dem Aufblühen der vaterländiſchen Dichtkunſt und Karl erzählt nicht ohne Selbſtgefälligkeit, mit welchen berühmten Männern er in Briefwechſel ſtehe, und die ſeine Univerſität beſucht.

„Aber ſie glauben wohl nicht, daß unter dieſen aufgeklärten Herren da ein Pietiſt, ein ſtrenger Schüler Bengels, recht eigentlich den Ton angibt," ſchloß Karl, indem er auf die Bibliothek zeigte.

„Und wie kommt das?"

Dieſe kleine, aſtronomiſche Uhr da, welche die Phaſen des Mondes anzeigt, hat einen Meiſter zum Verfertiger, der ſich eben ſo gut darauf verſteht, die mechaniſchen Triebkräfte zurecht- als die Köpfe zu verrücken, Philipp Mathäus Hahn."

„Ach! die iſt alſo vom Hahn aus Scharnhauſen," fiel der Markgraf ein, „dem Pfarrer von Kornweſtheim, der die berühmte Himmelsmaſchine gemacht."

„Und der viel beſſer daran thun würde," nahm Karl

wieder das Wort, „wenn er nur Mechanikus wäre, statt meine Bauern und Soldaten zu Kopfhängern zu machen.

Nachdem die Köhlerhütte verlassen worden, wandeln die Herrschaften durch einen geschlängelten Weg aus der finstern Waldstelle zu einer reichen, üppigen Flur, die in ihrer Bebauung sogleich verrieth, daß es der Lieblingssitz eines Gärtners sei. Nutzpflanzen wechseln mit Zierpflanzen ab, die Rebe schlingt sich um einen Obstbaum, und in Mitte des anmuthigen Gefildes steht ein freundliches Häuschen, das man, ohne sich zu täuschen, für das Gärtnerhaus erkennt.

Weiter den Pfad verfolgend, an der großen Pappelallee hin, welche die Straßen begränzt, immer noch an dem Gebiet des vom Gärtner emsig benützten Ackerlandes gelangen sie zu dem Knabenhaus, wo die muntere Jugend der Kolonisten sich mit Spielen belustigt. Wenige Schritte von da stehen sie vor dem Wachthaus mit ägyptischen zerstümmelten Säulen, das, wie sich's gebührt, am Ende des Dorfes angebracht ist. Es wurde an Felswänden angebaut, die in malerischem Zickzack sich über einander gelagert haben, und zu welchen ein verwegener Pfad

aufſteigt. Von Gebüſch umſchattet, in ſchauriger Einſamkeit ruht ein majeſtätiſcher Tempel, der Sybillen-Tempel. Der Markgraf ſucht den Eingang, er kann ihn aber nicht finden. Das Heiligthum der weisſagenden Gottheit ſteht verſchloſſen, wie die Wahrheit ſo oft im Leben.

„Durch Nacht zum Licht" ſagt der Herzog, und zeigt auf eine weite dunkle Grotte, die am Fuße der Felſen einen ſchmalen Eingang bietet. Ein Fackelträger harret ihrer bereits, und bei dem flackernden Lichte der Wachsflamme geben die zerklüfteten Tuffſteinwände, durch welche lang und labyrinthiſch die Gänge dahin führen, ein wahrhaft ſchauerliches Gemälde. Nur zuweilen bricht, wie erfriſchend und ermunternd, ein matter Strahl der Sonne in die Finſterniß der Höhle. Endlich betreten ſie eine Treppe, wieder öffnet ſich eine Thüre, und mit wirklicher Luſt ſchaut der Markgraf von der Plattform auf die freundliche Landſchaft hin, die weit aus von hier ſich ihm aufthut.

Ein Blick rückwärts, und der römiſche Tempel iſt wie verſchwunden. An ſeiner Stelle zeigte ſich eine anmuthige italieniſche Villa.

„Nun noch einen Zoll ſchuldiger Achtung dem berühmten Gelehrten und Dichter, dem Sänger der

Alpen, dem berühmten Arzt und Botaniker, dem großen Physiologen!" Und der herzogliche Führer zeigt auf das Denkmal Hallers, das in einer Nische aufgestellt ist.

Eine Felsentreppe, bei der die Menschenhand nur wenig gethan zu haben scheint, hinuntersteigend, werden die Wanderer von der Kühle des Waldes angehaucht.

Kaum haben sie ihn betreten, so begrüßen sie ein altdeutsches Gnadenbild, und Pfarrhaus und Kirche zeigen sich ihnen in kleiner Entfernung. Einfach wohnt der Geistliche. Ein Portikus von vier rohen Stämmen führt zu dem bescheidenen Hause.

Die Kapelle ist ein Meisterstück des reinsten gothischen Styles, reich verziert, im Innern wie nach Außen. Ihre Wände sind mit bronzirter Stukkaturarbeit überkleidet, die Fenster bestehen aus alten Glasmalereien, und der Fuß des Beters tritt auf Grabsteine. Auf schroffen Felsen alles Andere überragend ist sie errichtet worden, und unter ihr kämpfen, sie nicht mehr berührend, die irdischen Kräfte.

Ein Wasserfall stürzt sich mit mächtigem Tosen über Trümmer und Gerölle hinab, bis er aufgelöst in einen Schaum- und Staubregen unter einer Felsenwand sich verliert.

„Himmel und Grab ſind eng verbunden wie Seele und Körper. Dieſes eiſerne Thor ruft uns zur Unterwelt," ſprach Herzog Karl, und auf ſein Geheiß öffnet der Schließer. Knarrend drehen ſich beide Flügel in ihren Angeln auf und zu; — die Wandernden ſtehen in den Katakomben. Ein finſterer, gewölbter Gang umfängt ſie, und ihr Fuß ſtößt an Urnen, die das Letzte enthalten, was vom Menſchen übrig geblieben. Gegenüber unter Trauerweiden erhebt ſich die Karthauſe. Schwermüthige Gedanken nahen unwillkürlich, und man erwacht wie aus einem düſtern Traume, wenn man einen Blick außerhalb des Gartens auf die Mühle wirft, die gleich da neben mit ihrem ewigen Geklapper an das rüſtige Schaffen heiterer Arbeit erinnert.

Doch kaum iſt die erſte Hälfte der Anlagen geſehen. Schon weilt der Herzog dem Sturze des Waſſerfalls gerade gegenüber mit ſeinem Gaſt in einer Grotte, die von großen rothen Tuffſteinen gebildet wird. Man hört das Geräuſch des Waſſers, das ſich von Außen verliert, und hier in die Tiefe ſtürzt. Sanfte Muſik ertönt, und ladet zum Beſuch eines Nebengewölbes ein, das hoch und rund ein tempelartiges Gemach bildet. Wände und Decken

sind mit bunten Kieselsteinen, welche zu den manichfachsten Gestaltungen geordnet sind, verziert.

Die Ruinen, den Andachtsplatz zu St. Peter, die Weinschenke vorübereilend, — denn der Herzog fühlt, daß vom Schauen und Gehen sein Gast ermüdet sein müsse, — führt er ihn zur Einsiedelei. Hier läßt er ihn einige Augenblicke mit Franziska allein, doch kaum waren sie in die Eremitage getreten, als sie in dem Eremiten den Herzog erkennen. „Hier ist meine einsame Hütte," redet sie der Klausner an, „und hier mein Grab," und in der That, vor dem geöffneten Grab liegt der Grabstein, der eine auf den Herzog bezügliche Inschrift trägt.

†

Freund, ich genoss die Welt, ich genoss sie in ihrer ganzen Fülle. Ihre Reize rissen mich dahin. Blindlings folgte ich dem Strome. Gott! welch' ein Anblick, als mir die Augen aufgingen! Tage, Jahre flosseu dahin, und des Guten ward nicht gedacht, Heuchelei, Falschheit vergötterten die niedrigsten Handlungen und der Schleier, der die Wahrheit bedeckte, war wie ein dunkler Nebel, den die stärksten Strahlen der wohlthätigen Sonne nicht unterdrücken konnten. Was bleibt mir übrig? Freund! Dieser Stein bedecke mein

Grab, und damit alles Vergangene! Herr wache Du über meine Zukunft!

Den Markgrafen erfaßte dieser Anblick mit tiefer Rührung. Dies Grab mahnt ihn an den Tod seiner Gemahlin, die er vor einigen Monaten verloren, die Inschrift an den hohen Beruf und die wichtigen Pflichten eines Regenten, und unbegreiflich erscheint ihm Karl, der mit seiner schmachvollen Vergangenheit, wie mit seiner Reue darüber gleichsam kokettiren zu wollen schien.

Die Einsiedelei wird verlassen, der Herzog kehrt wieder zu dem Gaste zurück. An den unter Schutt und Schlingkraut ruhenden Ruinen der römischen Bäder, einer Nachbildung der Thermen des Diokletian dahin, über den englischen Weideplatz, auf dem noch eine Statue des Herakles prangt, bei der Mühle und einem kleinen römischen Grabmale vorbei, gelangen sie zu zwei gleich fortlaufenden Reihen rother Mauertrümmer. Es ist ein großer, mit hohen Eichen und Tulpenbäumen besetzter Platz, auf dem man sie gewahrt. Den Zwischenraum der Ruinen „von den bedeckten Gängen des Aemilius Lepidus" hat ein Neubau ausgefüllt, der einen geräumigen Saal umfaßt. Ein kleiner Tempel hängt

mit dem Feigensaale zusammen; so benannt, weil ihn Feigenbäume rings umgeben, und gleichsam um den Kontrast zu häufen, blicken die schlanken Minaretts einer Moschee über die Bauernhütten der jetzigen Ansiedler hinweg.

Nachdem auch diese besichtigt, stehen die Herrschaften im Angesichte des berühmten Rathhauses. Man liest noch an dem schönen steinernen Gebäude die Inschrift:

S. P. Q. R.

und

legum custodia patriae vulcrum.

Beim Eintritte verwischt jedoch das ernste Gefühl, das die römische Curia erweckte: denn mit den Friesen an der Decke des Versammlungssaales, welche in Basreliefs Cäsars Tod, feierliche Umzüge u. dgl. darstellen, contrastiren arg die Bildnisse reizender Mädchen, die an den Wänden umher hängen. Die Curia ist zum Badezimmer geworden, und man fragt mit Recht: wie kömmt dieser Luxus zur Sitteneinfalt der Kolonisten. In den Ruhezimmern sind Wände und Decken mit rosenfarbenem Flor überzogen, in dem silberne Sternchen flimmern, und Blumenguirlanden hängen auf die Ruhepolster hernieder.

Der Markgraf konnte die Bemerkung nicht unterdrücken:

„Hier sieht man's, daß ein Fürst die Ansiedlung beherrscht, und gern in ihr weilt."

„Der denn auch sein Bischen Macht und den geringen Glanz seines Hofes sogleich entfalten wird." entgegnete Karl.

„Hier das Gefängniß, sagte er, auf zwei Gebäude zeigend, und dort unser Konzertsaal.

„Schließer, öffne die Thüre des römischen Kerkers! Zur Feier des Tages mögen die Gefangenen frei sein. Riegeln klirren, Ketten rasseln und frohlockend begrüßen die Gefangenen das Tageslicht.

Wie mögen Eurer Durchlaucht Unterthanen gejubelt haben, als die Leibeigenschaft aufgehoben wurde!" sagte leise Franziska zum Markgrafen.

Aber lassen wir uns — fährt der Herzog fort — von ihrem Jubel nicht stören, und treten wir in die Hütte ein, die wir dort erblicken. Welch' rohe Steinmasse von Bündeln Stroh bedeckt! Aus dieser Tempelruine hätte sich etwas Schöneres machen lassen."

Sie traten ein, und finden in der That — einen Conzertsaal.

Marmorplatten bedecken den Fußboden, marmorne Säulen mit vergoldeten Sokkeln und Kapitälern

ſtützen den ſchön bemalten Plafond. Vier große Statuen zieren die Wände, an welchen ſich der ganze Hof aufgeſtellt hat. Der Kapellmeiſter gibt das Zeichen, und eine Compoſition Zumſteegs ertönt.

Eine Sängerin, die einige Soloparthien vortrug, erregte durch ihre ſchöne, klangvolle Stimme die Aufmerkſamkeit des Markgrafen.

„Die Demoiſelle iſt eine Bekannte von Eurer Durchlaucht," ſagte Franziska, „und Eurer Markgräflichen Gnaden hoch zu Dank verpflichtet."

„Wie, das wäre?

— „Die Schülerin der Ecole, welche im Oktober vergangenen Jahres mit dem Hofkaplan Baumann entflohen iſt?

„Eure Durchlaucht haben, als Sie dem Hauptmanne Fiſcher die Auslieferung bewilligten, eine milde Behandlung der Unbeſonnenen ſo ſehr bevorwortet, daß der Herzog ſich ein Vergnügen daraus machte, dem Wunſche nachzukommen."

„Und was war denn ihr Schickſal?"

„Die Sängerin, antwortete der Herzog, wurde in ein Zimmer des Opernhauſes eingeſchloſſen, drei Monate gefangen gehalten, und wird jetzt wahrſcheinlich einen Hofmuſikus heirathen. Den Hofkaplan habe ich nach Hohentwiel ſperren laſſen, —

„Von wo Eure Liebden ihn wohl heute befreien werden, nachdem zu Ehren des Festes bereits alle Gefangenen im römischen Kerker die Freiheit erhalten.“

Karl lächelte. „Obwohl Sie Spiel und Ernst verwechseln, mag es schon deswegen sein, weil ich diesem kleinen Liebeshandel die Veranlassung verdanke, Eure Liebden eine Einladung zuzuschicken, welche Sie denn auch so geneigt waren, anzunehmen.“

Die Fürsten verbeugten sich gegenseitig und brachen auf, um den übrigen Theil des Gartens in Augenschein zu nehmen, der noch manche interessante Punkte darbot. An einem kleinen Hügel ruht das Schäferhaus. Auf einer hölzernen Bank neben derselben sitzt ein hübsches Hoffräulein, pro tempore Phillis, und liest Geßners Idyllen.

Längs eines Bächleins, das einige kleine Gärten bewässert und auf beiden Seiten durch grüne Wände und Baumgruppen geschlossen ist, erreichen sie die Gallerie, vier einzelne Gebäude, die sich auf dem Trümmern einer Wasserleitung stützen. Ein alter viereckiger rother Thurm, Ruinen des römischen Bades mit einem Tempel machen diese Parthie zu einer der reizendsten des Gartens. Auf den alten hohen Brustmauern, unter welchen ein Bach dahinrauscht,

ruht der Tempel, den vier ſchlanke joniſche Säulen tragen. Die Nachwelt hat die Sokkel weggenommen und gothiſche Baſen untergeſchoben. Ein düſterer Tannenhain, dunkles Gebüſch, eingezäunte kleine mit Bäumen beſetzte Felder erfüllen dieſen Raum, den im Hintergrunde eine dichte Pappelwand begränzt.

Den Bach verfolgend, erreichen ſie die ſechs Seeen, die dem Bade das Waſſer geben, das Spielhaus mit dem Spielplatz, die Käſerei mit ihren koſtbaren Majolikagefäßen.

Der Kreuz- und Querweg hatte ſie außerhalb des Gartens und wieder zurückgeführt, um nun endlich das Boudoir zu ſehen, einen freundlichen, reich geſchmückten Saal, der ſein Licht von oben erhält, und deſſen Wände Zeichnungen des Hohenheimer Gartens von Heideloffs Hand zieren. Der Herzog öffnet ein Nebenzimmer, in welchem eine Sammlung Bücher ſich befindet.

„Nur Württemberger Autoren!“ ſagt er mit Stolz.

Eine Gondel nimmt ſie auf, um ſie über den von Pappeln und Weiden umfaßten langen See zu tragen. Der Küche, dem Fiſcherhaus, dem zerfallenen, mit alten Standbildern in den Niſchen gezierten

Bogen, dem Schulhause für die Koloniſten wird nur ein flüchtiger Blick gegönnt und ſie kehren zu dem Palaſte zurück.

Natürlich fand der Markgraf ſeines Lobes kein Ende; allein bei dem Herzen dieſes trefflichen Fürſten mag er wohl Nikolai Recht gegeben haben, der da meint:

„Welche ganz andere Wirkung würde eine ſolche Idee gemacht haben, wenn der Herzog von den vielen Leuten, welche aus Württemberg zu Hunderten auswanderten, einige nach Hohenheim gezogen, ſie da wirklich anſiedeln laſſen, und ſie in guten Wohlſtand gebracht hätte, wenn er unter ihren ländlichen Beſchäftigungen gewohnt, und ſeine Spaziergänge unter ihnen mit dem Gedanken verſchönert hätte, dieſe Leute ſeinem Lande erhalten zu haben.“

Die ephemären Bewohner des Gartens wurden bald von der ihnen nichts weniger als zuſagenden Rolle erlöſt, und erſchienen Abends in dem deutſchen Schauſpiele, welches der Herzog von Schülern ſeiner Akademie vor dem hohen Gaſte aufführen ließ.

4. Die Herzogin.

Franziska ſitzt in ihrem Wintergarten mit Abfaſſung eines Briefes beſchäftigt. Obgleich der Frühling erſt angebrochen, ſprießen aus dem Boden die prächtigſten Blumen, ranken an den Wänden ſich üppige Geſträuche und wölben ſich zu belaubten Bogen. Ihr Auge ruht dankbar nachdenkend auf einer koſtbaren Vaſe, in der ein duftender Blumenſtrauß prangt; die Vaſe iſt ein Zeichen der zärtlichen Aufmerkſamkeit des Herzogs, der Preis einer abſichtlich verlornen Wette.

Ein kleiner Scherz hatte die Veranlaſſung zu dieſer Gabe liefern müſſen.

Neulich, als ſie den Herzog auf die Jagd begleitete, überſtürzte ſich ein am Kopf getroffener Haſe, was das Lächeln Franziska's erregte. Sogleich bot er die Wette an, hundertmal nach einander denſelben Schuß zu thun, und ſie wurde natürlich angenommen.

Und neun und neunzigmal verfehlte der Herzog nie den Kopf Freund Lampe's. Aber das hundertſte Mal war er ſo galant, neben hinaus zu ſchießen — und ſo die Wette zu verlieren.

Doch bald feſſeln ernſtere Gedanken die Schreiberin. Man ſieht es, daß der Brief nicht flüchtige Nachrichten der Courtoiſie und Politeſſe, ſondern eine Kunde zum Gegenſtande haben muß, die tief in ihr Leben eingreift. Aus ihren Zügen ſpricht eine eigne reizende Miſchung von Wehmuth und Freude, von Stolz und Beſcheidenheit.

Einſt und Jetzt! das iſt der Gedanke, der ſie beſchäftigt: einſt die verachtete Maitreſſe, und jetzt die angebetete Herzogin.

Mit Stolz kann ſie auf ihre Vergangenheit zurückblicken. Mehr als eine La Vallière hat ſie nicht allein auf das Herz ihres fürſtlichen Liebhabers einen dauernden Einfluß erhalten, ſondern ſich auch die Achtung ſeiner Unterthanen, ſeiner Gleichgeſtellten erzwungen.

Wir haben Karl bereits in der Karlsſchule und auf Hohenheim erblickt, geſehen, wie die hochſtrebenden Plane ſeiner Seele ſich nützlichen Zwecken zugewendet, und wie er vieles von dem Flittertand abgeſtreift hat, den er ſonſt für ächten Glanz gehalten. Karl, der ſparſame, bürgerliche Fürſt, wie er auf Hohenheim hauſt, er iſt es durch Franziska geworden, welche die edlen Keime, die in ihm lagen, zur Blüthe und Entfaltung gebracht. Dieſe ſanfte

Dulderin hatte es verſtanden, die Leidenſchaft, den ſtarren Willen des gefürchteten Herrſchers zu beſiegen. Ihrer Milde gelang, was der Energie Anderer fehlgeſchlagen.

Das Benehmen, welches der Herzog gegen Franziska zeigte, iſt der ſchönſte Beweis ihrer Trefflichkeit. Das entführte Weib eines Andern, anfangs nur eine Unbedeutende, dazu nicht beſonders durch äußere Reize ausgezeichnet, der flatterhafte Fürſt würde ſie bald zu den Andern geworfen haben, hätte ſie nicht in ihrer Innerlichkeit eine Stütze gefunden, die ſie gehalten, in ihrem Weſen einen Zauber, der ihm in einer Lage Verehrung abzwang, in welcher er bei einer andern nur Verachtung empfunden hätte.

Nie zwar ſetzte der Herzog gegen das ſchöne Geſchlecht die ritterliche Galanterie außer Augen; doch ihr gegenüber bewieß er immer die ausgeſuchteſte, die zarteſte Aufmerkſamkeit. Die Feſte, welche an ihren Geburtstagen veranſtaltet wurden, waren nicht blos leeres Hofzeremoniell, ſondern ſie hatten den Inhalt einer rückſichtsvollen Liebe, die Alles dieſes leitete. Der fürſtliche Erzieher verfehlte nie, am 10. Januar mit den Zöglingen ſeiner Akademie und der Ecole, — einem weiblichen von der Frau von Seeger geleiteten Inſtitut — ihr zu Ehren eine

Feierlichkeit zu veranstalten, und die Festspiele, welche man aufführte, enthielten, nebst manchen flachen Schmeicheleien und allegorischem Bombast, doch auch manches Sinnige, das Franziska schmeicheln und erfreuen mußte. Trug doch, wie wir bereits wissen, sogar Schiller zur Feier dieses Tages das Seinige bei, und hoch in Ehren wurde die schön abgeschriebene Rede von der Gefeierten gehalten bis in ihr Grab. Wahr ist's, indem die reine, für das Ideal der Schönheit und Tugend glühende Seele Schillers Franziska seinen Zoll der Bewunderung darbrachte, liegt darin das Zugeständniß, daß die Gräfin ihre Stellung verklären konnte, wie es nie vordem eine Frau vermogte. Wer fühlet für Lady Milford nicht die größte Hochachtung.

Auch die eigenen Briefe des Herzogs an jenem Tage waren voll von dem Lobe der Tugend und dem Glücke, sie zur Freundin zu besitzen.

Nach diesen Vorgängen fand die Nachricht, daß sie zur Herzogin erhoben worden sei, im dankbaren Herzen des Volkes einen freudigen Widerhall, und keine Stimme erhob sich dagegen.

War die Grävenitz eingebildet genug, sich mit der Maintenon zu vergleichen, so hält die bescheidene

Franziska dieſen Vergleich nicht nur aus, ſondern ſteht noch weit über der Gemahlin Ludwig XIV. mit der ſie ähnliches Schickſal zuſammenſtellt. Welche Geſinnung ſie aber ſelbſt über ihre Erhebung gehabt habe, ſpricht am beſten der Brief an Niemeyer aus, über deren Abfaſſung wir ſie getroffen haben.

„Ich eile Ihnen zu melden, daß durch die Gnade des Herzogs in meiner öffentlichen Anerkennung und Erhebung zu ſeiner Gemahlin, endlich das ſo lange gegebene Aergerniß, wie ich wenigſtens hoffe, in den Augen der Welt ſein Ende erreicht hat.

Wohl haben Sie mich oft, bei der immer wiederkehrenden ſchmerzlichen Empfindung über mein früheres Verhältniß, zu beruhigen geſucht. Aber das Gefühl der Schuld wollte mich nie ganz verlaſſen.

Ich wußte es ja wohl, daß vor Gott das Leben keines Sterblichen ganz unſträflich iſt. Aber es bleibt doch ein großer Unterſchied, ob Ueberraſchung der Grund von Verirrungen war, oder ob der Fehltritt langſam geſchah. Niemand weiß wohl beſſer als ich, was die Ueberredung der Leidenſchaft nach und nach für eine Gewalt hat. — Glauben Sie mir, es gab eine Zeit, wo in dem Hauſe meines Vaters mein Herz nur für die Tugend ſchlug.

Aber ach! die Eitelkeit brachte mich dahin, wo ich mir längſt ſo ſehr mißfallen habe. Je mehr Menſchen auf mich ſahen, deſto ſtrafbarer erſchien ich mir. Sie fühlen gewiß, wie drückend der Gedanke blieb und wie gerecht noch itzt meine Thränen darüber fließen, auch nur Einem Menſchen zum Anſtoß geworden zu ſein. Für dieſen Schmerz giebt es eigentlich keinen ausreichenden Troſt, und keine völlige Beruhigung. Ich finde indeß eine Erleichterung darin, mein Gefühl laut werden zu laſſen, ob es mich wohl zuweilen hat gereuen wollen. Sie werden es mich nicht bereuen laſſen. Es wird mir in einſamen Stunden ein Troſt bleiben, zu wiſſen, daß ich fortdauernd auf Ihre Theilnahme rechnen darf.—

Erbitten Sie mir von Gott die Kraft, auch in dem höheren Wirkungskreiſe noch ſo viel als möglich zu thun. Es iſt mein ernſter Wille, dadurch auch im Lande gut zu machen, was ich im Lande verſchuldet habe. —

„Franziska Herzogin von Württemberg.“

Aus den ernſten Betrachtungen, welche dieſes Schreiben in Franziska erregte, wurde ſie durch den raſchen Schritt des Herzogs geweckt, der unter lautem Lachen einen Hund hereinführte. Die engliſche Dogge trug am Halsband eine Schrift.

„Sieh mir, Franzel, was das zu bedeuten haben mag! Solche Supplikanten ſind mir neu.“ Er lockte den Hund zu ſich und es fand ſich in optima forma eine Beſchwerde gegen einen Obriſten, der ſich mancherlei Gewaltthätigkeiten gegen ſeine Untergebenen hatte zu Schulden kommen laſſen. Die Schrift war aus gedruckten Buchſtaben zuſammengeklebt, die man einzeln herausgeſchnitten hatte.

Die Sache ſcheint alſo auch eine ernſte Seite zu haben, meinte ſie. Wahrſcheinlich hat ſich keiner der Offiziere getraut, eine Beſchwerde einzureichen, weil ihn ſeine Handſchrift verrathen hätte, und ſie ſind deshalb auf dieſen Ausweg verfallen.“

„Du haſt recht, Schatz!“ erwiederte Karl, „ich will ſogleich eine Unterſuchung veranſtalten laſſen, und wehe ihm, wenn Diana Recht hat. Es gibt leere Kerker genug in meinem Lande.“

Der Herzog eilte fort, jedoch nicht, ohne nach ſeiner Gewohnheit ſeiner Gemahlin Finger für Finger zu küſſen. Franziska blieb wieder mit ihren Betrachtungen allein, und gedachte der ſeltſamen Wege, die die Unterdrückten oft einſchlagen müſſen, um ein offnes Ohr bei ihrem Herrſcher zu finden. Auch ſie hatte häufig genug in das Gewand des

Scherzes die Wünſche und Klagen von Unglücklichen kleiden müſſen, um ihnen zu dem Herzen ihres Gemahles Eingang zu verſchaffen.

Der von Diana verklagte Obriſt hudelte unterdeſſen Officiere und Gemeine in gewohnter Weiſe, ohne zu ahnen, wie nah ihm ſchon das Gericht ſei. Plötzlich trat aus den Gebüſchen der Herzog hervor, eine furchtbare Erſcheinung, ſo unverholen ſprachen Zorn und Entrüſtung aus ſeinem Geſichte.

„Marſch fort!“ rief er, „auf den Aſperg, er hat genug kommandirt!“

5. Des Herzogs Tod.

Der Herzog hatte immer nicht daran glauben wollen; seine Eitelkeit hatte sich seine Person als den Mittelpunkt gedacht. Müsse er scheiden, so mahlte sie ihm vor, dann müsse Alles mit zertrümmert werden; und sieh, da lag er jetzt auf dem Todbette, und die Sonne ging so schön auf wie nur immer und der Tag nahm seinen gewöhnlichen Verlauf. Ein Meteor stand zwar am Erlöschen, allein die Weltgeschichte nahm doch unbekümmert ihren Gang weiter. Meteore kommen und schwinden. Am Lager des Kranken finden wir als treue Pflegerin seine Franziska; dann seinen Bruder Ludwig, mit dem die letzten Tage ihn ausgesöhnt, und einen Geistlichen, der einst als Candidat durch ein unvorsichtiges Spottgedicht seine Gnade verscherzt, durch eine improvisirte gute Predigt wieder für immer gewonnen hatte, um sie zu guten Werken zu benützen.

Während die Zeit sich zu verjüngen schien, neue Kraft, neues Leben in ihr erwachte, war der Herzog alt geworden. Die Gicht hatte dem Körper Grämlichkeit, und Mißmuth den Geist in Fesseln

geſchlagen. Dennoch verläugnete ſich auch in den letzten Jahren ſeiner Herrſchaft der klare Verſtand und die Kraft nicht, mit der er ſonſt den Scepter zu tragen pflegte. Die franzöſiſche Revolution fand den Greis nicht unvorbereitet.

Die Geſinnungen, welche zuerſt die Neufranken beſeelten, und die ſelbſt dem für Deutſchlands Ruhm ſo begeiſterten Klopſtock überſchwengliche Oden des Lobes entlockten, waren theilweiſe ſeine eigenen. Die Karlsſchule hatte den Ständeunterſchied in ſeinem eigenen Lande ſchon ziemlich untergraben, an ſeinem Hofe fanden Befähigte aus allen Klaſſen des Volkes ihre Anſtellung, und Prediger wie Werkmeiſter und Mercy ſtanden in ihren Lehren weit außerhalb des Kreiſes des vorgeſchriebenen Dogma. Er ſelbſt reiſte nach Paris, als ſchon die Elemente der Gährung wild durch einander tobten und das frühere, heißgeliebte Paradies der deutſchen Fürſten und Fürſtlein zum verhaßten Babel geworden war. Mömpelgard zu retten, hatte der Herzog die Reiſe gemacht, die Börſe mit Dukaten geſpickt. Es galt den Verſuch, ob, der Demoſthenes der Revolution, Mirabeau eben ſo beſtechlich ſei, als ſein griechiſcher Vorgänger, und ob er durch deutſche Goldſtücke bewogen werden könne, die franzöſiſche Regierung zu veran=

lassen, mit französischen Thalern Mömpelgard zu kaufen.

Mirabeau nahm die Dukaten; der Herzog steckte, um die Stimmung sich ganz geneigt zu machen, sogar die Nationalkokarde auf, allein der Plan mißlang dennoch; die Franzosen wollten nicht kaufen, was sie in Kürze unentgeldlich zu bekommen hofften.

Mochte dieses Benehmen klüger als schön gewesen sein, so contrastirt es immer günstig gegen das Benehmen anderer gleichzeitiger Fürsten, die ihren Groll gegen die Revolution an ihrem eigenen Volke kühlten. Wer nur irgend selbstständige Ansichten äußerte, Freiheit der Gesinnungen zeigte, war der Demagogie verdächtig, und selbst ein Karl Friedrich konnte seinen Leibarzt Leuchsenring dem österreichischen Gesandten überliefern, auf dessen Befehl er Stockschläge erhielt. Karl war hierin einer der wenigen, welche eine Ausnahme machten. Er glaubte sich auf sein Volk verlassen zu dürfen, und obwohl er seinen Pflichten als Reichsstand nachkam, so sprang er doch nicht zum Extrem über. Namentlich floh er alle Verbindung mit den Emigranten, wie sehr dieselben sich ihm anfangs auch aufgedrungen hatten.

Trotzdem blieb er in seinem eigenen Lande von einzelnen Aufwallungen der republikanischen Modekrankheit nicht unverschont; und gerade aus seiner eigenen Akademie ging das Ereigniß hervor, das ihm die letzten Tage seines Lebens verbitterte.

Auf einem maskirten Hofballe, der zu Ehren der emigrirten französischen Prinzen gegeben wurde, lief auf einmal ein Gemurmel durch den Saal. Die Hofleute zeigten die bestürztesten Mienen, die Emigranten wurden blaß vor Zorn, selbst Franziska war erbleicht und wußte nicht, wie der Herzog das ungeheure Evenement aufnehmen würde. Eine Maske hatte sich als Kronos mit einer Urne in Mitte des Saales aufgestellt, zwei andere Masken zogen die Orakelsprüche und vertheilten sie. Alle Welt hatte sich zur Urne gedrängt; denn man glaubte Galanterien, ein Bonmot oder Anspielungen auf etwaige Skandale zu erhaschen. Allein was bekam man in die Hände? Bruchstücke aus den Marseillaise aus den Menschenrechten von Payne, aus den Reden Robespierres, die wüthendsten Grundsätze, die nur irgend im Convente ausgesprochen worden waren. Mitten im Wirrwarr, welchen diese Entdeckung veranlaßte, flüchteten sich die Unbekannten und die Emigranten warteten vergeblich an der Hauptthüre,

nachdem die Ruheſtörer durch Seitenthüren längſt entkommen, den Schlafſaal erreicht hatten. Tags darauf traf der Herzog ernſtliche Gegenvorkehrungen; und da er vermuthete, daß bei der Geſchichte die Akademie im Spiele geweſen ſein könnte, verfügte er ſich in dieſelbe, um eine warnende Strafrede zu halten. Hier aber fühlte Karl ſelbſt, daß es mit ihm zu Grabe gehe. Seine Worte fanden nicht wie früher, einen fruchtbaren Boden in den Herzen der Zöglinge; kalt wurden ſie angehört, mit höhniſchen Mienen aufgenommen, und als er geſchloſſen — ausgeziſcht und ausgepocht. Der Mann, der Rieger und Moſer in den Löchern ſeiner Bergfeſtungen hatte verkümmern laſſen, fand nicht den Muth in ſich, dieſe puerile Frechheit gebührend zu ahnden. Er warf den Eleven einen einzigen Blick zu, und verließ die Univerſität, die ſeitdem aus ſeinem Herzen ausgeſtrichen wurde, und welche er nur noch ſpärlich beſuchte.

Ein franzöſiſcher Profeſſor, der Mediziner Kerner und der Neveu des Unterintendanten Fiſcher, desſelben, der wegen Uebergabe von Hohentwiel ſpäter ſchimpflich kaſſirt und gefangen geſetzt wurde, waren die Masken des Hofballes geweſen.

Am 8. Oktober 1793 warf eine in Folge zurückgetretener Gicht entstandene Krankheit Karl auf das Siechbett. Sechzehn Tage lang kämpfte das kräftige Leben unter gräßlichen Schmerzen mit dem Tode; er mußte in seiner ganzen Schrecklichkeit, den Schritt von dem Throne in die Ewigkeit, wie Pahl sich ausdrückt, kennen lernen. In diesen Stunden des Leidens, wo die Vergänglichkeit irdischer Macht ihm vor die Augen trat, klopfte die Reue an seine Brust, und manche Handlung hätte er gerne getilgt aus seinem Gewissen, seinem Gedächtnisse und dem Buche der Geschichte. Beruhigung gewährte ihm hingegen, daß Württemberg unter seinem Scepter kräftig aufgeblüht, daß er die Macht seines Hauses, und den Wohlstand seines Landes vermehrt.

„Pfarrer! das Sterben ist kein Kinderspiel!" dies waren seine letzten Worte.

* * *

Aufrichtige Trauer folgte dem Fürsten nach, der fast fünfzig Jahre unter so wechselvollem Geschick über Württemberg geherrscht.

Die Leiden waren vergessen, die er seinen Unterthanen in der ersten Hälfte seiner Regierungsperiode bereitet, dagegen standen das Großartige seiner Bestrebungen, sein gewinnendes volksthümliches

Weſen unter allen Klaſſen in friſchem Andenken. Faſt jedes Dorf des Schwabenlandes weiß eine Anekdote von Karl Herzog zu erzählen; und wie er ſchon zu Lebzeiten von dem gemeinen Volke für einen Hexenmeiſter gehalten wurde, der das Feuer beſprechen könne, ſo verklärte er ſich nach ſeinem Tode zu einer faſt wunderbaren Erſcheinung.

Franziska zog ſich nach Kirchheim an der Teck zurück; hier lebte ſie, umgeben von einem kleinen Hofe, zu dem auch im weitern Kreiſe die Adeligen und Beamten des Städtchens und der Umgegend gehörten, mildthätigen Werken. Sie ſah noch die Erhebung Württembergs zu einem Königreiche und ſtarb im Jahre 1811.

6. Friedrich Eugen.

Die Scene wandelt ſich. Vorüber mit dem Scherz der Komödie, vorüber mit den Spielen der Künſte, vorüber ſelbſt mit den ernſten Sorgen für das innere Wohl des Landes; jetzt gilt's, Württemberg, Deutſchland zu ſchützen. Was unter Ludwig Eugen nur als drohendes Gewitter am Himmel geſtanden, hatte ſich entladen. Der Kriegsſturm tobt daher vom Weſten, ein für Freiheitsideen glühendes Volk will ſich ſeine Stelle unter Europas Nationen wieder erkämpfen, und iſt von kundigen Feldherrn geführt, — Männern von geſtern, die über Nacht Kriegskunſt gelernt und zu Helden geworden —, über den alten duldſamen Hüter Rhein hereingebrochen in die deutſchen Gauen. Sengend, brennend, „Freiheit" im Munde, in der Hand die Beute, hauſt die feindliche Schaar in den vaterländiſchen Gefilden. Und Deutſchland? zerriſſen, zerſplittert, von Sonderintereſſen geleitet, ohne Ehrfurcht für die nationale Würde des Vaterlandes. Oeſterreich dominirt, Preußen hat ſich zurückgezogen und einen Separatfrieden geſchloſ-

sen, das schwäbische Kontingent — ein gräßlicher Anblick! ein Haufe zusammengestoppelter Leute, wechselnd über Nacht, das träufelt zu, das träufelt ab, zur Hälfte bestehend aus neuen Rekruten, die, nachdem sie ihr Handgeld empfangen, desertiren, um wieder anderswo Handgeld zu erhalten, zur Hälfte aus Greisen und Gebrechlichen, die das Kriegshandwerk nie gelernt im ewigen Wachen halten, an den verrosteten Thoren der Reichsstädte.

Württemberg hatte in Friedrich Eugen einen Fürsten bekommen, der seit seiner Jugend mit den Kämpfen auf dem Schlachtfelde und in den Kabineten sich beschäftigte. Im siebenjährigen Kriege ein verdienstvoller Feldherr Friedrich II., der Besieger seines Bruders Karl, war er seit 1769 Statthalter von Mömpelgard, aus dem ihn die Republikaner verdrängten und wurde dann 1792 preußischer Generalgouverneur in Ansbach-Baireuth.

Zwei Jahre darauf vertauschte er das Lustschloß Phantasie bei Baireuth mit Hohenheim, welches ihm vermöge eines Erbvergleiches mit Ludwig, seinem Bruder, zugefallen war. Friedrich Eugen war ein glücklicher Familienvater: sieben Söhne und drei Töchter hatte ihm seine Gemahlin Dorothea von Brandenburg-Schwedt geschenkt. Die eine sollte die

geliebte Czaarin der Russen werden; die andern raffte der Tod hinweg, nachdem sie bereits glückliche Gatten gefunden. Im preußischen Heere dienten vier seiner Söhne, unter ihnen Prinz Heinrich, ein bekannter Name in den Annalen unserer Kriegsgeschichte. Prinz Ferdinand, der ebenfalls den Lorbeer trägt, war in österreichische Dienste getreten, und ein anderer Sohn in russische. Friedrich Wilhelm, der älteste, weilte schon seit den letzten Regierungsjahren Karls in dem Lande, das er einst sein eigen zu nennen bestimmt war.

Wäre Friedrich Eugen im rüstigen Mannesalter zur Herrschaft Württembergs gelangt, mit der ganzen That und Willenskraft, die er früher besessen, und mit dem vortrefflichen Herzen, das er noch hatte, er würde vielleicht in dieser gefahr- und unglückvollen Zeit das Ländchen vor manchem Uebel bewahrt haben. Vielleicht, aber doch nicht wahrscheinlich. Die Nemesis war über die einzelnen deutschen Staaten hereingebrochen. Die engherzige Politik, die sie in Bezug auf das Reich seit Jahrhunderten verfolgt, jetzt mußten sie sie büßen. Als gegen den gewaltigen Feind, der von Westen drohte, die verschiedenen Glieder zu einem Ganzen sich einigen sollten, erkannte man zu spät, daß es einzelne

Theile seien, meist zu schwach, um für sich ein würdiges Ganzes zu sein, und doch zu selbstherrisch, um sich den Zwecken des großen Ganzen fügen zu wollen.

„Ich will Gerechtigkeit üben, denn auch ich trete früher oder später vor Gottes Richterstuhl," sagte Friedrich Eugen, bei seinem Regierungsantritt, bei dem alle Feierlichkeiten untersagt waren. Das Volk verehrte den Fürsten, der durch alle seine Anstalten bewies, daß dieser schöne Ausspruch eine Wahrheit sein sollte, es betete unaufgefordert für ihn, als er erkrankte, freute sich, als er genas — allein näher und näher wälzten sich die Kriegsheere. Jourdan und Moreau standen an den Marken Deutschlands; in diesem wurde ein Separatfrieden nach dem andern geschlossen: zuerst wie wir bereits gesagt haben, von Preußen, dann durch seine Vermittlung vom Landgrafen von Hessenkassel; und was konnte nun Würtemberg thun? Sich auf das schwäbische Kreiskontingent verlassen? das wäre eine üble Stütze gewesen; doch auf Erzherzog Karl hoffte man noch, und das Herzogthum hielt beim Reiche aus, obgleich es jede Feindesgefahr durch Neutralität hätte abwenden können.

In Hohenheim mußte der Herzog der Dinge warten, die da kommen sollten, denn sein Alter ver-

bot ihm, das Heer zu begleiten. Eine Schreckensnachricht folgte der andern; der Uebergang bei Kehl am vierundzwanzigsten Juni, den das schwäbische Kreiskontingent nicht wehren konnte, die Niederlage der Oesterreicher bei Renchen, die Erstürmung des Kniebiß am zweiten July, der Rückzug des Erzherzog Karl nach der Schlacht am Dobel. Als der Erzherzog selbst erklärte, er könne Württemberg nicht mehr schützen, schickte man den Minister Wölwarth, den Legationsrath Abel, den Geheimrath Mandelslohe und den Landschaftsassessor Kerner in das Lager der Neufranken nach Baden, um einen Waffenstillstand zu vermitteln. Unterdessen wurde Württemberg eiligst entwaffnet, und während der Herzog und eine Menge der reichsten und vornehmsten Leute aus dem Lande flohen, rückte der Verwüstungszug der französischen Heere der Hauptstadt zu. Die Straßen des Landes boten damals einen schrecklichen Anblick. Die Schaaren der kaiserlichen Armee, die Masse derer, die sich flüchteten, und fort eilten, gepeitscht von der Furcht, die Franzosen möchten bald folgen, füllten dieselben. Wagen an Wagen kamen daher, wohlfrisirte Damen und Herrn scheuten sich nicht, auf dem Staub der Chaussée von Ochsen langsam sich dahin ziehen zu lassen. Neben ihnen sieht man

lange Reihen von Handwerksburschen, die den Schauplatz des Krieges verlassen, um in friedlicheren Gegenden Arbeit zu suchen. Dann folgt wieder ein Zug Kanonen, ein Trupp Reiterei, ein Schwarm Weiber, eine Gesellschaft französischer Emigranten, die nun ihren Stab weiter setzen mußten, und ein Haufe Unglücklicher, welche schon von den Feinden ausgeplündert waren. Ungarische Ochsen in großen Heerden, die den Oesterreichern nachgeführt werden, treiben sich wild durcheinander; matt hängen die Pferde ihre Köpfe, und auf den Bauch gestreckt schlafen die Wagenknechte. Fluch, Gebet, Jammer, Angstgeschrei, vornehmes Französisch und gemeines Schwäbisch hört man durcheinander, das Halt der Fuhrleute, das Kommando der Offiziere, das Schmettern der Posthörner, das Klatschen der Peitschen, und von ferne dröhnt der dumpfe Donner der Kanonen. Wiesen werden zerstampft und zu Haltplätzen für die Wagen genommen, das Getreide, ob reif oder nicht, abgemäht, die Weinpflanzungen niedergerissen und über sie dahingefahren. Die Obstbäume abgehauen, als Brennholz für die nächtlichen Wachtfeuer; das Vieh von den Soldaten aus den Ställen genommen und zu Vorspann getrieben. Weinend steht der Bürger und Landmann, und sieht dem unheilvollen Zuge

nach. Ein Theil der Bauern nimmt, von Beamten und Jägern angeführt, Heugabel, Dreschflegel, Sense und Knüttel, um auf eigene Faust einen kleinen Krieg zu führen, ein andrer hört mißtrauisch die Reden des Försters an, und weigert sich geradezu: „Wir marschiren nicht“ heißt es. „Gegen die Condeer wollen wir wohl ziehen, aber nicht gegen die Nationaler, mit denen soll der Kaiser Friede machen.“

In diesem allgemeinen Gemälde wollen wir nun das besondere betrachten, welches Hohenheim bietet.

Am sechszehnten Juli sah man auf den Höhen Hohenheims die ersten Truppen des Erzherzogs. Links von ferne her erblickte man die Staubwirbel auf der Kannstadter Straße, und Boten kamen mit der Nachricht, es hätten sich zwei Schwadronen und vier Bataillons bei Berg am höllischen Bühl, wo die Straße nach Vaihingen geht, aufgestellt. Zugleich wurde die Besorgniß laut, daß die Franzosen auch bald nachfolgen werden, und in Stuttgard hieß es, ihre Anvantgarde wäre bereits bis Leonberg vorgedrungen. Unter quälender Unruhe verging die Nacht.

Mit dem Morgen wurde es lebhaft auf den Straßen; Trommelwirbel, Fanfaren der Trompeten kündeten die anrückenden Truppen an, und die gestern bei Berg und Kannstadt gestanden, zogen sich heute vor Hohenheim bis Eßlingen hinüber. Abends vernahm man von Schwieberdingen, der Erzherzog sei selbst angekommen und habe dort übernachtet. Am zehnten waren Oesterreicher auf allen Seiten, von Kornwestheim bildeten sie eine Linie bis Mühlhausen und Altingen, wo zwei Brücken über den Nekar geschlagen wurden. Nachmittag konnte man vom Balkone des Hohenheimer Schlosses das Anrücken der Franzosen von Vaihingen her gewahren, und das gräßliche Schauspiel einer Schlacht entwickelte sich vor den Augen des Häufleins, das unter ängstlichem Herzklopfen sich oben zusammengedrängt hatte. Seit drei Uhr hört man den Kanonendonner und das Prasseln der Kartätschen. Es hieß, das Gefecht wüthe in Stuttgart selbst. Daß die kaiserlichen Vorposten von dem Hasenberg vertrieben worden, konnte man oben bemerken, und so durfte man als gewiß annehmen, daß die Franzosen, welche St. Cyr anführte, sich in die Stadt gestürzt hätten. Zwischen Kannstadt und Berg schwankte der Kampf. Jetzt sah man die Franzosen vorrücken, jetzt jagten

die Oeſterreicher ihnen wieder nach, bis in dem Thalgrund bei Stuttgart ſich das Gefecht verlor, und nun marſchiren die Franken wieder auf, und dehnen ſich bis Rohracker aus. Kaum eine Stunde alſo hatten ſie nur noch nach Hohenheim, und unter Zittern erwartete man den folgenden Tag, wo in der nächſten Nähe das Gefecht ſtattfinden ſollte. Und wirklich, kaum war die Sonne über die Berge heraufgeſtiegen, ſo hatte man ſchon die Kunde, daß bei Mühlhauſen und Altingen die Oeſterreicher über den Neckar ſich zurückzögen. Die einen verſchwanden hinter die Berge bei Kannſtadt, die andern zu den Offinger Höhen, und eine dritte Abtheilung, die Sachſen, ſeien bei Hofen über den Fluß gegangen. Man erwartete nun das Abziehen der Truppen bei Eßlingen; allein dem war nicht ſo, vielmehr waren dieſen Tag und den andern die Straßen nach Plochingen und Köngen, von öſterreichiſcher Mannſchaft bedeckt. Am einundzwanzigſten endlich, während Taponnier gegen Kannſtadt anrückte, brauſte ein Feindesſchwarm von Degerloch über Ruith unweit Hohenheim vorbei nach Eßlingen. Dort ſtanden die Liechtenſteiniſchen und Feldmarſchalllieutenant Hotze. Bis Ruith konnten die Franzoſen vordringen, weiter aber nicht. Zweimal ſchon waren ſie bis zum Weiler-

hof und in die Gärten von Eßlingen gekommen, aber immer wieder zurückgejagt worden. Als es Nacht wurde, gewahrte man die französischen Pikets am Rande der Ruither Waldung.

Was aber der Erzherzog in dieser Lage bezwecken wollte, die Behauptung der Straße von Eßlingen nach Ulm hatte er erreicht, und da die feindliche Hauptmacht bereits in Ludwigsburg angekommen, marschirte Hotze am dreiundzwanzigsten weiter, um Kirchheim zu besetzen.

Die Württemberger, die unter dem Erzherzoge standen, hatten sich schon am achtzehnten von ihm getrennt, denn Tags zuvor war der Waffenstillstand zwischen dem Herzogthum und der Republik zu Stande gekommen, dem am siebenundzwanzigsten August der Friede nachfolgte. Baden und ganz Schwaben schlossen nun ebenfalls Frieden, und der Krieg wandte sich in die Donaugegenden und die des Maines.

Mit Schrecken betrachteten die Bewohner die gefürchteten Republikaner, die doch Alles eher vorstellten, als ein siegreiches Heer. Man hätte mehr geglaubt, sie befänden sich auf der Flucht, als auf dem Marsche in's Feindesland. Mit zerrissenen Röcken, kamen sie daher, einige kamen auf den blo-

sen Füßen, ihre Beinkleider sind oft nur leicht zusammengeflickte Bettüberzüge, die sie den Bauern genommen. Manche schultern ihr Gewehr, diese tragen es am Riemen, jene unterm Arme, Rost hatte die Flinten überzogen. Brodlaibe, gebratene Hühner und Gänse stecken an den Bajonetten, die Hauptleute laufen der Compagnie voraus, die Lieutnant ihr nach, scheinbar ohne besonderes Ansehen und Autorität. Durch Getreidefelder, durch Obstgärten haben auch sie ihren Marsch genommen, schlagen an den Bäumen die Früchte ab, ziehen den Vorübergehenden die Schuhe aus, dringen in den Dörfern in die Häuser, erbrechen die Schränke, rauben sie aus, und erpressen durch Drohungen auch das Letzte, was der Bauer noch kurz vorher versteckt hat. Oder dem Soldaten gefällt etwas, er erbietet sich, es zu kaufen; schon ist der Bürger herzlich froh, Geld dafür zu bekommen, was er, überredet von einer auf die Brust gesetzten geladenen Pistole vielleicht umsonst geliefert hätte; da zieht der Franzos eine jener werthlosen Assignaten heraus und reicht sie als Bezahlung hin.

„Gut, gut," versichert er dem Käufer, und dieser hat ein Stückchen Papier für sein Eigenthum eingetauscht. Hie und da macht freilich Einer eine Ausnahme besonders wenn die Worte l'honneur und

la grande nation gegen ihn ausgesprochen, oder hübsche Frauen als Supplikantinnen zu ihm geschickt werden.

Aber während die Franzosen vor dem neuen neutralen Gebiet, nicht die mindeste Achtung zeigten, überdies eine Kriegssteuer von acht Million Franken, auf dem Lande drückend lastete, machte auch Erzherzog Karl seinen Unwillen „über dies ewig schimpfliche Denkmal voreiliger Zaghaftigkeit" deutlich bemerkbar. Und als nun die Kunde von den Siegen bei Amberg und Würzburg sich verbreitete, als Moreau von den Schwarzwäldern unabläſſig verfolgt, glücklich war, sich mit seinem Heere noch über den Rhein retten zu können, mußte, wie so oft, für den unerwarteten Erfolg der Ereigniſſe das untergeordnete Werkzeug büßen. Durch die Entlaſſung des Miniſter Wölwarth hoffte man den kaiſerlichen Hof zu beſänftigen, und auf der andern Seite rief der Herzog seinen Gesandten in Paris nicht ab, um, falls das Kriegsglück sich den Franzosen wieder günstiger zeigen würde, auch hier eine Stütze zu haben. Wirklich drohte auch das Jahr darauf ein neuer Einfall in Schwaben, allein die Sieger Napoleons in Italien erzwangen den Waffenstillstand

von Leoben, ehe Moreau noch vorrücken konnte, der Friede von Campo Formio und der Congreß zu Raſtadt machte den nächſten Beſorgniſſen ein Ende.

Nachdem die Furcht vor feindlichem Einfall verſchwunden, brachen innere Stürme über das Land her. Der nach einem Viertel Jahrhunderte bei dieſer kläglichen Lage der Dinge zuſammengerufene Landtag gab das Signal zu einer politiſchen Erregung, wie ſie Württemberg noch nie erfahren. Der laute Ruf nach Beſſerung der öffentlichen Verhältniſſe tönte von einem Ende des Landes zum andern. Klagen, Anſprüche, Wünſche, Hoffnungen wurden außerhalb und innerhalb der Hallen des Ständeſaales in ſo vielfacher und ſo umfaſſender Weiſe vernommen, daß die Grundfeſten der altehrwürdigen aber morſchen Verfaſſung des Landes zu wanken drohten. Namentlich richtete ſich der Haß des Volkes gegen die Landſchaftsconſulenten, welche mehr für ihr eignes Intereſſe, als für das öffentliche ſorgten, und gegen die Unmaſſe fremder Adeliger, die ſich nach Württemberg gedrängt und ſeine beſten Stellen in Beſitz hatten, Abenteurer und Intriguanten, die an dem Marke des Landes zehrten.

Jede Partei hatte ihren Vertreter, es war das ein Gewirre von Anklage und Vertheidigung von

Flugschriften jeglicher Färbung mit und ohne Stachel, die die Köpfe erhitzen oder besänftigen sollten. Ein ergötzliches Geschichtchen hat Pahl aus jenem Treiben aufbewahrt. Ein steifer Kammerherr hatte sich unter diesen betrübenden Aussichten wohlgefällig auf sein Sopha hingestreckt und das Büchlein holen lassen, welches in der Stuttgarder Zeitung unter folgendem Titel angezeigt worden: „Vernunft und schriftmäßige Schutz-Trutz- und Vertheidigungs Libell für den Württembergischen Adel, kurz und einfältig gestellt von Sebastian Käsbohrern, Schullehrer in Ganzlosen.

Mit schmunzelnder Miene hatte er zu lesen begonnen; doch bald nahm sein Antlitz einen anderen Ausdruck an; denn statt der gehofften Vertheidigung fand er eine furchtbare Satyre, mit so vielen skandalösen Einzelnheiten gespickt, daß sie offenbar das Frohlocken und Gelächter der erhitzten Menge erregen mußte.

Wüthend rannte er zu Freunden und Bekannten; überall traf er das verwünschte Buch, Käsbohrer hier, Käsbohrer da. Man zerbrach sich die Köpfe, wer der Verfasser sein mochte, rieth auf Petersen, auf Bernritter, diesen bissigen Herausgeber der Württember-

ger Briefe, Grüneisen oder Haug. Die meisten Stimmen beschuldigten Haug.

„Der? Nun wenn's der ist, werde ich schon hinter die Sache kommen," sagte unser Kammerherr, reißt die Thüre auf, und stürmt auf die Promenade. Die Plaine war sehr bevölkert, und richtig, unter den Anwesenden befand sich auch der angeschuldigte Professor.

Der Blick des Kammerherrn gewahrt, sein Schritt ereilt ihn, und ihn dann mit vornehmer Impertinenz fixirend, fragt er:

„Herr Magister! Glauben Sie, daß unter der Menge von Spaziergängern sich auch der Käsbohrer befinde?"

Die laute Stimme, das ganze Benehmen hatte ein Häuflein gesammelt, das erwartungsvoll dastand, um zu sehen, was die Geschichte für ein Ende nehmen werde; der Professor lächelt den Mann an, und antwortet ruhig:

„Das weiß ich nicht, wohl aber sehe ich viele Gekäsbohrte," und geht seiner Wege.

Der Kammerherr stiert, unter dem Gelächter der Anwesenden, mit der Physiognomie des Hofmarschalls Kalb dem Dahinwandelnden eine Weile nach, betrachtet geringschätzend die Masse, die ihn umgibt,

wirft ſich in die Bruſt, zupft ſein Jabot in Ordnung, nimmt eine Priſe Tabak, und ſetzt ſich und ſeinen Stock mit dem goldenen Knopfe wieder in Bewegung, in ſich hineinbrummend:

„Mon dieu, quel monde! Dieſe Bourgeoisie hat gar keinen Reſpekt mehr vor uns.“

Der Verfaſſer des Schriftchens war aber Pahl, der damals in Neubronn bei Aalen an der Württemberger Grenze wohnte.

Den ſtürmiſchen Verfolg des Landtages ſollte Friedrich Eugen nicht mehr kennen lernen. Ein Nervenſchlag machte zu Hohenheim am 23. Dezember 1797 ſeinem Leben ein Ende. Hohenheim war faſt der beſtändige Aufenthaltsort des Fürſten geweſen, und viele neue Anlagen, die es ſchmückten, entſtanden durch ſeine Sorgfalt für dasſelbe. Unweit des Feigenſaales hatte er dem Herzog Karl in Mitte ſeiner Schöpfungen ein Standbild aufrichten laſſen.

7. Maria Feodorowna.

Ein und zwanzig Jahre ließen wir an Hohenheim vorübergehen. Die Schwingen der gewaltigen Zeit haben nicht über dasselbe hinweggerauscht, ohne ihm, wie so manchem andern Fürstenschlosse, vielerlei Unangenehmes zu bringen. Auch seine Mauern, wie die der Solitude hatte der Krieg mit seinen Fußstapfen berührt, und den Lustsitz zu einem Lazareth gemacht; dann stand es leer und verödet, es war ihm Muße gelassen, über die entschwundenen Tage seiner Herrlichkeit nachzudenken. Da auf einmal öffnen sich wieder die Thüren des Schlosses, wird es wieder belebter in den Gängen des Gartens, wo die Tempel und Maiereien, halb dahingesunken, ihres Schmuckes entkleidet, düster und verlassen dastehen. Wird das fröhliche Treiben des Hofes aufs neue in diese Hallen zurückkehren? Eine hehre Frau in Begleitung des königlichen Fürstenpaares, des Erzherzogs Palatin und des Großherzogs von Oldenburg steigt die Treppen hinauf, und als ihr Auge die Zimmer wieder erblickt, in denen sie einst vor

sechs und dreißig Jahren festliche Tage verlebte, als sie das Gemach betritt, worin Vater und Mutter gestorben, erfüllen die Brust der gefühlvollen edlen Kaiserin Mutter wehmüthige Gedanken.

„Vaterland! mein Vaterland! hatte sie mit Rührung ausgerufen, als an den Grenzen des Königreichs festlicher Empfang ihrer harrte, ungeheuchelte Gefühle der Verehrung und Bewunderung sich aller Orten äußerten; nun da sie die Stätte wieder sah, wo die theuern Aeltern ihre letzten Tage verlebten, lagen vor ihr aufgeschlagen alle die freudigen und trüben Erinnerungsblätter aus dem reichen Buche ihres Lebens.

Wie oft hatte sie sich herübergesehnt aus der Paläste-Stadt der Newa, aus den marmornen Hallen des Michaelsschlosses, aus den zahlreichen Reihen ihres prunkvollen Hofstaates zur einsamen lieblichen Villa der Hohenheime, an der Brust der Aeltern, des Bruders, ihre Thränen zu trocknen, dort für ihr Leiden ein tröstendes Herz zu finden. Die Kaiserin war wohl manchmal eine der Unglücklichsten ihres weiten, großen Reiches. Hingegeben den Launen eines Paul konnte sie nur in der Liebe zu ihren Kindern und in Werken der Mildthätigkeit Trost suchen für die harten Leidensproben, die sie täglich zu be-

ſtehen hatte. Argwöhniſch auf die Verehrung, die ihr überall gezollt wurde, hatte der Kaiſer ſchon den Plan gefaßt, ſie nach Kolmogori, einer wüſten troſtloſen Inſel im weißen Meere bei Archangel zu verweiſen, ſeine Söhne in benachbarte Veſten einſperren zu laſſen, als die blutige That Pahlen's und Benigſens ſeinem Wirken ein Ziel ſetzte. Jene fürchterliche Nacht trat jetzt wieder lebhaft mit all' ihrem Grauſen und Schrecken vor das Auge ihres Gedächtniſſes. Wie die Fürſtin Lieven ihr die Todesbotſchaft brachte, wie Maria die Gardegrenadiere zurückdrängte, um ſich an der Leiche des Ermordeten niederzuwerfen, wie ſie der geliebte Alexander beruhigte, und wie ſie ihm zu lieb die Anſprüche gerne aufgab, die ſie auf die Herrſchaft zu haben glaubte.

Alexander und Katharina! ihre milden Züge ſtrahlten in freudiger Aufwallung, als ſie des Glückes ihrer Kinder gedachte, auf dem Thron der Kaiſer, der ihr immer in kindlicher Liebe ergeben geblieben, und neben ihr die Tochter, bewahrt durch ihre Sorgfalt vor dem Schickſale Marien Luiſens, vereint mit dem heißgeliebten Gemahle ihrer Liebe.

Katharina und Alexander! wie hätte ihr mütterliches Herz geblutet, hätte ſie weiter ſehen können

auf die räthſelhaften Schickungen der Vorſehung. Die blühenden Kinder holte der unerbittliche Tod vor der Greiſin hinweg, die ſtatt der theuren lieber ſelbſt in die Gruft geſtiegen wäre.

Fünfzehn Tage weilte die Kaiſerin Mutter bei der theuern Tochter, und faſt jeden Tag ihres Aufenthaltes bezeichnete eine Feſtlichkeit. Auf den Weinhügeln von Kannſtadt wurde die feierliche Leſe begangen, vier und zwanzig Winzer und Winzerinnen aus allen Ständen begrüßten die Kaiſerin Maria die ſelbſt Hippe und Herbſtkübel in die Hand nahm und den erſten Weinſtock ſeiner köſtlichen Früchte entlud. Selbſt der Nekar hatte ſich ſchön herausgeputzt zu dieſer herzigen, ländlichen Feier, und als Abends von der Bellevue aus die Namenszüge der Kaiſerin in Brillantfeuer herüberglänzten, ſtanden auch ſchon die reichbewimpelten Schiffe auf ihm und die Brücke über ihm in dem Glanze zahlloſer Lampen.

Die Pflichten der Pietät und Wohlthätigkeit vergaßen aber Mutter und Tochter nicht in den Freuden der Feſtlichkeit. Maria fuhr hinüber nach Ludwigsburg, der Schließer mußte die Thüre öffnen zur Gruft der Ahnen, und dort warf ſie ſich nieder,

im Gebete den Schutz und Segen der Hinübergeschiedenen zu erflehen. Oft sah man sie mit Katharina die Anstalten besuchen, die der rege Eifer, wohl zu thun, hervorgerufen. Das sind schöne Erinnerungen, die sie da zurückgelassen.

Charakteristisch für Mutter und Tochter sind die Aeßerungen, die von Beiden bei ihrem Besuche in der Kinderbeschäftigungsanstalt berichtet werden. Die Kaiserin, die den Armen Paläste baute, meinte, als sie das schlichte Haus betrat, die dürftige Gestalt des Gebäudes ließe sich nirgends verkennen. Die Königin mit ihrem praktischen Sinne entgegnet darauf: Lassen wir das gut sein; bedarf es hier des Schmuckes und des Glanzes? Diese Kinder sollen an Einfachheit gewöhnt und in der Demuth auferzogen werden; dazu mag denn auch die Wohnung stimmen.

Ihr zu Ehren führt die Beschäftigungsanstalt in der Gartenstraße bis zur Stunde den Namen:

Marienpflege.

8. Das landwirthschaftliche Institut.

Mariens Besuch war das letzte Ereigniß in dem Lustschlosse Hohenheim. Kaum ein Jahr darnach, und es hat aufgehört zu sein. Kein zündender Blitz hatte es in Asche gelegt, keine Schaar wilder Feinde es zerstört, auch nicht die Habgier moderner Industriellen Bausteine abgetragen und Balken herausgezogen, um sie auf den Markt zu bringen — nein, freiwillig hat Hohenheim den Schmuck des Höflings abgelegt, um einem edleren Zwecke, als dem des Vergnügens zu dienen.

Sehen wir uns um auf dem weiten Plane der königlichen Domäne: heute ist kein Festtag wie damals, wo Karl Friedrich durch diese Fluren ging; und dennoch dringt von überall her das Geräusch des Lebens und der Geschäftigkeit zu unseren Ohren. Nicht Kammerherrn in Römerkleidung, nicht eine Hofdame im seidnen Schäfergewande, kein Mönch und kein Derwisch wird uns begegnen. Jene kräftigen Gestalten, die dort hinter dem

flandriſchen Pflug hergehen, ſie ſind, was ſie ſcheinen, Landleute. Die hier in dem Obſtgarten arbeiten, Jünglinge, wohl manchmal noch aus edlerem Geſchlecht, als jene Höflinge, ſind von fernher gekommen, um hier ſich dem Studium der Agrikultur zu widmen. Die Mühle iſt nicht wie ſonſt eine Theatermühle, die zum Scherz klappert, in den Milchkammern prangen keine Majolikagefäße, dagegen muß nicht erſt die Butter heraufgebracht werden, um hier Parade zu machen. Hört ihr das Brüllen der ſchönen Schweizerkühe, ſeht ihr die kräftigen Pferde aus Holland, die feinbewollten Merinoſchafe, hier die Seidenſpinnerei, drüben die Modellkammer, auf der andern Seite den botaniſchen Garten — wer möchte die Zeiten zurückwünſchen, wo Karl mit ſeinem Hofe hier verweilte, und Schäferſpiele aufführen, zum italieniſchen Jahrmarkte die Nacht durch Tauſende und Tauſende von Lämpchen erhellen ließ?

Dieſe Anſtalt iſt ein ſchöner Zoll, der unſerem Jahrhunderte gebracht wird. Sie zeigt uns einen Fürſten, welcher erkannt hat, wie das Glück des Landes aufgebaut werden muß, ſoll es nachhaltig ſein, ſie zeigt uns Männer aus allen Ständen, die, wie Cincinatus, es für keine Schande halten, den Pflug in die Hand zu nehmen. Die einſt das

Leben trennen wird in die verschiedensten Ständeklassen, die vielleicht einst unter sich selbst in Bezug kommen als Herr, Aufseher, Diener — hier sind sie gleich in der Pflege der Natur und der köstlichen Gaben, die sie dem Menschen schenkt.

Die Geschichte hat über diese Wandlung nur wenig zu berichten; die Gegenwart bietet dafür eine Fülle von interessanten und belehrenden Gegenständen.

Im Jahre 1817 gründete das Königspaar eine landforstwirthschaftliche Anstalt zu Denkendorf, einem in der Nähe Hohenheims, gleichfalls an der Kersch gelegenen Orte. Die Anstalt erwies sich für die zu verfolgenden Zwecke zu klein, und zwei Jahre darauf — Katharina war bereits in ihr Grab gesenkt worden — wurde Hohenheim dafür bestimmt. Im Herbst 1819 ward diese großartige Musteranstalt von dem damaligen Direktor von Schwerz eröffnet. Die Ackerbau- und eine Gartenschule sind später mit dem Institute vereinigt worden.

Der ehemalige Palast Karls ist auch jetzt von Besuchern keinen Tag leer. Besonders aber an dem Stiftungsfeste wimmelt es von Fremden, die, den Festlichkeiten beizuwohnen, gekommen sind. Die

Flaggen der verschiedenen Nationen und Reiche, denen die Studenten angehören, flattern dann lustig durch die Lüfte, und bewundernd gewahrt der schwäbische Landmann, wie weit Mancher herbeigereist, um das zu lernen, was ihm unentgeltlich oder doch mit wenigen Kosten kennen zu lernen gestattet ist.

Im Schlosse ist nun Alles für die Zwecke des Institutes benützt. Oben ist der Boden für die Sämereien; kunstvoll aufgeschichtet liegen da die Schätze, welche, wenn erst der Erde übergeben, die reichsten, lohnendsten Zinsen tragen. Von da geleitet eine Treppe in die Stallungen und zur Seidenraupere i. Weiter führt der Weg zu dem Modellsaale, den land- und forstwirthschaftlichen Geräthen, und den naturhistorischen Sammlungen. Dann gelangt man zu dem Fohlenhof, den technischen Werkstätten, dem Ackergeräthmagazin, der Käserei und der Fabrik für Agrikulturinstrumente.

Auch von hier darf man nicht scheiden, ohne einen Blick auf die Gegend geworfen zu haben. Wir überlassen es einer schönen Dichtung Schwabs, die reizende Aussicht zu schildern, die sich hier vor dem Schauenden ausbreitet.

Ganz ferne dort zur Linken
Im roſ'gem Abendſchein,
Seh' ich ihn duftig winken,
Den hohen Roſenſtein.
Geſang! vorüberſchwelle
An ſeiner Felſenkluft,
Mit leuchtender Capelle
Der fromme Rechberg ruft.
Ich ſpend' ihm ein Gebete;
Bereitet und erbaut,
So ſchau' ich nach der Stätte,
Wo Hohenſtaufen graut,
Von Klängen und von Bildern
Wird mir da mächtig bang,
Man ſänge, ſie zu ſchildern,
Wohl ein Jahrhundert lang.
Vorüber nun an Bergen
Durch manche Namen groß,
Die, ein Gefolg' von Särgen,
Umlagern dieſes Schloß.
Durch Höh' und Thäler flüchtig,
Bis zu dem ſcharfen Eck':
Dort aber ſteht gewichtig
Die herzogliche Teck.

Man hat dich laſſen ſchleifen,
Vergeſſ'ner Waffenſaal!
Wie neuerbaut, o Neuffen,
Glänzſt Du im Sonnenſtrahl!

Aus der Gebirge Kerkern
Schaut Urach ernſt herab,
Mit den zerſtörten Werkern,
Mit ſeines Dichters Grab.

Wie ſchmiegt der Bäume Wipfel,
Wie Rebe ſich und Halm
Um Deinen ſchlanken Gipfel
Du herrliche Achalm!

Doch Blick und Lied in vollern,
In ſchnellern Bahnen zieht!
Das iſt ja Hohenzollern,
Was noch ſo ſonnig blüht!

Der Staufen iſt geſunken
In abendliche Nacht,
Du aber ſtehſt noch trunken
Von königlicher Pracht!

Württembergiſche Luſtſchlöſſer.

IV. Das Seegut.

Das Seegut.

Unweit Eglosheim, eine Stunde von Ludwigsburg, mit dem es durch Alleen verbunden ist, breitet sich der Park aus, erhebt sich das Schloß, das nun den Namen Seegut trägt. Kein wechselvolles Schicksal, aber steten Wechsel des Namens zeigt uns seine Geschichte. Seeschloß hieß es unter Herzog Karl, Monrepos unter König Friedrich. Der Herzog ließ es unvollendet, ein Bruchstück, das seine Laune aufgegeben, nachdem die Solitude und Hohenheim ihm einen größeren Spielraum gewährten. Der König erhob es auf einige Zeit zu seinem Lieblingssitze, und jetzt dient es größten Theiles den Zwecken, denen Hohenheim sich geopfert.

Sein Erbauer ist Guepière, und 1767 das Jahr in welchem es begonnen wurde. Mitten unter den Stürmen des französischen Krieges ward es auf Friedrichs Geheiß von Thouret vollendet. In dieser schweren Zeit fand der König noch Muße und Geld genug, diesen kleinen Lustsitz mit Eleganz und fürstlicher Pracht

ausstatten zu lassen. Ein Taschenbuch, das in jenen Tagen erschienen, gibt uns sogar den Grund an, weshalb er es that: „mancher Landmann, mancher verdienstvolle Handwerker würde der nächsten Zukunft mit bangem Herzen haben entgegen sehen müssen, wenn sich hier nicht eine wohlthätige Quelle eröffnet hätte, wodurch so viele hundert Hände Tag für Tag Beschäftigung und reichlichen Lohn finden."

Monrepos hieß er es: Ruhe und Erholung wollte er hier finden von den Mühen der Staatsgeschäfte, dem Zwange der Repräsentation. Aber auch König Friedrich war kein Charakter, der sich und Andern Ruhe gönnte. Hier, wo er seinen Purpur abwerfen, seinen Launen ganz freien Lauf lassen durfte, war noch weniger als in Stuttgard daran zu denken, daß Gleichmuth und Zufriedenheit in den Kreisen herrschte, in denen er zu befehlen hatte, oder daß er gefunden, was ihn schon deshalb floh, weil er es mit seinem gewöhnlichen Ungestüm suchte.

Ein alter Mann, von militärischem Aussehen wartet an der Thüre des Schlosses; gesellen wir uns zu ihm. Vielleicht, daß er Monrepos kannte, als Feste und Theater es belebten, und manches Geschichtchen, das die Zeit verweht hat, blieb vielleicht in seinem Gedächtnisse hangen.

„Führe uns, Alter! Zeige uns den Park und das Schloß.“

„Kommen Sie, meine Herrn! Ich kenne es lange genug, um bei Nacht und Nebel Weg und Steg hier zu finden. Das Inſelchen da mitten im See hat eine gothiſche Kirche; die wurde von Hohenheim herübergeſchafft, und das Luſtgehölze, das hat der ſelige Herr erſt anpflanzen laſſen.“

Das mochte wohl manche Schwierigkeiten gemacht haben.“

„Schwierigkeiten?“ der Mann ſah uns ſpöttiſch an. „Für den ſeligen Herrn gab es keine Schwierigkeiten. Auch das Wort „Warten“ konnte er nie recht leiden. Anfangs wollte allerdings die Anlage nicht vorwärts, die Bäume nicht Wurzel faſſen, und man verzweifelte ſchon, daß es dem König ſo ſchnell und ſo gut gemacht werden könne, als er verlangt. Aber da hat er ſo was von Asperg fallen laſſen und ſich hoch und theuer vermeſſen, es müſſe ſo ſein, und als ſie ihn ſo wüthend geſehen, und ſeine Drohungen hörten, fürchteten ſie ſich, und zuletzt ging's auch.

„Fahr' uns über.“

„Steigen Sie ein, meine Herrn! Sonſt wohl gab es mehr Fahrzeuge und Gondeln hier, und auf einigen hatten wir ſogar ſchweres Geſchütz, wenn

es den Herrschaften einfiel, eine Kanonade zu eröffnen."

„Was die Schwäne so schön um das Schiffchen herumschwimmen!

„So. Jetzt wollen wir hinaufklettern zu der Kapelle; das Altarbild ist von Lukas Kranach!"

„Wo sind denn die zwei Höhlen?"

„Hier unten; in der einen sind römische Altäre, in der andern — doch das ist jetzt auch nicht mehr."

„Nun?"

„Da war ein ganzes Vehmgericht, oder wie die Herrn sagten, eine geheime Versammlung der Templer. Zwölf Ritter saßen um einen Tisch herum, alle mit weißen Mänteln, auf denen vorn ein rothes Kreuz angenäht war; einer hatte eine Schrift vor sich, an den Wänden hingen Rüstungen, auf dem Tische lag ein Schwert, und in der Mitte derselben stand ein Kreuz und ein Todtenkopf. Ein gelbes Licht erleuchtete die Höhle, vor der zwei Knappen Wacht standen. Das war schauerlich anzusehen. Aber die Eremitage, meine Herrn, wenn sie die sehen wollen, die ist noch vorhanden."

„So zeige sie uns!"

„Hier treten Sie nur in das niedrige, aus Baumrinden und Moos gefertigte Hüttchen; der Einsiedler

wird ſchon ſeine Schuldigkeit thun. Sehen Sie, ſo wendet er ſich immer um, wenn Jemand kommt, nimmt ſeine Brille ab, und ſieht ernſthaft und unwillig über die Störung den Beſucher an. Dort der kleine Altar von Muſcheln, das Tiſchchen, ſein Mooslager und das Glockenſeil, mit dem er die Nachbarn zur Andacht ruft, iſt das ganze Geräthe. Doch nun wollen wir zur Amorsinſel. Jetzt freilich iſt nichts mehr darauf zu ſehen, aber früher war hier ein Tempel des Liebesgottes mit dem Bildniſſe Amors von unſerem Dannecker — hab ihn recht gut gekannt, den Dannecker, er war oft genug haußen bei unſern Herrſchaften — und unten ſtand in goldner Schrift ein franzöſiſcher Vers. Warten Sie, als das Alles weggeſchaft wurde, hab ich mir es abgeſchrieben: So da!"

Und wir laſen Voltaire's bekannte Verſe:

Mortel quelque tu sois, vois ton maitre,
Il l'est, le fut, ou doit l'être.

Auf dieſer Inſel hat der ſelige Herr gewöhnlich geſpeiſt, wenn er hier war. Ja, meine Herrn, ich habe ihn in mancher Laune geſehen, den verſtorbenen König. Wenn man ihn ſo lachen und ſcherzen gehört mit ſeiner luſtigen Geſellſchaft, hätte man nicht geglaubt, daß er wieder ſo hartnäckig

ſein könnte. War er aber einmal im Zorn, oder wollte ihm Jemand nicht ſeinen Willen thun, da galt ihm Alles gleich, und wenn es ſein eigner Sohn geweſen. Knapp genug hatten's die Prinzen, es iſt mir oft genug erzählt worden, und in Allem waren ſie ſo ſtreng unter des Vaters Kommando, daß es kein Kind im Dorfe ſchärfer haben konnte. Der Kronprinz aber wollte ſich nicht immer ſo fügen in des Vaters Launen; da ging der Verdruß herüber und hinüber, und eines Morgens hieß es, der Kronprinz ſei über Nacht nach Wien abgereiſt. Die Hofherrn hatten auch viel vom Seligen zu leiden; die erſten Adeligen des Landes behandelte er ſo mir nichts, dir nichts, und Hergelaufene aus Meklenburg wurden vorgezogen vor den Landeskindern. Und wenn er's ſo den Vornehmen machte, da können Sie ſich denken, wie es da unſer Einem manchmal ging, wenn man ihm gerade während ſeines Zornes in den Wurf kam.

Dem Manne mußten düſtere Erinnerungen vor ſeinem Geiſte vorüberziehen, und auch uns führte ſeine Erzählung das Bild Friedrichs Wilhelm wieder aus der Gruft herauf. Der Herzensgüte dieſes Fürſten, ſeinem Gerechtigkeitsſinne ſtand ſein unbeugſamer despotiſcher Wille grell gegenüber; doch der Wahrheit ihr Recht, manch-

mal zeigte ſein feſter Wille von Muth und Grundſätzen, die in der damaligen bewegten Lage des Vaterlands nur zu bewundern waren. Vielleicht war es hier, wo Friedrich den Antrag Napoleons, die portugieſiſche Krone anzunehmen, und Würtemberg dagegen abzutreten, entſchieden zurückwies. Vielleicht war es hier, wo er Energie genug beſaß, um ſeinerſeits jede Unterſtützung zu dem ſpaniſchen Feldzuge zurückzuweiſen.

Und als ob der Alte in unſern Gedanken geleſen, fuhr er mit ſeinen Geſchichten weiter: Die Soldaten, die Soldaten! Freilich damals war's nöthig, aber gerade gings nicht immer her. Wenn er ſo manchmal von Ludwigsburg daher fuhr, und die jungen Burſche, die ihn zu Pferd begleiteten, konnten nicht recht nach — Rutſch, das ging wie der Wind; die ſelige Königin fuhr aber nicht mit, ſie ſagte immer, ſie könne es nicht vertragen, ſpäter, als die Majeſtät todt war, habe ich ſie aber auf einmal eben ſo ſchnell fahren ſehen, — und ſage ich, wenn da ſo ein hübſcher Burſche nicht recht fortkommen konnte, rief er aus ſeiner Kutſche heraus: der muß reiten lernen, marſch mit ihm, unter die Soldaten." Wie das die Andern hörten, nahmen ſie ſich zuſammen, und Einer der ſprengte dahin, daß es ein

Vergnügen war. Auf einmal hieß es aus dem Kutſchenſchlag heraus; „Der reitet ſüperb, das gibt einen trefflichen Cavalleriſten; fort mit ihm in die Kaſerne!“ Da ſtand ihnen denn der Verſtand ſtill; wie ſie's machten, ſie mußten zweierlei Tuch anziehen.“

Einen Gang zur Maierei! Schon unter König Friedrich konnte der Freund der Landwirthſchaft auserleſenes Schweizervieh hier finden, und ſeit dem jetzigen Könige wurde ſie noch erweitert.

Nun jetzt wollen wir in das Schloß ſelbſt eintreten. Ziemlich tief gelegen, gewährte es keine ſo reizende Ausſicht, wie die Luſtſchlöſſer, die wir bereits kennen gelernt haben. Neben der Auffahrt ruhen zwei koloſſale Löwen, die von Stuttgarder Künſtlern gefertigt ſind. Eine coupirte Teraſſe läuft um das ganze Schloß herum, und zeigt auf ihrem Geſimſe eine Menge von Skulpturarbeiten. An den vier Ecken ſtehen die Standbilder der vier Jahreszeiten. Der Palaſt ſelbſt enthält nur neun Zimmer und einen großen Saal, der durch ein beſonders gelungenes Deckengemälde von Guibal geſchmückt iſt. Zudem iſt jedes der Zimmer mit vielen Kunſtwerken geziert. Die vorzüglicheren davon rühren alle von Württem-

berger Meistern her: Marius auf den Trümmern Karthago's von Hetsch, ein Basrelief von Scheffauer und eine Statue König Friedrichs von Dannecker.

„Diese Handarbeiten," knüpfte unser Führer, welcher fortwährend seinen Ciceronedienst verrichtet, an, „diese Handarbeiten rühren theilweise von der Königin Mathildeher — Gott habe sie selig, 's war eine brave Frau, — theilweise von der Königin von Westphalen.

„Und nun wären wir fertig, meine Herrn, wenn Sie nicht etwa den Park noch sehen wollen. Sonst gab es hier noch ein Festingebäude und ein kleines Theater. Da gleich vis-à-vis vom Schlosse stand das eine, und dort daneben das Theater, man konnte von dem einen in das andere. Von dem Theater ließe sich so Manches erzählen?"

„Mehr, als Du weißt, Alter, denn dieses Theater besteht länger, als du am Hofe bist.

„Seit 1808 steht es hier und früher —

„War es in Grafeneck; dahin zog Herzog Karl anfangs Jahr für Jahr, bis er auf einmal das Schloß für immer mied, und gar nichts mehr davon hören wollte. Eine seiner Jugendverirrungen soll diese plötzliche Abneigung in ihm hervorgerufen haben. Während seines Aufenthaltes in Grafeneck mußte

der halbe Hof, Sänger und Muſiker, Köche und Heiducken Alles anweſend ſein, und das alte aus dem dreizehnten Jahrhundert ſtammende Grafenſchloß mit ſeinem neuen von Herzog Karl erbauten, wurde dann auf einmal der Sitz aller der Freuden und Vergnügungen, wie ſie jener genußſüchtige Fürſt nur immer liebte. Muſikchöre erweckten mit anmuthigen Melodien die Schäfer; Spaziergänge und ländliche Tänze kürzten den Vormittag. Nach der ausgeſuchten Tafel begann die Jagd oder das Spiel, und ein Ball beſchloß den Tag."

„Ja unter Karl Herzog ging's hoch her, das muß ſchön geweſen ſein," meinte der Invalide; „habe aber hier in Monrepos auch ſo Manches geſehen, wobei man gleichfalls Augen und Ohren aufmachte, ſo weit man konnte. Erſtens war einmal Kaiſer Napoleon hier; es war 1807, o ich kann mich noch erinnern, als ob's heute geweſen wäre. Das war ein Mann! und wie glänzend da Alles am Hofe war! Später, anno fünfzehn — die Unſrigen waren ſchon mit dem Kronprinzen einmal in Paris — waren die Alliirten hier. Die hohen Potentaten ſahen hier eine ſpaniſche Oper mit an und zuletzt wurde eine Brücke erſtürmt,

Reiterei sprengte an, mit Kanonen wurde geschossen, ganz als ob man sich auf einem Schlachtfelde befände."

„Du hast Recht, Alter, damals war Spontinis Oper, die Eroberung von Mexiko, das Stück des Tages, und mit ungewohnter Pracht ging es über die Bretter. Die Rückwand des Theaters ward abgerissen und etlichen hundert Reitern offener Spielraum auf der Bühne gegeben. Die künstlerische Ausführung soll jedoch hinter der Ausstattung zurückgeblieben sein; die Namen Häser, Krebs und Lembert brillirten damals."

„Was das anbelangt, der alte Friedrich konnte sie schon zu Paaren treiben." Er wandte manchmal ein gutes Stück Geld auf das Theater, und — ich verstehe zwar nichts davon — auf die Schauspieler, aber Ordre mußten sie pariren; habe mehr als einmal zugehört, wenn er Befehl gab, den einen oder den andern auf die Wachtstube setzen zu lassen. Die Wachtstuben waren überhaupt seine Liebhaberei, und am Schluß muß ich ihnen doch noch eine Geschichte erzählen, während wir in den Park gehen. Da in der Gegend von Stuttgard herum wohnte eine Wittwe mit ihrem einzigen Sohn, der sie ernährte, und sie liebte, wie wir gemeinen Leute, die wir oft nichts weiter auf der Welt haben, nur lieben können. Aber

es waren Kriegszeiten, und auf einmal hieß es: „Marſch, mit fort in die weite Welt!“ Alles half nichts; die Mutter ging vergebens in die Stadt und bettelte bei den Offizieren; da kam ein guter Freund, dem die Sache wehe that, und der ſchon lang ſein Glück bei der Trommel probiren wollte, der ſtellte ſich, nun für den Ausgehobenen einzuſtehen.“

„Nun was weiter? darauf wurde der Sohn frei?“

„Nein, der König meinte, wenn der Burſche ſo ſehr Luſt zum Soldatenwerden hat, ſo ſoll er nun auch mitziehn und nahm ſie beide,“ antwortete der Greis dumpf in ſich hinein und zerdrückte eine Thräne in ſeinem Auge.

Württembergiſche Luſtſchlöſſer.

V. Bellevue und Roſenſtein.

Bellevue und Rosenstein.

Auf einer reizenden Höhe zwischen Stuttgard und Kannstadt erhebt sich das geschmackvolle Lustschloß Rosenstein. An derselben prangte einst Bellevue, die ältere Schwester, weiter oben wird nun bald ein neuer Lustsitz emporsteigen. Dieses elegante Kind der Gegenwart sieht freundlich in das freundliche Thal hernieder, und zufrieden und vergnügt geht Landmann und Bürger vorüber, denn keine Thräne haftet an diesen Steinen, kein Frohndienst hat die Mauern gefügt. Von keiner Grävenitz wurden sie hervorgerufen, nicht von einem Süß befleckt, nicht von Montmartin geschändet; lächelnd sitzt die Geschichte in den blühenden Anlagen, und wenn wir sie um ihre Gaben fragen, so bietet sie uns ein Körbchen voll Rosen. Ihre Hand weist freudig und zufrieden hinüber, wo das neue Stuttgard sich schön emporhebt, hinunter, wo das liebliche Kannstadt mit seiner Najade und dem Gewimmel ihrer Besucher sich gelagert hat, oder hinab, wo das Wunderkind

der Gegenwart, das Dampfroß, Feuer sprühend, und rasch wie das gespenstige Pferd Leonorens vor und unter dem Rosenstein hinweg braust.

Aber doch ganz ohne Schmerz ist auch die Erinnerung dieser Stätte nicht. In dem Körbchen blühender Blumen ruht auch ein Kranz von weißen Rosen, eine Todenkrone. Er deutet auf Katharina, eine der besten Fürstinnen, eine wahre Mutter ihres Landes.

1. Bellevue.

Ein eigenthümlicher Zufall wollte, daß das Lustschloß, in welchem König Wilhelm so viele heitere und schwere Tage des Schicksals zubrachte, zu einer Zeit begonnen wurde, in welcher der damalige Kronprinz in das öffentliche Leben übertrat. Die ersten Bauten auf dem Kahlenstein, oberhalb der Bellevue, fallen in die Frühlingsmonate des Jahres 1814, und zur selben Zeit focht Wilhelm, der sich in diesen schweren Tagen der Gefahr seinem Vaterlande nicht länger entziehen wollte, an der Spitze seiner Württemberger in Frankreich.

Ein leichter Pavillon, so war damals der Plan,

ſollte zum Genuſſe der reizenden Ausſicht auf dem Kahlenſteine errichtet werden, eine neue, ſchöne, in vierfacher Abtheilung dahinlaufende Straße ſollte den Hügel mit den königlichen Anlagen in Stuttgard und Kannſtadt verbinden. Während dieſe Pläne gefaßt wurden, hatte der Kronprinz mit einer Reiterſchaar Epinal genommen, — faſt hätte hier eine Kugel die Hoffnungen Württembergs vernichtet — war in Chaumont eingedrungen, hatte Bar sur Aube erobert, die Ehre des Tages von Brienne mit dem Marſchall Wrede getheilt, und unter blutigen Kämpfen Sens erſtürmt. Ein ruhmvoller Rückzug war der bei Montereau und ein ſchöner Sieg die Schlacht bei Arcis. La Fere Champenoiſe und Paris waren andere Blätter in dem Lorbeerkranze, der ſich um Wilhelms Heldenſtirne ſchlang.

Schon ſtanden einige der Anlagen, als über Stuttgard der Freudentag heraufſtieg, der den ruhmbedeckten, vielgeliebten Kronprinz in die Mauern der Hauptſtadt zurückführte. Von dem Kahlenſteine herab konnte man ſchon vom frühen Morgen des 13. Juli die Maſſen der Wanderer bemerken, die hinaus auf die Straße geeilt waren, um den geliebten Königsſohn etwas früher begrüßen zu können. Sein Zug von Heilbronn nach Stuttgard glich dem

Triumphzuge eines Siegers, und war doch wieder darin von ihm unterschieden, daß nicht Furcht vor dem Eroberer, nicht die Angst vor einem kriegssüchtigen Fürsten die Huldigung hervorrief, die hier freiwillig und sichtbar aus offenem Herzen gespendet wurde.

„Endlich naht der längst Ersehnte!
Als die Botschaft süß ertönte,
Eilten Mann an Mann geschlossen,
Reiter hin auf stolzen Rossen.
Mit der Bürgerreih' im Bunde
Harrend nun der schönen Stunde.
Alles war in Lust verloren,
Und die Hauptstadt vor den Thoren."

sang ihm Haug entgegen; die berittene Bürgergarde dieses altehrwürdige Corps, immerdar in Freude und Schmerz um seinen Fürsten geschaart, wie wir es schon unter Ludwig Eugen kennen gelernt, fehlte auch heute nicht. Mädchen überreichten einen Lorbeerkranz.

„Nimm von uns, was wir dir reichen,
Diesen Kranz, des Ruhmes Zeichen,
Seine Farbe frisch und schön,
Wird die Zukunft nicht verweh'n.

Ein langer Zug Weingärtner, leicht geſchürzt, mit Bändern in der Farbe der Hoffnung umflattert, geleiteten den Wagen durch die feſtlich geſchmückten Straßen bis zum Schloſſe, und wahrlich! Wilhelm rief ihnen nicht entgegen, was einſt Friederike Sophie den Winzerinnen: „Was will das Geſchmäß?“

Erſt ſpät in der Nacht erloſch der Glanz der Lichter, die zu Ehren des Feſtes die Straßen Stuttgards erhellten. Und dennoch, wie laut der Jubel auch erklang, er, dem er galt, ſie, die an ſeiner Seite ſaß, konnten im Freudengewirre den Kummer, der ſie bedrückte, nicht beſchwichtigen. Der äußere Zwang, der ſie zuſammengeführt, hat ſie verhindert, ſich zu lieben. Wer kann in die Tiefen der menſchlichen Bruſt blicken, um geheime Regungen, Sympathien und Antipathien erklären zu wollen, die aus einem Reiche ſtammen, das wir nie und nimmermehr ergründen werden! Zwiſchen dem Kronprinzen und der Kronprinzeſſin hatte ſich ſeit den erſten Tagen der Ehe eine Kluft gebildet, die die engelgleiche Sanftmuth, die unveränderliche Güte Charlottens nicht auszufüllen vermochte. Bald nach des Kronprinzen Ankunft ſchied ſie aus Württemberg, um zu ihrem Vater zurückzukehren, nicht ohne die höchſte Achtung ihres früheren Gatten mit hinweg zu

nehmen. Ein ſchönes Zeichen für die Geſinnung, die beide auch nach der Trennung gegen einander hegten, iſt die Aeußerung, die ihrem früheren Gemahle entſchlüpfte, als er die Nachricht der Erhöhung Charlottens zur Kaiſerin von Oeſterreich vernahm:

„Ach nun werde ich einen Freund mehr am Wiener Hofe haben.“

Ein glücklicheres Verhältniß hatte ſich bereits geknüpft, als die Bellevue vom Könige dem Kronprinzen zum Geſchenk übergeben wurde.

Im Wonnemonat des Jahres 1816 bezog er mit der Gemahlin ſeiner Wahl Katharina, Maria Feodorowna's Tochter, die er eben erſt aus Petersburg heimgeführt, den lieblichen Sitz am Kahlenſtein.

Es mochte ein wonniges Gefühl geweſen ſein, als das hohe Paar nach ſo vielen Stürmen des Schickſals ſich endlich vereinigt ſah. Wie er erſt einen andern Ehebund hatte löſen, ſo hatte auch bei ihr das Schickſal trennen und hinwegräumen müſſen. Hatte ſie doch einſt dem Manne angehören ſollen, der ſpäter ein Spielball des Glückes, ein neuer Prometheus an den Felſen Helena geſchmiedet worden. Kaiſer Alexander begünſtigte die Werbung und wäre es nicht ein ſo gehorſamer Sohn geweſen, ſie hätte hinüberziehen müſſen nach Paris, erſt um-

kleidet mit kaiserlicher Macht, bald aber die Angehörige eines Gefangenen. Allein Maria antwortete ihrem Sohne: „Ich habe sie schon dem Prinzen von Oldenburg zugesagt" und der Sohn fügte sich, die Tochter zeigte nicht Lust, die glänzendste Krone, die Europa bot, anzunehmen, um einem Eroberer anzugehören, der unter dem Donner seiner Schlachtfelder, unter den Berathungen seines Kabinets keine Zeit finden konnte, für die traute Stimme der Liebe.

In Twer hielt sie mit ihrem Gemahle Hof, den die Süßigkeit des Wohlthuns und die Freuden eines glücklichen Familienlebens verschönerten. Am Todenbette eines nervenkranken Kriegers, — denn der menschenfreundliche Prinz besuchte die Hospitäler und brachte Aerzte und Linderung den Siechen und Bedürftigen — holte sich Georg von Oldenburg den Tod.

Im Jahre 1813 hatte der Kronprinz die schöne und geistreiche Großfürstin kennen gelernt, und als im Jahre 1814 sie sich in Paris wieder gesehen, hatten die Fäden der Sympathie sich bereits enger zu knüpfen begonnen. Auf dem Congresse zu Wien waren die Geständnisse gegenseitiger Liebe schon ausgetauscht.

In den dunkeln Alleen des Praters, an dem Ufer der majestätischen Donau konnte man sie oft in vertraulichen Gesprächen erblicken, und auf einem Balle, den der Kaiser seiner Schwester, der theuern Vertrauten seiner Pläne und Besorgnisse gegeben, trat das Geheimniß ihrer Liebe in die Welt. Oft wohl mögen die Mauern der Bellevue Erinnerungen und Züge aus den Begebenheiten jenes Abends vernommen haben. Freut sich doch die Liebe wieder und immer wieder, auf den Pfad zurückzusehen, den sie einst unter Lust und Schmerz zürückgelegt, und keine der Blüthen läßt sie vertrocknen, die sie auf ihrem Wege gefunden.

Es war in dem Salon des Fürsten Raßumowski, wo der Kaiser vor den vereinten Monarchen alle maskowitische Pracht zu Ehren Katharinas entfaltet hatte. Nach der Polonaise war ein russischer Tanz, eine ausdrucksvolle Pantomine, ausgeführt worden, und auf ihn die malerische Masurka gefolgt. Den Scherz zu vermehren, hatte man eine Lotterie veranstaltet, und jeder durch das Loos begünstigte Cavalier mußte mit dem Gewinne, seiner Dame seine Huldigung darbringen. Ein kostbarer Zobelpaladin fiel dem Kronprinzen von Württemberg zu, und er beeilte sich, der Königin des Festes, das Geschenk

Fortunas zu überreichen. Da löste Katharina die Schleife, die das Bouquette an ihrem Busen befestigt hielt und reichte es ihrem Ritter. Ein freudiges Gemurmel ging durch den Saal, und was schon längst Niemand mehr ein Geheimniß war, wurde hiermit feierlich erklärt.

Die Kronprinzessin wurde allgemein verehrt, die Königin fast angebetet. Katharina mit ihrem scharfen klaren Verstand, der alles Gemeinnützige erfaßte und den Verhältnissen anzupassen wußte, die mit ihrem liebevollen Herzen, das an keinem Leiden theilnahmlos vorüberging, war eine wahrhafte Mutter ihres Landes. Ueberall helfend, war sie in den Hungerjahren 1816 und 1817 der Noth des Landes so mächtig schützend entgegengetreten, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die Energie ihres Geistes, oder den Reichthum ihres Gemüthes.

Das Beispiel des Schönen auf dem Throne wirkt mächtig, fördernd, und ihren Worten: „Die Frau soll helfen, es ist das ihr hoher Beruf in der menschlichen Gesellschaft," ihrem Vorbilde, die selbst nicht verschmähte, in das geringe Haus des Dürftigen einzutreten, folgten Frauen und Jungfrauen im Lande, und Nackte wurden gekleidet,

Hungernde gespeist, Obdachlosen eine Wohnung, Kranken Pflege gewährt.

„Aber die Gabe als Almosen hingereicht, verletzt und kränkt den, dem Ehre im Busen wohnt, verdirbt vollends den, dem Betteln zur Gewohnheit geworden." So dachte Mathilde, so dachte Katharina.

„Arbeit verschaffen," sprach die königliche Frau, „hilft mehr als Almosen geben. Es ist nöthig, so manchem Staatsbürger die Mittel zu gewähren, ohne Verletzung des Ehrgefühles sein Leben nicht nur zu fristen, sondern auch nützlich hinzubringen" — und aus diesem Gedanken entsprangen die Arbeitsanstalten, die sich bald über das ganze Land verbreiteten.

Ein Hauptaugenmerk des großartigen Wirkens der Königin war die Erziehung. Eine musterhafte Armenschule wurde unter ihrer Leitung gegründet, und für die gebildeten Stände eine größere Töchterschule errichtet. Aber nicht zu Salonfiguren, hochauffrisirten Kleiderpuppen, oberflächlichen Schwätzerinnen, die in drei, vier Sprachen ihre Fadaisen zu Markt bringen konnten, sollten die Töchter Württembergs gebildet werden.

„Das Leben" sagte sie, „hat seine ernste Seiten; für den Ernst des Lebens muß der Mensch erzogen werden. Moralische Kraft ist des Weibes

einzige Stärke, und veredelte Charakterbildung die beste Ausstattung für das Leben in zwei Welten."

Der Plan ihrer Entwürfe und Schöpfungen erweiterte sich immer mehr. Eine Besserungsanstalt für ausgeartete Kinder beschäftigte sie sehr. „Der allgütige Schöpfer läßt alle Kinder mit gleich reinem Herzen zur Welt kommen." Ein allgemeines Krankenhaus, eine Unterstützungsanstalt für rückkehrende Auswanderer sollte erstehen, Sparkassen wurden errichtet, und mit der größten Theilnahme verfolgte sie das Streben ihres Gemahles zu Hebung der rationellen Landwirthschaft. Welch' eine Frau!

Der Himmel rief am 9. Januar 1819 diesen Engel wieder zurück. Ein anfangs unbedeutendes Unwohlsein nahm rasch einen tödtlichen Verlauf. Die unerwartete Trauerbotschaft weckte wahre Thränen des Schmerzes im Palaste wie in der Hütte. Ganz Württemberg weinte an ihrem Grabe.

Und seh' ich auch hier Stein auf Steine bauen
Damit ein spät Geschlecht in fernen Tagen
Von ihrer Tugend ihrer Huld erfahre,
Dann muß ich wohl, was ihr beginnt, Euch fragen.
Und ob dies wohl das Denkmal sei, das wahre
Für unsre Königin, die Königin der Frauen?

Es iſt ein Bau zu ſchauen,
Ein geiſtiger, den keine Zeit vernichtet,
Den ſie aus einfach reinem Herzenstriebe
Noch jüngſt nur uns, uur ihrem Volk zu Liebe
Und nun ſich ſelbſt als Denkmal hat errichtet,
Dort bauet fort der Nachwelt zum Gedächtniß,
Und ehret ſo ihr heiliges Vermächtniß.

(Ludwig Robert.)

2. Der Rosenstein.

Seit 1829 hat sich der Kahlenstein mit einem neuen prächtigen Lustschloß geschmückt, und weite Anlagen umgeben ihn nach allen Seiten. Der kahle Stein hat nun auch seinen Namen abgelegt, und ist der That und Bezeichnung nach zum Rosenstein geworden. König Wilhelm weilt gerne und oft hier, und manches Ereigniß der letzten zwanzig Jahre seiner Regierung mag hier seinen Anfang gefunden haben. Aber eine Geschichte der neusten Zeit kann nicht mehr allein aus einem Lustschlosse hervorgehen. Wir müßten hinunter zum Ständehause in Stuttgard, hinüber nach Frankfurt, um den Begebenheiten folgen zu können, welche seit den letzten zwei Jahrzehnten Württemberg bewegten. Blättern wir dafür lieber in den Festkalendern dieser Jahre. Von hier oben kann der Rosenstein herniederschauen auf das Lustgewoge der Hauptstadt und ihre Freudenklänge finden ein Echo in seinen Mauern.

Noch war der Rosenstein nicht ganz vollendet, so sieht er ein Fest in Stuttgard feiern, das den

Erinnerungen vergangener Jahre gewidmet ist. Die dankbaren Enkel begehen am 11. Febr 1828 die Säkulargeburtsfeier von Karl Eugen. Der volksthümliche Herzog war dem Gedächtnisse des dankbaren Volkes nicht entschlüpft, das Schlimme war vergessen, nicht das Gute, das er dem Lande zugefügt. Die Karlsschule hat ihren Saamen auf ein fruchtbares Gefilde ausgestreut; und ob längst die Akademie in den Staub sank, — noch heute trägt ihre Errichtung Blüthen und Früchte.

Am 8. Mai 1839 füllt wieder das Festgewoge einer freudigen Menge die Straßen, Fremde aus dem ganzen Vaterlande sind herbeigeeilt, die deutsche Feier zu begehen. Nicht dem Stifter der Karlsschule gilt es heute, es gilt ihrem berühmtesten Schüler.

Der Platz vor dem alten Schlosse ist mit Menschen übersät, und in Mitte desselben ist ein Denkmal errichtet, dessen Gegenstand uns noch neidische Schleier verhüllen. Jetzt schlägt ein Knabe den Mantel der Statue auseinander, Glocken tönen, mächtig rauscht der Gesang empor — neiget Euch vor Deutschlands großem Dichter, der so lange leben wird im Herzen seines Volkes, als ein Blatt erhalten ist, das Kunde geben könnte von seiner edlen Gesinnung, dem Fluge seines Geistes, dem Wohllaut seiner Sprache.

Zwei Jahre darnach', da tönt ein Freudenklang durch's ganze Land vom Schwarzwald bis nach Franken. König Wilhelm trägt fünfundzwanzig Jahre lang das Scepter und am Tage seines Jubiläums ließ er die Thore der Kerker öffnen; deshalb frohlockt sein Land. Wer ein Auge hat für das Volk, wer zu lesen versteht in seiner Gesinnung, wird einräumen müssen, der Zoll der Liebe, der hier einem Fürsten gebracht wird, ist dem innersten Leben entstammt. Die Hauptstadt hat in Straßen und Gäßchen nur Freude und Jubel angezogen. Hoch prangt die Säule, geschmückt mit den Wappen der vierundsechzig Oberamtsstädte. Ihre Inschriften gelten „dem furchtlosen Streiter in Krieg und Frieden für Deutschlands Ehre und Recht" dem „edlen deutschen Fürsten, der dem Bürger die Hand gereicht zum Landes-Grundvertrag," dem „treusten Freunde und Wohlthäter seines Volkes," dem geliebten König."

Daß ächter Glanz der Krone Reif beschütze
Steigt eine Säule aus dem Boden auf;
Des Volkes Recht ist ihre Felsenstütze,
Des Fürsten Liebe ihr metallner Knauf.

Ein edler Bund vom Grunde bis zur Spitze,
Und dankbar grub es die Geschichte drauf;
Dein Land empfing von Wilhelm Deinem Sohne
Aus freier Hand die freie Bürgerkrone.

sang Dingelstedt so schön als wahr.

Und welch ein majestätischer Zug schreitet da durch die Straßen der frohlockenden Residenz! Weiter und weiter geht er, und man zählt über zehn tausend Theilnehmer; wohl an tausend Frauen und Jungfrauen sehen wir vorüberschreiten, an sechshundert Reiter, dann wieder Wagen an Wagen, hunderte von Fahnen flattern in den Lüften, fürwahr ein seltenes Schauspiel! Da könnt ihr sie wieder sehen, die Stadtreiter, die treue Leibwache ihres Fürsten; ihnen reihen sich die Deputirten der Kreise und Städte an: die Trauben des Nekars, die Tannenzapfen des Schwarzwaldes, der Hopfen der Donau, die Aehre der Jagst künden uns die vier Kreise. Waffengefährten des Königs nahen. Veteranen der alten Regimenter — ein einziges hat schon der Apell des Todes vollständig abgerufen — ziehen unter Fahnen einher, die in den heißen Tagen von Arcis die Tapfern führten. Die Krieger der Jetztzeit schließen sich ihnen an.

Und nun tritt mit Einem Male
Aus der Schönheit Morgenſtrahle
Sittſam ſcheu die Jungfrau dar.

Drei Knaben mit weißſeidenen Fahnen geleiten die 250 blühenden Jungfrauen, die aus allen Gauen des Landes zur Verherrlichung des Tages hieher kamen. Ernſte Männer, Abgeordnete aus allen Bezirken erſcheinen nach ihnen. Ein ſtattliches Viergeſpann trägt die Gemeindeverfaſſung. Nun erſcheint ganz Württemberg in ſeinen Erzeugniſſen vor unſeren Augen. An die Jünglinge von Hohenheim, denen ein vergoldeter Pflug folgt, ſchließen ſich lange Züge, in denen Alles, was der Boden und der Fleiß des Württemberger hervorbringt, in ſinniger Zuſammenſtellung zur Schau gebracht wird. Eine Feſtſäule ſchmückt den Wagen des landwirthſchaftlichen Vereins von Laufen. Der fruchtbare Glemsgau ſendet einen fruchtbeladenen Kornwagen nebſt Schnitter und Schnitterinnen. Die Handelsgewächſe des Unterlandes zeigt der dritte Zug. Die Landleute von Vaihingen und ſeiner Gegend bringen im vierten eine Opferſchaale, die aus lauter Früchten gebildet iſt. Ein idylliſches Häuschen von Kalw, in dem Mädchen Flachs bereiten und Filderkohl zu Sauerkraut ſtellt der

fünfte dar. Die Pfalzgränze im ſechſten hat den Tabak zu ihrem Repräſentanten gewählt, und Säulen erheben ſich von lauter Tabaksbäumen. Eine ganze Weinleſe zieht dann vorüber; aus Hopfenreben ſehen niedliche junge Mädchen hervor, und herzige Pfullingerinnen tragen Obſtkörbchen, Dirnen mit Strohhut und Rechen begleiten einen hoch aufgethürmten Heuwagen. Ländliche Muſik ertönt, der Kirchheimer Wollwagen wird wird unter dem Klange der Schalmei und des Dudelſacks einhergeführt und Schäfer und Schäferin bringen blumenbekränzte Lämmer. Und fort und fort bewegt ſich der endloſe Zug. Alle Landestrachten wandeln vorbei. Die Induſtrie der Gegenwart mit ihren vielfachen Zweigen zeigt zum Schmucke des Tags die tauſend und tauſend Werkzeuge, die ihr dienen müſſen, die tauſend und tauſend Erzeugniſſe des Luxus und des Bedarfs, die durch ſie entſtehen. Auch der Handel fehlt nicht, die Künſte und Wiſſenſchaften, alle ſind durch geſchmackvolle Symbole bezeichnet. Die Verfaſſungsurkunde wird auf einem Kiſſen von drei Stadträthen getragen; Eine Ehrenwache aus 15 Offizieren der Bürgergarde und Mitglieder der Repräſentantenkammer geleiten dieſes Palladium des Landes. Ihnen reihen ſich, ein glänzender Anblick,

die Beamten des Reiches in ihren Uniformen an. Unter freudigen Gesängen schließen die Mitglieder der württembergischen Liedertafeln die unabsehbare Schaar.

Gewahrte damals der Rosenstein, wohin er auch blickte, von seiner Höhe nur Freude und Lust, so kamen auch wieder Tage, in welchen er überall ringsum nur bange Besorgniß sah. Die Krankheit hatte, drei Jahre später, den König auf das Lager geworfen, und schon fürchtete man das Schlimmste.

Seht da, die drei schwarzwälder Bäuerlein, die mit ihren Dreispitzern den Schloßplatz in „Schtugert" neugierig betrachten, als ob sie etwas suchten. Endlich haben sie gefunden, was sie wollten: das Haus in dem „der König wohnt." Sie sind eigens auf „Schtugert" gekommen, um ihrer Gemeinde zu berichten, wie es „unsern Wilhelm gehe." Der Portier weist sie in das Zimmer, wo das neueste Bulletin aufliegt. In der Vorhalle begegnen sie einer Dame, die sich nach ihrem Begehren erkundigt: „Mir kommet vom Schwarzwald her Junferle um zu erfahren, wie's nu unsern lieben König geht." Auf die Versicherung der Kronprinzessin der Niederlande, daß der „liebe König" außer Gefahr sei, entgegnet ganz treuherzig einer der Bauern: „Weiß Sie es au gewiß Junferle"

„Freilich" antwortet die Prinzessin von Oranien „ich bin ja seine Tochter" „Ha nu jitz ischi's reacht" riefen die Landleute aus, deß wird ä Freud im Ort sei! Näks für ungut Junferle und Gott behüt uns nu den liebe König." Freudig machten sich die Schwarzwälder wieder auf den Weg, und mit Thränen im Auge schaute ihnen die Prinzessin nach.

Aber König Wilhelm hat auch ein Herz für seine Unterthanen. Zeuge hiefür sind so viele Anstalten, Stiftungen und Einzelzüge, daß Ein Schritt in das Württemberger Land Jeden davon belehren muß.—

In edlem Style, ein Werk des Hofbaumeisters Salucci, prangt, einem griechischen Tempel gleich, in Mitte des Parkes, der ihn umruht, der Palast des Rosensteines. Er bildet ein rechtwinkliches Parallelogramm, dessen Hauptfaçaden nach Stuttgard und Kannstadt gehen. Der höhere Mittelbau scheidet es wieder in zwei, Höfe mit Springbrunnen umschließende, Quadrate. In fünf Flügeln, von denen der mittlere und die beiden äußeren von Säulen getragen sind, dehnt sich das Gebäude aus. Die Hauptportiken sind mit Darstellungen aus der griechischen Mythologie geziert. Die kleineren Säulengänge schmücken Medaillons und große Büsten, ebenfalls aus der griechischen Götterlehre. In den

fünfzig Zimmern, welche das Schloß enthält, findet der Beſucher manches ſchätzenswerthe Werk der Malerei und Skulptur. Die große, über hundert Fuß lange und vierzig Fuß breite Gallerie im Zwiſchengeſchoß iſt vor Allem der Betrachtung würdig. Sie erhält ihr Licht durch zwölf Fenſter und zwei Glasthüren, und von oben durch eine über der Kuppel, in der ſich die Gallerie endigt, angebrachte Laterne. Schöne Freskomalereien von Gutekunſt ſchmücken dieſe Kuppel; der Fries, welcher mit Reliefs von Weitbrecht geziert iſt, wird von ſechzehn Säulen getragen. Der Speiſeſaal zeigt Freskomalereien aus der Mythe des Dyoniſos nach Skizzen von Dieterich.

Der Park, der ſich gegen die Brach hinzieht, hat, in Geſtalt eines unregelmäßigen Dreiecks, einen Umfang von ungefähr einer Stunde. Er ſteht mit den Anlagen von Stuttgard auf der einen und mit Kannſtadt auf der andern Seite in Verbindung.

Herrlich iſt die Ausſicht von dem Schloſſe; weithin trägt der Blick von der Höhe. Vorn zeigt ſich Kannſtadt, und das geſegnete Neckarthal können wir aufwärts bis nach Eßlingen überblicken. Die Ruine von Teck und die Berge der Alb ſchließen den Hintergrund. Auf der entgegengeſetzten Seite bietet ſich das lebendige Bild der Reſidenzſtadt dar, die

aus großen Baummassen hervorragt, umgeben von freundlichen Bergen. Rebenhügel, schöne Dörfchen, fette mit Fruchtbäumen oder Weiden bepflanzte Wiesengründe gewahrt unser Auge auf den andern Seiten. Unter dem Rosensteine hindurch aber hat der Dampfwagen sich einen Weg gebahnt, und ein Tunnel wölbt sich über die Bahn, die er hier durchläuft. Von Rosenstein aus kann König Wilhelm auch hinüberschauen auf das Stammschloß seiner Ahnen, wo jetzt in einem einfachen Tempel das Grab seiner Katharina steht. An der Seite Paulinens die in der Gesinnung Katharinas fortzufahren wußte, ist ihm unterdessen manche häusliche Freude vorübergegangen. Zwei Töchter vergönnte ihm das Schicksal, in seiner Residenz als glückliche Gattinnen neben sich weilen zu sehen, eine zog nach den Niederlanden, um dort einst eine Zierde des Thrones zu werden.

* * *

Noch einmal, ehe wir scheiden, gewahren wir, wie sich Württemberg zu einem seltenen Feste schmückt, und vor Allem glänzt der Rosenstein im Feiergewande des Tages.

Es ist der 23. September 1847. Der Kronprinz hat sich eine Gemahlin heimgeführt, und heute

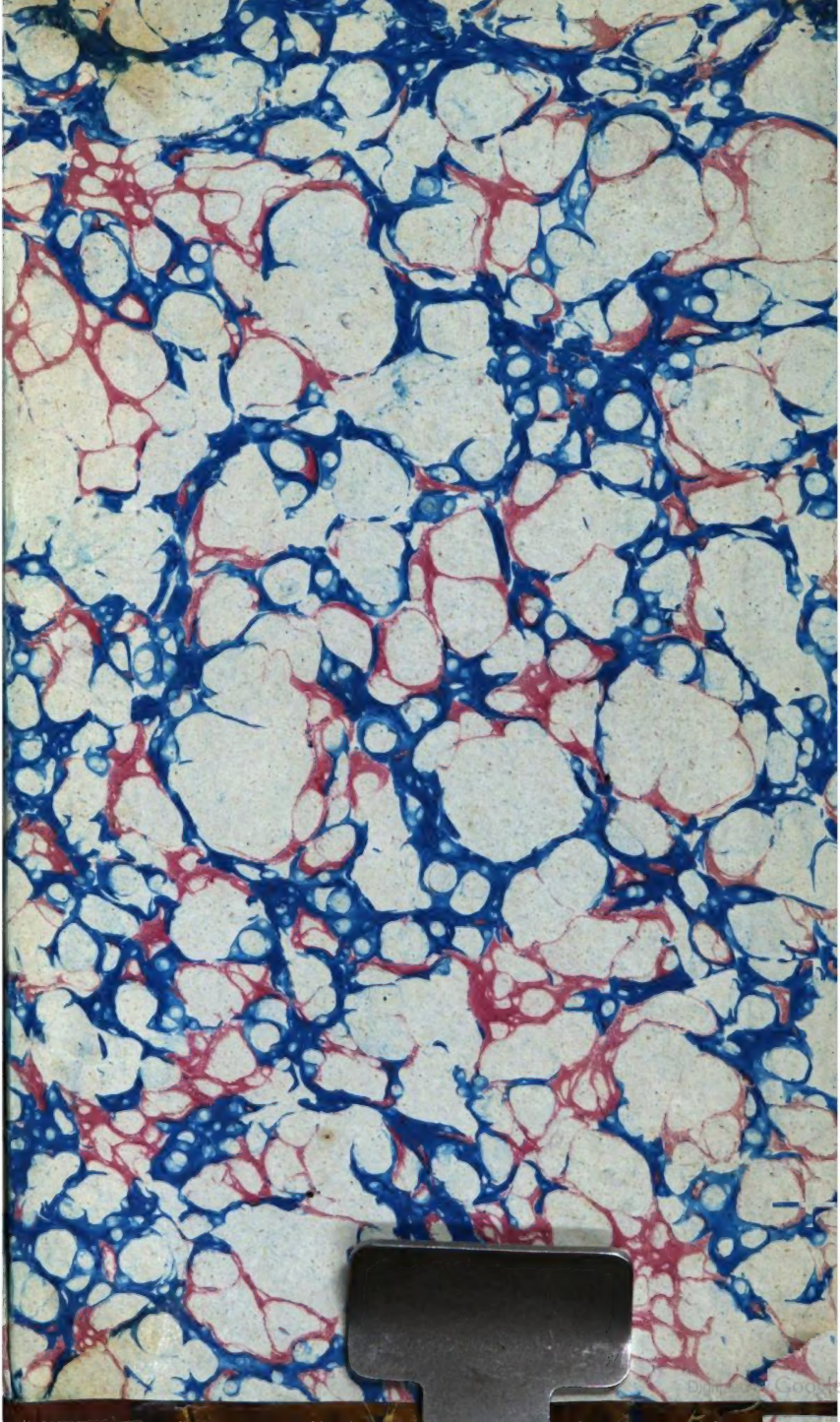
hält ſie von dem Roſenſtein hernieder ihren erſten feierlichen Einzug in die Reſidenz. Der Donner der Kanonen, das Hoch des Volkes, das Läuten der Glocken, Geſang und Muſik tönen wirr durcheinander, und das Auge blickt trunken auf die flatternden Fahnen, die prangenden Ehrenpforten, den Glanz der Uniformen, die Pracht der Häuſerzierden und das bunte Gewimmel der Menge.

Glück auf! Möge Maria Feodorowna's Enkelin, die Nichte Katharina Paulowna's, Württemberg eine zweite Katharina, mögen die ſinnigen Zeilen Juſtinus Kerners, mit denen er ſie in Weinsberg begrüßte, zur Wahrheit werden und ſie einſt als Königin, dem Lande ein heilbringendes Geſtirn aufgehen vom Engel Katharina geſandt:

Fahr' freudig weiter in dein ſchönes Land,
Wo immer Berge grüßen dich aufs Neue
Mit goldnen Trauben von der Felſenwand
Hin wo der Fruchtbaum ſeinen grünen Bogen
Zum Schattendach dir wölbt an Nekars Strand,
Der zu Dir eilt in himmelblauen Wogen,
In's Land, wo Bürgerherzen hell gezogen
Um's Königshaus ein diamant'nes Band.

Und wer hat Dich, Du Lieblichſte! geſandt?
Der Engel, der zu früh ſich fern gewandt,
Der Engel, der wie Du, ein Stern aus
Norden
Zum Liebesſterne unſerm Land geworden.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z179171706

Digitized by Google

Digitized by Google